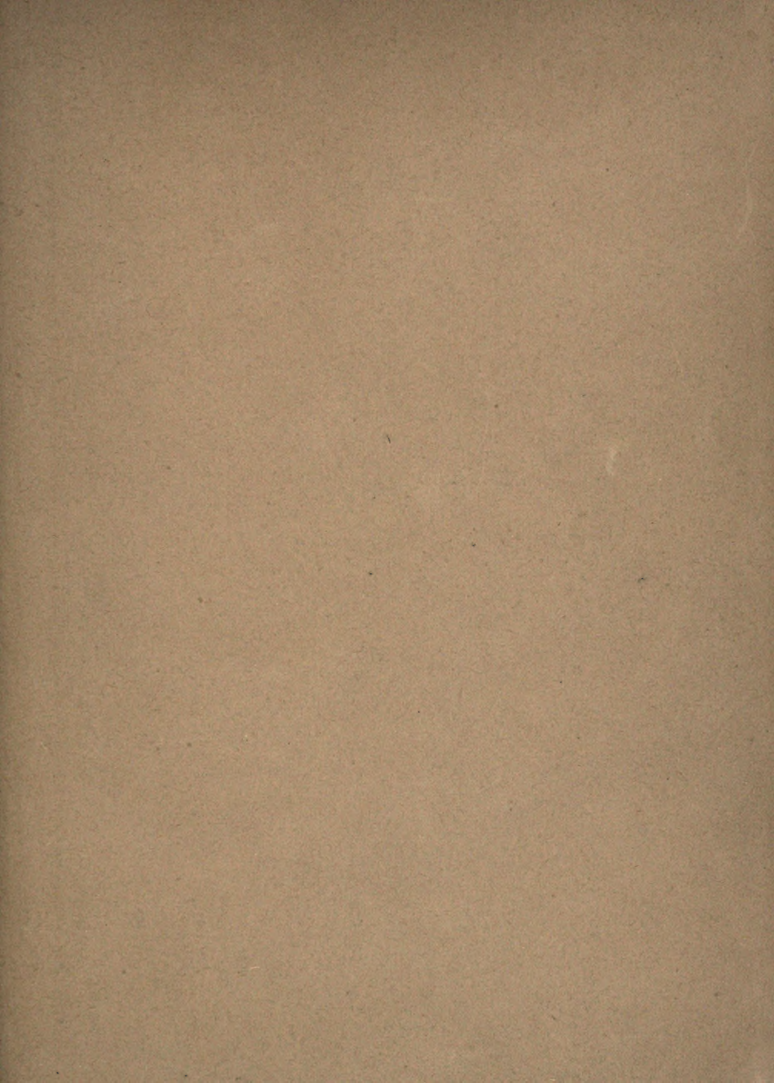






Erläuterungen

zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erlänterungen zu Goethes Werken.

68. 69.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1876.

Goethes lyrische Gedichte.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu bearbeitete Auflage.

Antiker Form sich nähernd. Elegien. Episteln. Epigramme. Weissagungen. Vier Jahreszeiten.

8. 9.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.
1876.

Antiker Form sich nähernd.

Der Vorspruch des Jahres 1814 deutet auf die längern antiken Verse, Distichen oder bloße Hexameter, von denen die letztern schon von den Römern als lange Verse bezeichnet wurden. Sie gaben sich als länger auch dadurch zu erkennen, daß sie beim gewöhnlichen Drucke oft gebrochen werden mußten. Falten deutet auf die Form als Gewand. Launig fragt der Dichter, wie er sich in dem antiken Gewande ausnehme. Auffällt der dieser erst 1814 aus den vermischten Gedichte ausgeschiedenen Abtheilung (vgl. B. I, 331 f.) gegebene Name antiker Form sich nähernd, der ja den Elegien und Epigrammen mit demselben Rechte ertheilt werden könnte. Unsere Gedichte sind Epigramme im griechischen Sinne, mußten aber auf diese Ueberschrift Verzicht leisten, da schon die venediger Epigramme diese Bezeichnung für sich in Anspruch genommen hatten.

Ueber die Art, wie Goethe auf die Epigrammendichtung gekommen, vgl. B. I, 177 f. Am 17. Dezember 1784 bat er Frau von Stein um die Epigramme, um sie abschreiben zu lassen. Den 6. Juli 1786 äußerte er gegen die in Karlsbad weilende Freundin, sie habe ihm die Epigramme nicht abgeschrieben. Die zwanzig ersten brachte schon die erste Ausgabe der Gedichte (vgl. B. I. 210 f.), mit manchen Veränderungen. Von ihnen

gehört mehr als die Hälfte dem Jahre 1782 (dem April, Mai, Juni, August und November), zwei dem Jahre 1784, eines sicher, andere wahrscheinlich dem folgenden Jahre an. Da Goethe in der elf Jahre später gemachten Sammlung seiner neuen Gedichte bei den venediger Epigrammen und den Elegien strengere metrisch-prosodische Grundsätze durchgeführt hatte, so wurden in der zweiten Ausgabe auch diese unter den vermischten Gedichten gegebenen Epigramme mehrfach prosodisch gereinigt. Er bediente sich dabei der Hülfe des jungen Heinrich Voß, den er auch Hermann und Dorothea metrisch durchnehmen ließ. Einige in der Zwischenzeit entstandene Epigramme traten hinzu, zwei andere, dem Jahre 1797 und 1798 angehörende erst in der dritten Ausgabe, während die letzter Hand keine Bereicherung dieser Abtheilung brachte; nach Goethes Tod wurden noch einige Stücke hinzugefügt (vgl. B. I, 445). In den meisten dieser Epigramme gibt der Dichter nach Art der Griechen einen anmuthig gewendeten Gedanken, den eine äußere Veranlassung oder eine innere Stimmung angeregt hat, in knapper Form. Aus der heitern Spiegelglätte der Seele löst er sich leicht wie ein sanfter Hauch und wiegt sich anmuthig auf der lieblich schwankenden Welle des Distichons. Einmal preist er auf äußere Anregung die edle That eines Fürsten, bei welcher dieser den Untergang fand; polemisch sind Epigramm 24. 25. 30. Viermal finden wir Paramythien nach Herders Bezeichnung*), freie Ver-

*) In der ersten 1785 erschienenen Sammlung seiner zerstreuten Blätter. Er sagt von seinen Paramythien, sie seien auf die alte griechische Fabel (Mythos) gebaut, legten nur in den Gang dieser einen neuen Sinn; bei der Benutzung des altgriechischen Namens folge er dem Gebrauche der Neugriechen, die Erzählungen und Dichtungen zur Unterhaltung mit diesem Erholung bezeichnenden Namen benennten. Die Sache ist alt, nur der Name von Herder neu angewandt.

wendung der griechischen Göttersage, in der Form des Distichons, wie solche auch in Epigrammen der griechischen Anthologie nicht fehlen.

1. Herzog Leopold von Braunschweig.

Prinz Maximilian Julius Leopold von Braunschweig, preuß. Generalmajor zu Frankfurt an der Oder, Bruder der Herzogin Amalie von Weimar, fand am 27. April 1785 in der Oder in der Dammvorstadt von Frankfurt seinen Tod. Er ward das Opfer seiner Verwegenheit, aber da er seiner großen Menschenfreundlichkeit und werkthätigen Hülfe wegen in Frankfurt außerordentlich beliebt war, verbreitete sich dort, obgleich kein Menschenleben in Gefahr gewesen war, die Sage, er habe den vom Eisgange bedrohten Bewohnern zu Hülfe eilen wollen. Und dieser nach auswärts überall auf den Flügeln des Gerüchtes gelangten Sage wagte niemand zu widersprechen. Friedrich der Große vermuthete gleich, seinem Neffen hätten seine gewohnten überspannten Ideen den Tod gebracht, weshalb er von General von Belville genaue Mittheilung forderte.*) Die Herzogin Amalie ließ ihm zu Tiefurt ein Denkmal setzen, für das unser Epigramm bestimmt war. Goethe nahm es 1783 an der Spitze seiner der zweiten Sammlung einverleibten Epigramme mit mehrern Aenderungen auf.**) Eine weitere Veränderung erfuhr das Gedicht

*) Vgl. den Aufsatz von G. W. Keßler in Raumers historischem Taschenbuch, Jahrgang XV, 683 ff.

**) Ursprünglich begann V. 3: „Glücklich ruhest", 4 lautete: „Bis dich die steigende Flut wieder umbrauset und weckt." Das letzte Distichon hatte Goethe auf zwei verschiedene Weisen vorgeschlagen:

Werde dann hülfreich den Menschen, wie du es Sterblicher warest,
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt,

oder, wenn diese Beziehung auf die Herzogin, welche das Denkmal ihrem Bruder setzte, Anstoß finden sollte:

in der zweiten Ausgabe.*) Man erzählte, der Prinz habe, als die Noth in der Vorstadt durch den Dammbruch aufs höchste gestiegen und das Jammergeschrei an sein Ohr gedrungen sei, sich nicht länger halten lassen, sondern sei mit den Worten: „Ich will sie retten! Ich bin ein Mensch, wie sie, bin meine Brüder zu retten verpflichtet und vertraue der Vorsicht", mit einigen Schiffern in einen Kahn gesprungen; durch einen Weidenbaum sei dieser umgeschlagen worden, nur die Schiffer hätten sich gerettet. In Wirklichkeit unternahm er trotz aller Versuche, ihn abzuhalten, die Fahrt durch die Lücke der vom Eis weggerissenen Brücke mit ein paar Leuten seines Regiments; an einer umgesunkenen Weide kippte der Kahn um, die Leute retteten sich, den Prinzen zog man bald darauf als Leiche aus dem Flusse. Das Gedicht dürfte in den Mai fallen. Am 7., wo Goethe an Knebel schrieb, der Tod des Prinzen Leopold werde ihn gerührt haben, war es noch nicht vollendet. Herder dichtete, wohl im Wettstreit mit Goethe, auf den Prinzen die erst längst nach seinem Tode erschienenen Verse:

„Laßt uns helfen den Armen! Auch wir sind Menschen!" So sprach er,
 Und stieg muthig voran in den errettenden Kahn.
Und da sprachen die Götter: „Dem menschenfreundlichen Helden
 Ziemt ein höheres Loos! Komm zum Olympus hinauf,
Tyndaride!" Da stürzte der Kahn, da stieg er zum Himmel,
 Jetzt ein glänzender Stern oder ein rettender Geist.

Beide Dichter stimmen darin überein, daß sie den im Dienste

Werde dann hülfreich den Menschen, und was du Sterblicher wolltest,
 Führe Unsterblicher aus, bändige Wellen und Noth!

Letztere Fassung wurde genehmigt, aber das Denkmal, welches Amalie ihrem Bruder setzte, erhielt keine Inschrift.

*) V. 5 begann in der ersten: „Sei dann hülfreich dem Volke, wie (ohne so) du es Sterblicher."

der Menschlichkeit gefallenen Fürsten als einen dauernden Schutzgott darstellen, Goethe von seinem Grabe aus, das ihn ewig am Ufer fesselt*), als einen durch seinen Tod dem Flußgotte gleichen Herrscher über den Fluß, Herder als heilbringenden Stern, wie die den Schiffer schützenden Dioskuren, die Tyndariden, oder sonst als rettenden Geist. Goethe feiert den entschiedenen Willen des menschenfreundlichen Fürsten, der dem Kampfe mit dem Elemente unterlag, während er jetzt als Gott denselben auszuführen nicht mehr durch menschliche Unzulänglichkeit gehindert wird. Wenn bei Herder die Götter die edle That des menschenfreundlichen Helden durch die Erhebung zum Olymp belohnen, so liegt bei Goethe der Lohn eben darin, daß er in Zukunft das vollbringen wird, was er als Mensch vergeblich erstrebt hat.

2. Der Ackermann.

Das im Nachlasse der Frau von Stein gefundene, nicht später als 1785 gedichtete Epigramm erfuhr in der zweiten Ausgabe mehrere Veränderungen.**) Vielleicht ward Goethe durch Herders Uebersetzung des griechischen Epigramms d a s G r a b d e s L a n d m a n n s (III, 13) zu dem anmuthigen Gedichte veranlaßt. Das griechische Epigramm ist eine Grabschrift auf den eben gestorbenen „alten, guten" Amyntichus, welchen die Erde,

*) Der ruhende Flußgott läßt aus seiner Urne das Wasser sich ergießen nach einer den alten Dichtern und Künstlern geläufigen Vorstellung.

**) Ursprünglich lautete V. 1: „Eine flache Furche bedeckt den goldenen Samen." Goethe hatte einmal versucht: „Flach bedecket die Furche und leicht." H. Voß wollte statt f l a c h e l o c k e r e. V. 2 begann früher „Eine tiefere deckt", wo H. Voß s c h w e r e r e vorschlug. V. 3 hieß anfangs: „Pflüge fröhlich und säe, hier keimet Nahrung und Leben." Die Aenderung des Anfangs scheint von H. Voß vorgeschlagen. Vgl. Weimarisches Jahrbuch III, 160.

die er „unverdrossen mit emsigen Händen geschmückt", leicht und freundlich aufnehmen, sanft decken und dankbar Kräuter und Blumen über seinem Haupte blühen lassen möge. Der Schluß spricht eigenthümlich die Hoffnung eines andern Lebens aus. Klopstock machte schon 1759 für sein und seiner Meta Grab die Inschrift: „Saat von Gott gesäet, am Tag der Garben zu reifen." Vgl. in Schillers Lied von der Glocke den Absatz „Dem dunkeln Schoß der heilgen Erde" und das Gedicht Hoffnung Str. 2, 5 f. Anders hat das Bild des Sämanns Schiller Gedicht 77 verwandt. Vgl. auch Goethes Verse von 1772, oben B. I, 70.

3. Anakreons Grab.

Wohl gleichzeitig mit 2 durch die griechischen Epigramme gleicher Ueberschrift in Herders Uebersetzung (I, 19. III, 11. V. 20) veranlaßt. Die Verse fanden sich auch in Herders Nachlaß. Goethe hatte den Anakreon und Theokrit 1772 mit großem Antheil gelesen, wovon Wanderers Sturmlied (vermischte Ged. 14) zeugt. Aus der ersten Ausgabe ging das Gedicht unverändert, nur mit Verbesserung des Druckfehlers schon statt schön, in die zweite über. Wenn die griechischen Epigramme den Wunsch aussprechen, daß Epheu mit vollen Beeren um des Dichters Grab grünen, Blumen auf den Wiesen umher blühen, Milch und Wein dem Anakreon fließen oder daß traubenreiche Weinstöcke um sein Grab sich winden, der Sänger auch drunten des Weins sich erfreuen oder im Todtenreiche Nektar ihm strömen, Veilchen und Myrten ihn umkränzen und er sich im trunkenen Tanze mit schönen Mädchen erfreuen möge, so sieht Goethe das Grab wirklich von lieblichem Leben umwoben, von Rosen, Reben und Lorbeer umgeben, von Turteltauben und

Grillen (Cicaden) belebt*), und stellt diesem reichen Naturleben, das des Dichters Ruheort schmückt, das genuß- und leblos hinsiechende Alter entgegen, vor dem der Glückliche durch seinen zeitigen Heimgang bewahrt worden.

4. Die Geschwister.

Auch dieses und das folgende Epigramm befanden sich im Nachlasse der Frau von Stein; beide fallen spätestens 1785. Erst in der zweiten Ausgabe erhielt das Gedicht mehrfache Veränderungen.**) In eigenthümlicher Wendung wird dem Menschenbildner Prometheus die unwillkürliche Einführung des Todes in das Menschenleben zugeschrieben, wobei freilich dessen Voraussicht sich nicht glänzend bewährt. Ganz anders hatte Goethe in seinem Drama Prometheus (1774) den Tod dargestellt. Die einzige Gabe, welche er dort von den Göttern erhält, ist die Bildung seiner Geschöpfe durch Minerva. In dem Gedicht die Nektartropfen (Kunst 1) verdanken die Menschen der Minerva den Kunsttrieb. Wenn die alte Dichtung und Kunst den Tod als Bruder des Schlafes darstellt (Lessings und Herders berühmte Abhandlungen hatten Goethe lebhaft angeregt), so wird hier der

*) Klopstock nennt in der Ode der Lehrling der Griechen „dichterische Tauben" als Anakreons „fabelhafte Gespielinnen", die sein Ohr „sanft zugegirrt", und hiernach gibt Goethe in Wanderers Sturmlied ihm ein Taubenpaar in den „zärtlichen" Arm. Eines der anakreontischen Lieder ist an seine geliebte Taube, eines an die Cicade gerichtet; das letztere hat Goethe übersetzt. Auch Gedichte auf die Rose und den Wein finden sich unter den anakreontischen Liedern. Daß alle Götter der lebensvollen Natur das Grab schön bepflanzt und geziert, ist so zu verstehn, daß der Götter Huld sich in dem reichen Schmucke desselben offenbart.

**) V. 1 stand früher „zwei himmlische Brüder, die Göttern nur dienten", 3 lautete: „Doch was Göttern leicht, wird Menschen schwer zu ertragen", 4 fand sich beidemal so ward statt ward nun.

Tod als ein Genius der Götter gefaßt, der, in das Menschenleben eingeführt, eine übermächtige Wirkung übt. Freilich hält die Paramythie bei genauerer Betrachtung nicht Stich, da ja auch die Menschen neben dem Schlaf den Schlummer haben; doch sollte hier der Tod als freilich unwillkürliche Gabe des Prometheus, als ein Erbtheil des Menschengeschlechts, im Gegensatze zu den Unsterblichen, begründet werden.

5. Zeitmaß.

Das Epigramm möchte von Goethe bei einer kurzen Entfernung von Weimar, die ihn Frau von Stein schmerzlich vermissen ließ, gedichtet sein, etwa zu Jena am 19. November 1784; denn daraus, daß er in dem Briefe dieses Tages nicht, wie im vorigen, eines beigelegten Epigramms gedenkt, dürfte nichts zu schließen sein. Doch könnte man unser Epigramm auch für dasjenige halten, was er am 13. der Freundin schickte, um es der Einladung an Herder beizulegen. Gerade damals zogen ihn Herders Paramythien, die den Abend gelesen werden sollten, sehr an. Auch unser Epigramm hat bei der Aufnahme in die zweite Ausgabe ein paar Verbesserungen erfahren, wobei sogar Amor die griechische Namensform gewonnen hat.*) Der zeitvergeudende Gott kümmert sich sonst nicht im geringsten um die Messung der Zeit, so daß der Dichter mit Recht sich darüber wundert, daß er ihn in jeder Hand eine Sanduhr halten sieht. Eine vorhandene Kunstdarstellung liegt wohl nicht zu Grunde; der Dichter hat dies nur frei ersonnen zur Darstellung des Gedankens, daß Liebenden die Zeit der Entfernung ungemein langsam, die ihres Zusammenseins unglaublich rasch vorübergeht. Wie das rasche

*) V. 1 lautete in der ersten Ausgabe: „Eine Sanduhr in jeglicher Hand erblick' ich den Amor“, 2 stand „der leichtsinnige Gott, mißt er uns“.

und langsame Ablaufen der Sanduhr angedeutet sei, ist nicht bezeichnet, und doch kann man kaum annehmen, daß diese Auslegung der bildlichen Darstellung willkürlich sei.

6. Warnung.

Nach der Aeußerung an Frau von Stein vom 22. November 1784: „Lebe wohl, und wenn eine Bitte bei Dir stattfindet, so wecke den Amor nicht auf, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert“, muß das Epigramm um diese Zeit fallen. Die zum Morgengruße bestimmten Zeilen spielen gerade launig auf unser ihr bereits mitgetheiltes Epigramm an, das von Goethes Hand sich noch in ihrem Nachlasse befand; deuten sie auch auf den ersten Vers, gleichsam als Titel des Epigramms, so zielen sie doch besonders auf den zweiten:

Geh, vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!

In der zweiten Ausgabe wurde auch unser Epigramm prosodisch gereinigt.*) Es ist eine Mahnung an sich, durch die Sehnsucht nach der Geliebten sich nicht in den Tagesarbeiten stören zu lassen, angeknüpft an die so häufige bildliche Darstellung des schlafenden Amor. Man vergleiche dazu das leipziger Lied Scheintod (Lieder 37). Hier wird in einem hübschen Vergleiche ausgesprochen, daß die Liebe sich nur zu bald von selbst regen werde. Ganz mißverständlich hat man gemeint, der Dichter deute an, er gehe mit dem Amor so zärtlich um, wie eine Mutter mit ihrem Knäbchen.

7. Süße Sorgen.

Dieses „Erotikon“ schickte Goethe ganz warm von Jena, wo es eben entstanden war, am 22. November 1788 an den Herzog

*) In der ersten stand V. 1 „Wecke nicht den Amor, er schläft“, V. 3 „So der Zeit bedienet sich klug die“.

Karl August. Viehoff, der dies übersah, rieth auf das Jahr 1782. Es ward für die erste Ausgabe der Gedichte bestimmt, deren erste Sammlung es beschloß, während die übrigen Epigramme mit Ausnahme von Ferne (10) in der zweiten stehen.*) Da der Mensch nun einmal die Sorgen nicht los werden kann, so wünscht er sich, die süßen Sorgen der Liebe möchten alle übrigen vertreiben, sein Herz gleichsam auf immer einnehmen und es gegen jene bewachen. Vgl. Lied 85 und das Lied der Sorge im fünften Akt des zweiten Theils des Faust.

8. Einsamkeit.

Im April 1782 gedichtet. Vgl. B. I, 177 f. Am 5. Mai sendet Goethe seinem Freunde Knebel unser Epigramm nebst 11. und 12. mit der Bemerkung, dieselben würden ehestens in steinernen Tafeln eingegraben erscheinen.**) Es findet sich noch jetzt auf einer Tafel in der Nähe des römischen Hauses im Park, ganz gleichlautend mit der Fassung, in welcher es Knebel mitgetheilt ward.***) Schon die berliner Literatur- und Theaterzeitung brachte am 19. Juli 1783 das Epigramm mit der Bezeichnung „Verse von Goethe, in einer Felsenwand im Park bei Weimar in Marmor eingehauen". Die Ephemeriden der Literatur und des Theaters gaben am 9. September 1786 unter der Ueberschrift: Die Inschriften im Stern und in

---

*) In der ersten Fassung als Beilage des Briefes an den Herzog steht V. 2 bis statt eh, 3 denn statt dann. In der zweiten Ausgabe, die das Lied zwischen Nähe (Lieder 38) und der Uebersetzung des anakreontischen an die Cicade hat, ward wieder denn gesetzt.

**) Dort steht V. 1 bewohnet, 3 Muth statt Trost, 6 Jedem statt Jeglichem.

***) Vgl. R. Springer „Weimars klassische Stätten" S. 63.

Tiefurt unser Epigramm und unten 13. und zwischen ihnen die Verse:

Steile Höhen besucht die ernste, forschende Weisheit;
Sanft gebahnteren Pfad findet die Liebe im Thal.

In der zweiten Ausgabe erhielt der letzte Vers eine metrische Verbesserung.*) Das Gedicht ist ein freudiger Dank an die freundlichen Nymphen der Felsen und Bäume des Parkes (vgl. unten 12), die, wie sie jedem verleihen, was ihm Noth thut, so ihm die Geliebte hier begegnen lassen, die sein höchstes Glück bildet.**) Höchst anmuthig läuft das Gedicht in das Gefühl aus, daß auch er gern jedem Vertrauenden, wie es die Nymphen thun, Trost und Hülfe schaffen möchte.***) Am 23. November 1778 schreibt Goethe: „Es ist eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, was man so selten thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern hilft."

9. Erkanntes Glück.

Wahrscheinlich im August 1782 gedichtet. Am 14. schreibt er der Freundin, heute hoffe er besser des Guten genießen zu können, das ihm so reichlich in ihr und durch sie bereitet sei. Vgl. B. I, 181 f. In der zweiten Ausgabe traten ein paar metrische Aenderungen ein.†) In den beiden Distichen entsprechen

---

*) Tröstlich und hülflich statt hülfreich und tröstlich. Hülflich ist keine Neubildung Goethes: es verhält sich zu hülfreich, wie tröstlich zu trostreich (auch trostvoll). Die Umstellung und die Form wurden durch den leichtern Abfluß des Schlusses des Pentameters veranlaßt.

**) Alphons wünscht im Tasso (I, 2), daß ihm in seinen Gärten „eine Schönheit in dem Kühlen, wenn er sie suche, gern begegnen möge".

***) Nach V. 2 sollte Punkt statt des Ausrufungszeichens stehn, da der Vers kein Ausruf, sondern bei gebet, wie V. 3 f. bei schaffet und gönnt, ein ihr zu denken ist, das der Relativsatz V. 1 vertritt.

†) In der ersten lautete V. 1: „Was die gute Natur weislich nur vielen vertheilet", 3 stand „begabte, die von so vielen verehrte".

sich Hexameter und Pentameter, und daß die letztern in ihrem Schlußworte ihr, mir reimen, wirkt nicht störend, da auf beiden der Nachdruck ruht, so daß man sagen könnte, der Reim schließe gleichsam beide Distichen zusammen. Daß die einzig begabte Frau, die überall ihrer außerordentlichen Vorzüge wegen verehrt wird, gerade ihn auserkoren hat, erkennt er als eine Gunst des ihm gewogenen Geschicks.

10. Ferne.

Goethe sandte die Verse am 12. April 1782 von Meiningen aus an Frau von Stein mit der Bemerkung: „Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung Dein ist. Du wirst Dich verwundern, wie Herr Jourdain, qui faisoit de la prose sans le savoir.“ Mit einigen Aenderungen gab er es zwischen zwei an Frau von Stein gerichteten Gedichten, Nachtstunden und an Lida (vermischte Ged. 32. 33), 1788 in der ersten Sammlung seiner Gedichte.*) Goethe brachte hier ein brieflich geäußertes Witzwort der Freundin (er habe lange Arme, wie die Könige, da er sie auch in der Ferne an sich heranziehe)**) in Verse, indem er dieses sich selbst in den Mund legt. Schon Ovid kennt die langen Hände der Könige.***)

---

*) Ursprünglich stand V. 1 hat (statt gab), 2 „Zu des Reiches Heil längere Arme verliehn“, 3 „Geringem gab“ (statt Geringen verlieh), 4 „fern und (offenbares Versehen) halte Dich, Psyche“. In der zweiten Ausgabe, wo das Epigramm zwischen den Gedichten an Silvien und an Lida steht, ward der zweite Vers umgestaltet, der in der ersten lautet: „Einen längern Arm und eine stärkere Faust“, und V. 3 vor Geringen dem eingeschoben.

**) Den betreffenden Brief der Freundin hatte er am 11. in Meiningen vorgefunden. Am vorigen Tage hatte er derselben von Ostheim geschrieben, er sei ihr so nah, als wenn er Hand zu Hand reichte.

***) Her. XVII. 166: An nescis longas regibus esse manus?

11. Erwählter Fels.

Auch dieses Epigramm sandte Goethe am 5. Mai 1782 an Knebel; er hatte es aber wohl schon den 17. April im Sinne oder bereits gedichtet, da er an diesem Tage demselben Freunde schreibt, bald würden die Steine anfangen zu reden; denn hier redet der Stein selbst, was der Liebende ihm anvertraut, der ihm allein Stimme verliehen habe. 1788 nahm der Dichter die Verse nur mit einer Veränderung auf*); zwei bedeutendere erfuhren sie in der zweiten Ausgabe.**) Das Gedicht spricht das volle Glück des im Parke wandelnden glücklichen Liebenden aus. Alle Felsen und Bäume, die er hier bei seiner Wanderung schaut, sind stumme Zeugen seiner unbegränzten Seligkeit, welche er durch freudigen Ruf zu Denkmälern seines Glückes weiht, die ihn immerfort daran erinnern sollen; diesen einen Stein hat er zum Sprecher auserkoren, wie die Muse sich auch ihren Liebling unter vielen auswählt.***) Heiteres Glück belebt das ganze anmuthig sich ergießende Gedicht.†) Die für den Park bestimmte Inschrift hielt Goethe später zurück und brachte sie an einem Felsen hinter seinem Gartenhause auf einem Hügel mit einem von Bäumen umgebenen Ruhesitze an, wo sie noch jetzt in der ursprünglichen Fassung sich findet.††)

*) V. 6 werde statt bleibe.

**) V. 1 stand in der ersten: „Hier gedachte still ein Liebender", 6: „Ruf' ich weihend und froh: bleibe mir Denkmal des Glücks", 7 „Dir allein verleih' ich die Stimme."

***) Die Weihe des Dichters durch einen Kuß der Muse ist eine eigene Wendung. Nach der gewöhnlichen dichterischen Vorstellung schaut die Muse den Dichter bei der Geburt mit gnädigem Blicke an. Vgl. den Anfang des schillerschen Gedichtes das Glück.

†) V. 3 müßte es doch wohl überhebe heißen und 6 dürfte weihend und froh nicht ganz bezeichnend sein.

††) Vgl. Springer S. 84 f.

12. Ländliches Glück.

Das gleichzeitig mit 8 und 11 an Knebel gesandte Epigramm bezieht sich auf den von der Ilm durchrauschten Park in Tiefurt. In der ersten Ausgabe hat Goethe zwei kleinere Aenderungen, in der zweiten ein paar andere gemacht.*) Aber nicht in Tiefurt, sondern im Parke ward die Inschrift in ihrer ursprünglichen Fassung an einem Felsen angebracht.**) Im Sommer 1774 hatte Prinz Konstantin auf dem Gute zu Tiefurt mit seinem Erzieher Knebel seinen Sitz genommen; der Pächter wurde entlassen, die Bauergehege niedergerissen und allmählich ein ganz angenehmer ländlicher Aufenthalt geschaffen, der durch vielen Besuch vom nahen Weimar belebt wurde. Besonders das Erntefest und den Geburtstag des Prinzen beging man hier stattlich. Wieland preist die hier gepflanzten „lieblichen Wohnungen, Paradiese und Haine“. Aber schon im Juni 1781 begab sich Prinz Konstantin auf Reisen, und Knebel, verstimmt, daß dieser ihn nicht zu seinem Reisebegleiter gewählt, zog sich im Spätherbste auf längere Zeit in seine fränkische Heimat zurück. Die Herzogin Mutter wählte sich Tiefurt seit der Entfernung ihres Sohnes zum Sommeraufenthalte, suchte „Tiefurts Haine“ zu verschönern und durch dramatische Vorstellungen zu beleben. Am 26. Juni, etwa zwei Monate nach unserm Gedichte, schreibt die Hofdame der Herzogin Amalie, von Göchhausen, an Knebel, der Herzogin, Goethes und ihr liebster

---

*) Schon 1788 schrieb er V. 4 geheim auf ihren Pfaden statt sanft auf ihren Tritten, 5 uns statt euch. In der zweiten Ausgabe änderte er V. 1 o seid, ihr statt seid, o ihr, 2 eueren statt und euern, 3 „Weihend feierten sie im Stillen“ statt „Jene feierten erst hier still“, 4 „Wir dem gebahnten Pfad folgend beschleichen“. Seit der Quartausgabe liest man 3 jen' statt sie.

**) Vgl. Springer S. 63.

Traum sei es, ihn wieder in Tiefurt zu begrüßen, wenn sie „in diesem lieben, lieben Tempe" die Sonne untergehn oder den Mond in seiner stillen Pracht aufgehn sähen. Das Gedicht ist wohl geschrieben, ehe die Herzogin für dieses Jahr Tiefurt bezogen hatte. Der Dichter bittet die Götter des Hains, die Faunen*), und die Nymphen der Ilm der entfernten Freunde (des Prinzen und Knebels) zu gedenken und die nahen (die Herzogin und alle in Weimar zurückgebliebenen Freunde) zu erfreuen. Jene hätten hier ländliche Feste in stiller Zurückgezogenheit von der Stadt gefeiert, wozu sie den Ort eingeweiht, da sie ihn zu einem Lustorte geschaffen: sie suchten hier das Glück auf, zu dem jene die Pfade gebahnt.**) Er schließt dann mit dem Wunsche, daß auch Amor hier mit den Haingöttern und Flußnymphen leben möge, der die Anwesenden ihnen lieb mache und sie der Entfernten gedenken lasse. Amor wird hier als Genius der Freundschaft gedacht. Goethe änderte V. 5 euch in uns, was wir für eine entschiedene Verbesserung halten; dieselbe Aenderung hätte aber auch am Schlusse von V. 6 eintreten sollen. Jetzt sieht man einen Grund des Wechsels gar nicht ein, ja er ist geradezu störend. Freilich kann man sagen, unter uns seien die Geister und Nymphen mitverstanden; aber warum denn die Unterscheidung am Schlusse? Auch sind schon am Anfang jene gebeten, der Entfernten zu gedenken, so daß dies hier als eine Wiederholung auffällt. Durch die Aenderung uns am Schlusse gewänne das Gedicht abschließende Einheit; natürlich wird dieses auch zu lieb gedacht, und auch deshalb ist das Komma vor und zu streichen.

---

*) Am 8. November 1782 schreibt die Herzogin Amalie an Knebel, sie habe ihr Lohhölzchen in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen sich des Aufenthaltes darinnen nicht zu schämen brauchten.

**) Beschleichen von dem mühelosen Erlangen im Gegensatze zu der Mühe, die jene sich um Tiefurts Einrichtung gegeben.

13. Philomele.

Am 26. Mai 1782, einem Sonntage, sandte Goethe mit einem freundlichen Morgengruße unser die Nachtigall überschriebenes Epigramm an Frau von Stein; er hatte es wohl am vorigen Abende, wo er der Freundin entbehren mußte, in seinem Garten gedichtet. Das zweite Distichon lautet hier:

> Damals saugtest Du schlürfend das Gift in die liebliche Kehle;
> Denn wie Cypriens Sohn trifft Philomele das Herz.

Ehe die Verse in Tiefurt unter eine Bildsäule des eine Nachtigall mit einem Pfeile fütternden Amor gesetzt wurden, änderte Goethe V. 2 kindisch in spielend und gestaltete das zweite Distichon also:

> Schlürfend saugtest Du Gift in die unschuldige Kehle;
> Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

Amor sitzt auf einem Postament von Tuffstein über einer kleinen Steingrotte. Wahrscheinlich meint die Herzogin Amalie unser Epigramm, wenn sie schreibt, Goethe habe ihr ein solches zu einer Grotte jenseit der Ilm gerade der Einsiedelei gegenüber gemacht. Auch Ludecus gedenkt dieser Inscription Goethes. Die Zeichnung jenes Amors mit der Nachtigall machte ohne Zweifel Oeser, in dessen Nachlaß sich dazu die Bleistiftskizze mit Goethes Versen gefunden hat. Ganz haltlos ist die Beziehung der Distichen auf die reizende weimarische Kammersängerin Corona Schröter. In jener Fassung wurden die Verse unter Goethes Namen bereits am 7. Mai 1785 in den berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters gedruckt und mit einer Abweichung daselbst 1786 unter den Inschriften im Stern und zu Tiefurt (vgl. zu Epigramm 8). In der ersten Ausgabe führte Goethe V. 2 kindisch wieder statt spielend ein, was Sauppe wunderlich gegen die zarte Würde und Lieblichkeit des

Gedichtes zu verstoßen scheint, weil er die Beziehung nicht verstand. Erst in der zweiten Ausgabe erhielt das zweite Distichon die jetzige Fassung. Daß der Gesang der Nachtigall süße Liebessehnsucht in der Seele errege, wird von dem von der Gewalt der Liebe tief getroffenen Dichter durch eine anmuthige Paramythie erklärt. Der Gott, der mit seinem Pfeile in kindischem Spiel die Nachtigall ätzt, hat dabei nichts Arges im Sinne gehabt, aber das Feuer seines Pfeiles theilte sich der Speise mit.*)

14. Geweihter Platz.

Das, wie manche der griechischen Anthologie, in Hexametern geschriebene Epigramm, ward für Tiefurt, wohl im Jahre 1782, gedichtet. Dort steht es auf einem hölzernen Postament der Gipsbüste Wielands; jeder Vers ist in zwei Theile getheilt.**) Am 23. Juni schrieb die Herzogin Amalie, sie habe die Büste ihrer drei Genien (Goethe, Wieland, Herder) in dem Lohhölzchen aufgestellt und Villoison auf ihren Wunsch ein halb Dutzend (lateinische) Inschriften dazu gemacht. Diese scheint sie nicht benutzt und Goethe andere gemacht zu haben, die sich nicht auf die Dichter selbst bezogen. Mit zwei Veränderungen ging das Gedicht in die Sammlung von 1788 über***), wo es nach dem vorigen seine Stelle erhielt;

---

*) Die jetzige Fassung des zweiten Distichons billigt Sauppe nicht, mit Ausnahme des schönen harmlos athmende. Wie er das auf die Gegenwart gehende nun überflüssig finden konnte, begreift man ebenso wenig, als seinen Anstoß an durchdrungen von Gift und der energischen Verschlingung zu einem Satze.

**) Vgl. Springer S. 45 f. Hier schließt V. 1 „die eine Mondnacht versammelt", 2 steht „heimlich von dem Olympe", 3 „die schönen Gespräche". V. 4 ist ein Pentameter: „Sieht dem heiligen Tanz | Ihrer Bewegungen zu", 6 steht sehr hart „Reizendes hervorbringt".

***) V. 4 änderte Goethe: „Sieht den freundlichen Tänzen, den stillen Bewegungen zu", wo zum Hexameter noch die Schlußsilbe fehlt. V. 6 schrieb er „Reizendes immer gebar".

wesentliche Verbesserungen erfuhr es in der zweiten Ausgabe.*) Welche unnennbaren Gefühle die heitere Mondnacht einer lieblichen Gegend in der Seele des Dichters wach rufe, deutet unser Epigramm in anmuthiger Wendung an. Vgl. das Elfenlied B. I, 165 f. Die reizende Gegend zieht Nymphen und Grazien an. Hierbei schwebt die Stelle des Horaz vor (Oden I, 4, 4 ff):

Schon führt Venus Cythere im Scheine des Monds die Reigentänze,
Gemischt mit Nymphen schlagen fußabwechselnd
Liebliche Grazien hüpfend den Boden.

Unser Dichter hört sie auch singen und die geheimnißvolle Bewegung ihrer dem Auge der gewöhnlichen Sterblichen verborgenen Tänze erkennt er; wie im wachenden Traume erschaut er das Herrlichste, was Himmel und Erde bietet, und er erzählt, was er geschaut, den Musen, die ihn lehren, was die Götter geheim gehalten wissen wollen, zu verhüllen. Den Ort, wo er diesen göttlichen Reigentanz gesehen, den „geweihten Platz“, verräth er so wenig, wie was er gesehen. Das Ganze ist eben nur eine Vision, in welche den Dichter eine Mondnacht versetzt, deren herrlicher Anblick ihn entzückt hat.

15. Der Park.

Zu Gotha am 9. oder 10. Mai 1782 oder auf dem Ritte nach Meiningen am 11. gedichtet. Der neuangelegte englische Garten des Herzogs hatte Goethe an den schönen Tagen, deren er nach längerm schlechten Wetter sich erfreute, heiter gestimmt. „Genieße doch ja des ersten Grüns und der Nachtigallen im

*) Erst hier schließt V. 1 „versammelt in heiliger Mondnacht“, 2 steht vom (statt von dem) Olympus (Olympus statt Olympe schon 1788), 3 Gesänge (statt Gespräche), 4 „Sieht verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung“; 5 ist nur eingeschoben, wie 6 das; 7 steht Alles erzählt er statt Dann erzählt er's, 8 die Musen ihn gleich statt ihn die Musen.

Garten", schrieb er am 9. seiner Herzensfreundin. Am gothaer Hofe fühlte er alles in trauriger Lage, während er selbst so glücklich war. In der zweiten Ausgabe traten ein paar Veränderungen ein.*) Das volle Bewußtsein des eigenen Glückes spricht aus den tief empfundenen Versen. Die Großen, die Götter der Erde, wie sie der Volksmund nennt, können freilich aus einer Wüste den herrlichsten Park mit allem reichen Leben der Natur schaffen, nur sich können sie dadurch nicht Glück und Ruhe bereiten, die in uns selbst liegen. Man darf unter dem Glücklichen nicht an andere als an die Großen selbst denken.**)

16. Die Lehrer.

Das Gedicht fand sich auch im Nachlaß der Frau von Stein. Es fällt etwa ins Jahr 1785, wo Herders Uebersetzungen der griechischen Anthologie Goethe zu neuen Epigrammen reizten.***) Alexander hätte nicht Alexander sein müssen, hätte er auf die Lehren der Genügsamkeit und der Entsagung hören können, die ihm Diogenes und Kalanus gaben; diese waren einem selbstgenügsamen Weisen, einem der Welt entsagenden Bramanen gemäß, nicht dem Weltherrscher, den es nach immer höherer Macht drängte, der sich nicht von andern belehren lassen konnte. Diogenes, der Cyniker, den die spätere Sage in einem thönernen Fasse oder in

---

*) In der ersten stand V. 3 „Wohl ahmt ihr dem Schöpfer nach", 4 richtig Fisch' (statt Fisch), 5 eure, 6 „Fehlt hier ein glücklicher Mensch und euch". Nach der jetzigen Fassung von 6 müßte Glücklicher anderthalb Fuß bilden, aber Goethe wollte wohl schreiben „Fehlt ein Glücklicher hier". V. 1 sähe man gern das harte „aus Oed' und aus Wüste" weggeschafft.

**) Das Licht ist der Sonnenschein. Zu V. 4 ist schaffet ihr, freilich nicht im strengsten Sinne, aus nachahmt zu ergänzen. V. 6. Ein Glücklicher, der sich der schönen Schöpfung als Besitzer freue.

***) In der zweiten Ausgabe setzte Goethe V. 4 nicht auch statt nicht selbst.

einer Tonne wohnen ließ, soll dem Alexander auf die Frage, ob er etwas bedürfe, erwiedert haben, er möge ihm nur aus der Sonne gehn, deren Schein ihn wärmte. Der Bramane Kalanus ließ sich, als er erkrankt war, trotz des Versuches des ihm wohlwollenden Alexander, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, auf einem Scheiterhaufen verbrennen, um nicht durch seine Krankheit zu einer weichlichern Lebensart gezwungen zu sein. Vgl. die zahmen Xenien VI, 93. Epigrammatisch 28.

17. Versuchung.

Goethe sandte das Gedicht, wohl Ende Mai oder Anfangs Juni 1782 (vgl. B. I, 178), an Frau von Stein, welche an dem Tage zum Abendmahl ging, was sie nicht allein in der Woche vor Ostern, sondern auch bei andern Veranlassungen that. In der ersten Ausgabe änderte Goethe nur ein paar Formen; bedeutendere Verbesserungen erfuhr das Epigramm in der zweiten.*) Der Streit zwischen Himmel und Erde tritt hier anmuthig hervor. Das irdische Verlangen hat Eva dem Himmel entzogen, das Entgegengesetzte wünscht er durch seine süße Frucht der Erde bei der Freundin zu verhüten. Wie Eva auf der einen Seite mit der Freundin, so tritt sie auf der andern mit dem Dichter selbst in Gegensatz. Die Tage, an denen die geliebte Freundin zum Abendmahl ging, berührten ihn ganz eigen, der selbst, wie er einmal sagt, weder auf diesem noch jenem Berge betete, aber die fromme Andacht der Freundin als stillen Erguß ihrer edlen Seele verehrte. Am 16. Juni 1782 schreibt er derselben, er über-

*) Ursprünglich lautete V. 1: „Eine schädliche Frucht reicht' unsere (unsre 1788) Mutter dem Gatten", 2 stand „Und vom thörigen" (thörichten 1788), 3 „Von dem heiligen Leib" (Leibe 1788), 5 „dir schnell (dir gleich 1788) die Früchte". In der ersten Ausgabe findet sich 4 Lidia.

lasse sie für heute frühe dem Priester (Herder), da er gewiß sei, daß sie auch unter dem Gebet seiner gedenken werde, ein Gedanke, der auch leicht zu einem Epigramm hätte zugespitzt werden können. Lydia nennt er die Freundin, wie in einem Gedichte von 1781 Lida (vermischte Ged. 33), welchen Namen er erst später oben 10 statt Psyche, in vermischte Ged. 41 statt Lotte setzte. Aus unsicherer Zeit ist Ged. 34, wo auch Lida steht. Die Form Lydia (Horaz nennt so seine Geliebte mehrfach) könnte hier durch den Vers veranlaßt sein. Etwas „Petulantes" fand Viehoff in unserm Gedichte.

18. Ungleiche Heirat.

Das wohl dem Jahre 1785 angehörende Distichon soll schalkhaft darauf deuten, daß man über den Mangel an Uebereinstimmung zwischen Gatten sich nicht zu verwundern brauche, da ja selbst die Verbindung zwischen Amor und Psyche keine glückliche sei, indem Psyche ihrer Natur nach ernst werde (das ist unter der mit den Jahren kommenden Klugheit zu verstehn), Amor kindisch, wie zuvor, bleibe. Meine frühere Deutung, daß bei aller mit den Jahren zunehmenden Besonnenheit die Liebe sich nicht beruhigen lasse, sondern immer wieder hervorbreche, nehme ich zurück.*)

19. Heilige Familie.

Frau von Stein besaß das Gedicht unter der Ueberschrift Santa famiglia. Es ist wohl gleichzeitig mit dem vorigen. Schöll vermuthet, es sei durch Zeichnungen von Raphael, die der Dichter in Gotha gesehen, veranlaßt. Zeichnungen des Herzogs und einen Raphael sah er dort im Oktober 1781, ein köstlich

*) In der ersten Ausgabe lautete V. 1: „Selbst das himmlichte Paar fand doch sich ungleich zusammen", 2 stand „bleibt immer ein Kind".

illuminirtes Kupfer nach diesem Ende März 1782. Aber viel eher denkt man an Guilio Romanos heilige Familie.*) Schalkhaft äußert der Dichter den Wunsch, Mutter und Kind recht herzen zu können, nicht so heilig, wie der Pflegevater Joseph, dabei stehn zu müssen. Der humoristischen Auffassung des heiligen Joseph durch die Byzantiner gedenkt Goethe 1817 in Kunst und Alterthum I, 3.

20. Entschuldigung.

Goethe schrieb dies bon mot am Abend des 9. November 1782 auf dem Zimmer der Hofdame der Herzogin Amalie, Fräulein von Göchhausen. Es erschien im Journal von Tiefurt Stück 40. Schalkhafte Erwiederung, daß der Mann nicht weniger unbeständig als das Weib sei, vielleicht durch einen besondern Fall veranlaßt.

21. Feldlager.

Am 26. Juli 1790 folgte Goethe seinem seit einigen Jahren in preußischen Diensten stehenden Herzoge nach Schlesien, um den Uebungen des Feldlagers beizuwohnen. Schon Tags darauf wurde zu Reichenbach die bekannte Konvention zwischen Preußen und Oesterreich geschlossen. Am 21. August theilte Goethe Herder diese Verse mit, die erst uach Goethes Tod in der Quartausgabe erschienen.**) Wie das so nutzlose wie unbequeme Feldlager, das die beiden ersten Verse hübsch schildern, das Verlangen nach einer Liebschaft wach rufe, um die Langweile des Lebens auf dem

*) V. 4 steht in der ersten Ausgabe: „Stünd' ich Unglücklicher nicht heilig."

**) In dem Briefe an Herder findet sich V. 3 Kriegrisch und Schlesiens, 4 sehen mit muthigem Blick. Den Herausgebern lag wohl eine andere Abschrift von Goethes Hand vor.

Lande zu würzen, deutet der Dichter, der sich selbst nach seiner lieben Christiane in Weimar sehnte, schalkhaft an. Das Epigramm ward zu Anfang des Monats während des Aufenthaltes in der Grafschaft Glatz (vom 3. bis 9.) wenigstens entworfen. Schon am 10. schreibt er, die ganze Armee mache nun nach geschlossenem Frieden sachte Rückbewegungen. In Goethes Notizbüchlein der schlesischen Reise finden sich ein paar Entwürfe zu Epigrammen.

22. An die Knappschaft zu Tarnowitz.

J. G. Schummel fand unsere Verse mit der jetzigen Ueberschrift und dem Datum im Fremdenbuche der eine Viertelmeile von Tarnowitz entfernten Königshütte, in welches Goethe sie mit seiner Unterschrift hatte eintragen lassen, und theilte sie 1792 in seiner Reise durch Schlesien im Julius und August 1791 mit. Goethe besuchte auf der mit dem Herzog angetretenen Reise durch Oberschlesien nach Wiliczka, Krakau und Czenstochau auch Tarnowitz. Graf Reden, Direktor der schlesischen Bergwerke, zeigte ihnen die unter Anwendung von Dampfmaschinen Silber und Blei fördernden Werke. Wenn unsere Verse in der Quartausgabe, welche sie zuerst aufnahm, die Ueberschrift Wieliczka tragen, so erklärt sich dies wohl nur daher, daß sich diese Verse wirklich als Inschrift beim dortigen Salzwerk finden, was Goethe wohl durch einen ihn besuchenden Reisenden nach dem Abdrucke der Gedichte in der Ausgabe letzter Hand erfuhr. Ganz im Sinne des griechischen Epigramms springt hier aus der lebendigen Anschauung der allgemeine für die sittliche Führung des Lebens bedeutsame Satz hervor.*)

*) Daß zu V. 2 nur bei dem weiter ausgeführten „sie glücklich zu bringen ans Licht" und nicht bei dem einfachen „Schätze finden" eintritt, ist ganz entsprechend.

23. Sakontala.

Am 17. Mai 1791 sandte G. Forster seine Uebersetzung der 1789 zu Kalkutta erschienenen englischen Uebertragung der Sakuntala des berühmten indischen Dramatikers Kalidâsas von W. Jones an Herder, gleichzeitig auch wohl an Goethe. Unsere Verse legte letzterer bereits dem Briefe vom 1. Juni an Jacobi bei und sie erschienen gleich darauf unter der Ueberschrift Sinngedicht mit Goethes Namen im Juliheft der deutschen Monatsschrift, welche in diesem und dem vorigen Hefte auch andere Gedichte von ihm brachte. Im folgenden Jahre setzte Herder seinen Briefen über ein morgenländisches Drama (eben die Sakontala) in den zerstreuten Blättern unsere Verse mit Goethes Namen vor. Mit den hier sich findenden Abweichungen*) ging das Epigramm in die Quartausgabe über. Die Herausgeber scheinen den Abdruck in der Monatsschrift übersehen und die Verse nur aus Herder gekannt zu haben, dem die Abweichungen angehören. Die goethesche Fassung dürfte, abgesehen von der ganz mangelnden Gewähr der herderschen Lesarten, den Vorzug verdienen, schon weil die störende, verschiedene Anrede dadurch vermieden wird. In drei abwechselnden Wendungen wird hier dem indischen Gedichte das Schöne und Gute zuerkannt und es für das Höchste in seiner Art erklärt. Aehnlich äußerte Goethe einige Jahre später über Herders Terpsichore, sie erinnere, wie die Ananas, an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an ihrer Individualität zu verlieren. Später schildert er die Sakontala, in deren Bewunderung sie sich Jahre lang versenkt hätten, in folgender Weise: „Weibliche Reinheit, schuldlose Nach-

*) Viermal willst (oder vielmehr, wie Herder schrieb, willt) du statt will ich, V. 1 Blüte statt Blumen. Spätern V. 1 in der Monatsschrift war Druckfehler.

giebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt.“ Der Dichter erscheine hier in seiner höchsten Funktion.

24. Der Chinese in Rom.

Eine „arrogante“ Aeußerung, welche sich Jean Paul, der kurz vorher Weimar besucht hatte, in einem Briefe an Knebel vom 3. August*), wohl über Goethes des sittlichen Gehaltes entbehrende neuere Dichtungen, die Elegien, die Epigramme und Wilhelm Meister, und dessen gräzisirende Kunstrichtung überhaupt, gestattet hatte, ergrimmte den Dichter so, daß er am 10. unsere Verse an Schiller für den Almanach mit der Bemerkung sandte, er habe nichts dagegen, daß, wenn er sie für diesen brauchen könne, sein Name darunter stehe. „Der Chinese soll warm in die Druckerei kommen“, erwiederte Schiller; „das ist die wahre Abfertigung für dieses Volk.“ Jean Paul spottet in der am 22. August desselben Jahres abgeschlossenen „Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein“ auf die neuere Kunstrichtung, der es nur auf Form, nicht auf den Inhalt ankomme, den sie kaum brauche, und von Humor vollends nichts wissen wolle, der so verwerflich als ungenießbar sei, da er bei keinem der Alten anzutreffen, ja der dort auftretende

*) In dem Abdruck des Briefes in Knebels Nachlaß (II, 417) f.) ist die Stelle offenbar vor den Worten: „Ihre Elegien“ weggeblieben. Wunderlich bezieht Viehoff „Ihre Elegien“ (d. h. Knebels Uebersetzung der properzischen), deren Empfang er geträumt habe, auf die schon längst erschienenen von Goethe.

„gräzisirende Formschneider“ Kunstrath Fraischdörfer ist in dieser Beziehung ein Zerrbild Goethes. Daß der Chinese in Rom sich auf Jean Paul beziehe, ahnte weder dieser selbst, noch, wie es scheint, irgend einer der nicht eingeweihten Zeitgenossen; bezieht ja selbst Jean Pauls Neffe in seinem biographischen Kommentar zu dessen Werken die Aeußerung Goethes im Briefe an Schiller auf die Xenien Jean Paul Richter und an einen Lobredner.*) Goethe nahm das Epigramm in der zweiten Auflage nach Epigramm 20 auf.**) Die Verse bezeichnen mit scharfem Spotte, daß es so vielen an jedem Begriffe von reiner Geistesstimmung und Kunstvollendung mangle, die, statt sich zu bewußter Klarheit und durchsichtiger Form zu erheben, sich den Willkürlichkeiten ihrer zuchtlos ausschweifenden Natur überlassen, und da ihnen jede Ahnung fehle, daß die wahre Kunst auf ideale Darstellung der reinen Natur gerichtet sei, in ihr Natur und Kunst sich innig verschlingen, sich zur widerwärtigsten Unnatur und Geschmacklosigkeit verirren. Das Vergleichen des luftigen Gespinnstes seiner Einbildung mit dem ewigen (vgl. B. II, 137*) Teppiche der soliden Natur deutet darauf, daß der Schwärmer sein Gebilde für natürlich, aus dem reinen Geiste der Menschennatur geboren hält. In echt, rein V. 9 geht echt auf die gesunde Natur, rein auf Freiheit von jedem eingedrungenen Krankheitsstoffe. Die Vergleichung ist eine der allerglücklichsten und nie ein treffenderes Wort über Jean Pauls wunderliche Verschnörkelungen gesagt worden. Der Ausdruck Schwärmer verhinderte wohl die

*) Die richtige Beziehung gab das Register zur zweiten Auflage des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe.

**) Hier schrieb er V. 5 Geschnitz statt und Schnitzwerk. Das Komma nach echten 9 ist mit Unrecht hier und in allen folgenden Ausgaben weggefallen.

Deutung auf die Manierirtheit der Dichtungen unseres groß-
herzigen Humoristen, der nie erfuhr, daß dieser Pfeil in Goethes
Werken auf ihn ziele.

25. Physiognomische Reisen.

J. K. Aug. Musäus, seit 1769 Professor am weimarischen Gym-
nasium, gab, wie er 1760—1762 das Grandisonfieber in seinem
Grandison der Zweite verspottet hatte, 1778 und 1779 ohne
Nennung seines Namens vier Hefte physiognomischer Reisen
heraus, welche einen närrischen Menschen darstellen, der auf
Physiognomik ausreitet, aber durch traurige Erfahrungen ge-
witzigt und allmählich zur Einsicht gebracht wird, daß es mit
der ganzen Physiognomik nichts sei. Der Dichter nimmt sich in
unsern wohl 1778 gedichteten Versen der geschmähten Kunst an,
welcher er selbst auf Lavaters Anregung große Neigung zugewandt
hatte, wenn er auch von den Uebertreibungen des Meisters, an
dessen physiognomischen Fragmenten er keinen unbedeutenden
Antheil gehabt, sich fern zu halten wußte. Gedruckt erschienen
die Verse erst in der dritten Ausgabe. Der Dichter verweist die
Physiognomisten, die er sich durch den Spott des „rohen Wan-
derers"*), dessen derbe Späße jeder Ahnung der geheimen
Wirkung der schöpferischen Natur entbehren, betroffen denkt,
von diesem hausbackenen Musäus an die der edlen, stillen Be-
trachtung geweihten Musen, auf deren leise, aber heilige Lehre
sie allein achten sollen. Unbegreiflich ist es, wie man den Dichter
hier hat sagen lassen, die Physiognomik solle im Dienste der
Musenkünste und speziell der Dichtkunst und der bildenden Kunst
stehn, ohne zu erkennen, wie gerade der Name Musäus ihm

*) In ganz anderer Beziehung ist im Gedichte an Musäus vom Jahre 1786 vom „kieler Wandrer" die Rede. Vgl. B. I, 199 ff.

diese sinnige Wendung des Gedankens eingegeben, daß ein roher, von reinem Naturgeiste ferner Sinn über das geheime Walten der Natur nicht zu urtheilen vermöge.

Die durch den Angriff von Musäus bedenklich gewordenen Liebhaber der Physiognomik deuten schon selbst in ihrer besorgten Frage die Nichtigkeit jenes philisterhaften Angriffes an, indem sie den in den Reisen auftretenden Wanderer als roh bezeichnen und die ewige Wahrheit der Natur hervorheben, die am wenigsten in der edelsten, der Menschengestalt lügen könne, wobei sie den Gegensatz von Adel und Größe der Seele zu Albernheit und Beschränktheit hervorheben und den Vorwurf, durch Eitelkeit zu ihrer betrügerischen Lehre verleitet zu werden, zurückweisen. Mit ihrer Klage, daß das Licht, was sie zu sehn geglaubt, ihnen auf einmal getrübt sei, ist es ihnen nicht zu ernstlich gemeint. Die Antwort, die einem musenbefreundeten Dichter in den Mund gelegt wird, fordert sie zunächst auf, nicht auf jedweden zu hören (sie verdienten dann getäuscht zu werden), sondern sich an ihre Meister zu halten, welche sorgfältig den Spuren der Natur nachgegangen; zu diesen sollen sie zurückkehren. Dieses aber kleidet der Dichter, in launiger Benutzung des Namens Musäus, der nichts weniger als ein Liebling der Musen und Grazien war, sondern, wenn auch seiner Gutmüthigkeit und Originalität wegen am Hofe und in der Stadt beliebt, eine halbkomische Figur machte, in den Rath, zu den die Geheimnisse der Natur durchschauenden Musen zurückzukehren. Sehr viele am Hofe waren der lavaterschen Physiognomik zugethan; diese Zöglinge der Musen, als der Vertreterinnen reiner Einsicht, sind es, die er über die Angriffe des hoffähigen weimarischen Professors beruhigt, der seinen Namen sehr mit Unrecht von den Musen führe.

26. Spiegel der Muse.

Schon in der ersten Auflage habe ich bemerkt, daß das Epigramm in Goethes Kalender am 22. März 1799 unter dem Namen Die Muse und der Bach als eben gedichtet bezeichnet wird. Goethe war am vorigen Tage nach Jena gekommen, um an seiner Achilleis zu arbeiten. Unter der jetzigen Aufschrift erschien es gleich darauf am Anfange des neuen Heftes der auf Kunst bezüglichen Zeitschrift Propyläen (II, 2). In der zweiten Ausgabe folgte es unmittelbar nach dem nächsten Epigramm, dem das zweitvorige vorausging. Die schöne Paramythie spricht den Gedanken aus, der so oft, und eben wieder, sich Goethe lebhaft aufdrängte, daß der Dichter zu seinen Schöpfungen der Einsamkeit bedarf, diese im Getümmel der Welt nicht gedeihen. Der eilend rauschende Bach versinnlicht die Unruhe, in welche die Zerstreuungen der Welt die Seele setzen; die Muse mag darin ihr verzogenes Bild nicht schauen; freilich meint jener in seiner Beschränktheit, er spiegle die Muse ganz getreu ab. Nur in der stillen Ruhe, welche der unbewegte See darstellt, fühlt sie sich rein, wie sie ist; an ihm bleibt sie deshalb stehn und rückt hier den Kranz zurecht, während am rinnenden Bache derselbe ihr nie recht zu stehn schien.

27. Phöbos und Hermes.

Das Gedicht eröffnete das erste Heft des zweiten Bandes der Propyläen, das gegen den Schluß des Jahres 1798 zum Druck abging. Ueber seine Stelle in der zweiten Ausgabe vgl. zu 26.*) Den Gegensatz zwischen den vom tiefen Kunstgefühle

*) Goethe schrieb hier V. 5 dränget statt drängt. Erst seit der Quartausgabe ward 6 er nach Schlägt eingesetzt. Die Ausgabe letzter Hand versah wünscht 3 und verlangt 4 richtig mit Apostrophen.

erfüllten wahren Freunden der Dichtung und dem Schwarm derjenigen, die sie als Spielwerk zu selbstsüchtigen Zwecken gebrauchen, spricht unsere Paramythie treffend aus. Beider Gesinnung verräth sich, in ähnlicher Weise wie bei dem Urtheilsspruche des Salomon die der beiden Frauen, als Ares die Leier gewaltsam zerschlägt. Die griechische Sage weiß, daß Hermes die von ihm erfundene Leier an Apollon abtrat. Auch kennt sie einen auf Kunstdenkmälern dargestellten Kampf zu Delphi um den Dreifuß zwischen Apollon und Herakles, den des Zeus Blitz entscheidet. Die Bezeichnung Apollons als ernsten Beherrschers seiner Heimat Delos und des Hermes als gewandten Sohnes einer andern Geliebten des Zeus, der Maja, deutet schon auf den Gegensatz. Die Ausführung zeigt im ganzen wie im einzelnen hohe Vollendung.

28. Der neue Amor.

Nach Goethes eigener Angabe in der Beschreibung der Campagne in Frankreich schrieb er das Gedicht 1792 in Münster bei der Fürstin Gallitzin, wo er vom 4. bis zum 10. oder 11. Dezember verweilte, da sich in diesem frommen Kreise nicht verbergen ließ, daß „die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß". Es habe geschienen, bemerkt er weiter, daß man mit diesem „allegorischen Glaubensbekenntniß" nicht ganz unzufrieden gewesen. Gedruckt erschien das Gedicht erst in Schillers Musenalmanach auf 1798.*) Die Paramythie deutet

*) Hier ward V. 1 das ursprünglich nach nicht stehende aber, dann 5 und vor die Heilige gestrichen. 3 stand erblickt auch noch in der zweiten Ausgabe ohne Apostroph.

darauf, daß die reine Liebe zur wahren bildenden Kunst auf der durch Geist geläuterten Sinnlichkeit beruht. Amor ist hier die wilde Sinnlichkeit und als solcher wird ihm die Verführung der Psyche zugeschrieben gegen die gangbare Sage. Vgl. Epigramm 18. Eine ähnliche freie Dichtung des Amor gestattet sich Leonore im Gespräche mit der Prinzessin im Tasso I, 1.

29. Die neue Sirene.

In die elfte, am 5. November 1829 ausgegebene Nummer des Chaos gab Goethe diese vielleicht auf die berühmte Sängerin Henriette Sontag bezüglichen, bereits früher geschriebenen Verse, die schon in den nachgelassenen Werken Aufnahme fanden. Man könnte es für das Gedicht auf die Sontag halten, dessen Goethe am 23. August 1828 gedenkt. Vgl. B. I, 404. Zwei andere Strophen auf sie gehören dem Juli 1826 an. Vgl. B. I, 397. Wenn die griechischen Sirenen, die der Dichter in der klassischen Walpurgisnacht des Faust dargestellt hatte, schöne, durch ihren Gesang verlockende Jungfrauen waren, die nur in schreckliche Krallen auslaufende Vogelbeine hatten, so vereint die neue Sirene griechische Schönheit mit nordischer Sittlichkeit. Bis zur Mitte des Leibes bemerkt man die wundervolle Schönheit der Formen, die Beine aber sind durch das weite Gewand vollständig bis zum Fuße bedeckt, im Gegensatze zu den Vogelbeinen der Sirenen. Aber auch diese Sirene ist gefährlich, da ihr Wort und Sang, die sie so vielen zuwendet, unauflöslich an sie fesseln. Bei Apollodor sind die Sirenen Töchter der Muse Melpomene und des Flußgottes Acheloos. Ihrer gefährlichen Krallen gedenkt der Dichter absichtlich nicht ausdrücklich, er bezeichnet nur ihren Vogelleib, und daß sie durch ihr Lied die „gefährlichsten Buhlen“ waren, wobei er den zum Küssen einladenden

Mund neben dem V. 2 erwähnten heitern Gesichte und dem mit Zöpfen geschmückten Haupt hervorhebt. Die Sängerin ist ihr verwandt, geschwistert, wie Goethe mit einem gangbaren Ausdruck sagt.*) Im letzten Distichon schwebt zunächst der vor ihnen vorüberfahrende Odysseus vor, aber der ost- und westliche Schiffer sind hier sonderbar diejenigen, zu welchen die Sängerin auf ihren Kunstreisen durch die gebildete Welt gelangt, da eine Beziehung auf Goethe allein anzunehmen gar nicht angeht; dann aber spricht sich die Unwiderstehlichkeit in dem fast wie ein Ausruf sich eindrängenden Helena aus. Hierbei schwebt einestheils die unserm Dichter aus den griechischen Tragikern wohlbekannte Deutung des Namens Helena als schiffefahend vor, dann aber die unwiderstehliche Gewalt ihrer Reize, die in so manchen Sagen von deren Raub und Entführung erscheint, deren Goethe in seiner 1827 erschienenen Helena bedeutsam gedacht hatte.

30. Die Kränze.

Das erst in die dritte Ausgabe aufgenommene Epigramm scheint durch den im Frühjahr 1798 erschienenen zweiten Band von Klopstocks Oden veranlaßt, und zwar zunächst durch die Ode vom Jahre 1796 der Nachahmer und der Erfinder, in welcher ein schöpferischer Dichter einen Nachahmer der Alten ironisch abfertigt, wobei Klopstock Goethes Iphigenie vorschweben mochte, die er als eine Nachahmung des Euripides betrachtete, worüber unserm Dichter wohl ein Wort, vielleicht durch den geschwätzigen Böttiger, der den Sänger des Messias in Hamburg besuchte, zugekommen sein dürfte. Hiernach könnte es in den Mai oder Juni 1798 fallen (vgl. B. I, 254); gegen eine viel

*) Neben geschwistert hat man auch geschwistrigt. Beide sind von der Nebenform Schwister abgeleitet. Gleich darauf steht wohl absichtlich ost- statt öst-.

frühere Abfassung dürfte seine ganze Darstellung und Auffassung sprechen. Klopstock, bemerkt es, will uns von griechischen Stoffen abhalten und auf heimische beschränken.*) Und doch hat er in seinem Messias einen ganz ausländischen Stoff gewählt. Mit bitterer Schärfe bezeichnet Goethe Gott Vater und Christus mit den Engelscharen als ausländische Götter, den Opfertod Christi als einen überepischen Kreuzzug auf Golgathas Gipfel. Ueberepisch ist er, weil er über die Grenzen des Epos hinausgeht, das klare, bestimmte menschliche Gestalten fordert, nicht solche, sich aller reinen Anschauung entziehende, in ihrer Ueberspannung verschwimmende Wesen, wie sie Klopstocks himmlische und höllische Geister sammt den Seelen der Verstorbenen bilden. Die Kreuzzüge selbst betrachtete Goethe mit Herder als bedauerliche Verirrungen des menschlichen Geistes. Aber auf den Ursprung des Stoffes, ob er unserm oder einem fremden Volke angehört, kommt es auch gar nicht an, nur darauf, daß er uns menschlich erhebe. Diesen Gedanken führt Goethe mit Beziehung auf den Messias aus. Daß die Engel beim Begräbnisse auf Golgatha und beim Grabe den Heiland feiern, daß die Mutter, die Jünger und heiligen Weiber ihn beweinen, ist rein menschlich; überall, wo der Mensch sich als edel bewährt, mag er nun als Held oder als Heiliger fallen, oder als Dichter die Menschen begeistert haben, fühlen alle Völker (nicht bloß das eigene) volle Verehrung.**) Die vom Schlusse hergenommene Ueberschrift die

*) Der Pindus ist der Musenberg der Griechen. Klopstock nennt freilich den Hämus als solchen, wenn er auch sonst wohl, wie in der Ode Kaiser Heinrich, den Pindus im allgemeinen als Musenberg bezeichnet. Des deutschen Eichenkranzes gegen den griechischen Lorbeer gedenkt er mehrfach, so in der Ode der Hügel und der Hain.

**) Die Worte „Uns im Leben und Tod — zu hinterlassen" gehen auch auf den Dichter, da ja auch dieser sich als Kämpfer im Leben bewährt, wenn

Kränze ist nicht ganz bezeichnend, da das Epigramm ja darauf geht, daß jeder rein menschliche Stoff, in welchem „hoher Menschenwerth" sich offenbare, der Dichtung würdig und wirkungsvoll sei, die Kränze nicht dem Stoffe, sondern der wahrhaft dichterischen Ausführung zu Theil werden, so daß man das Epigramm eher die Stoffe oder der würdige Stoff nennen könnte.

31. Schweizeralpe.

Am 30. September 1797 kam Goethe mit dem ihm befreundeten Maler Heinrich Meyer nach Altorf (Uri). In der Frühe des folgenden Morgens sah er zu seiner Verwunderung Schnee auf den nächsten Gipfeln. Die damals hingeworfenen Verse erschienen unter der Ueberschrift Am 1. Oktober 1797 im nächsten Musenalmanach. Der über Nacht eingetretene Wechsel erregt in ihm den Gedanken an das rasche Einbrechen des Alters; das zwischen Jugend und Alter liegende Leben schwinde so rasch dahin, wie die verträumte Nacht.*) Höchst anmuthig ruft ihm die Erinnerung an die gestrige Farbe der Gipfel die schönen braunen Locken der fernen Geliebten **) ins Gedächtniß. Alpe heißt in der Schweiz jeder Berg, auf dem bis zum Gipfel Herden weiden. Goethe war gerade auf der Schweizerreise zu sinnbildlicher Auffassung sehr geneigt. So fiel ihm an dem Morgen, an welchem er unsere Verse dichtete, der höfliche Abschied vom Wirthe mit dem Schein wechselseitiger Zufriedenheit als „Weltgleichniß" auf.

auch freilich der Hauptton auf dem Helden und Heiligen ruht. Im Schlusse deuten Dorn (wofür wohl Dorn- zu lesen) und peinigen wieder auf den Messias, wie Lorbeer und schmücken auf den Helden und Dichter. Die letztern verbindet in ähnlicher Weise Goethes Tasso I, 3.

*) Beweglich, wie Horaz den rasch fließenden Bach mobilis nennt.

**) Vgl. das braune Haar des Jünglings B. II, 437.

Elegien.

Der dem Jahre 1814 angehörende, nur auf das erste Buch der Elegien bezügliche Vorspruch deutet auf die Stimmung, mit welcher Goethe diese heitern Zeugnisse seines schönen Liebeslebens begrüßt, als er sie von neuem in die Welt senden will. Als erstes Buch der Elegien erschienen sie in den neuen Gedichten. Schon das Inhaltsverzeichniß der zweiten Ausgabe bezeichnete sie als römische Elegien im Gegensatz zu den unter besondern Namen gegebenen des zweiten Buches.

Erstes Buch der Elegien.

Das glückliche Liebesverhältniß zu Christiane Vulpius ließ unsern Dichter im Frühling 1789 unsere an die Erinnerungen des heitern römischen Aufenthaltes anknüpfenden Elegien gewinnen. Freilich fallen zwei Gedichte, welche ihm die Liebe zu Christianen eingab, in den Oktober und vielleicht den November 1788 (vermischte Ged. 28. 29), und ein anderes Erotikon in Distichen (antiker Form sich nähernd 7) sandte er den 16. November 1788 an den Herzog, aber die Studentenader, die sich damals wieder in ihm zu beleben anfing, trieb ihn noch nicht zu der Schöpfung des römischen Elegienkreises. Schon ehe der am 22. Februar von Berlin zurückgekehrte Herzog am 1. April sich zu seinem Regimente nach Aschersleben begab, hatte Goethe ihm einiges aus den römischen Elegien mitgetheilt. Ueber deren Fortgang bis gegen Ende des Jahres, wo der Kreis derselben geschlossen war, vgl. B. I, 215 ff. Im folgenden Jahre sah er sie nebst den auf der Reise nach Oberitalien gedichteten Epigrammen durch. Aus dieser Zeit stammt wohl die erhaltene Handschrift, welche auf der ersten Seite den alle unerlaubte Liebe ausschließenden, auch in den ersten Abdruck übergegangenen Spruch Ovids (Ars amandi I, 33. 34) trägt:

Nos Venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit,

auf der dritten die Worte Erotica Romana, die aber, wohl 1795, mit Bleistift durchstrichen und durch Elegien. Rom 1788

ersetzt sind. Herder widerrieth ihm die Herausgabe, wahrscheinlich auch der Herzog. Doch las er Vertrauten einzelne Elegien vor, wie er es im Sommer 1790 zu Dresden that. Vgl. B. I, 219. Da er 1791 von Berlin aus um Beiträge zur deutschen Monatsschrift gebeten wurde, theilte er in dieser unter andern die dreizehnte Elegie unter der Aufschrift Elegie. Rom, 1789 mit, die zugleich auf Rom, dessen Lokal er benutzt, und die Entstehungszeit hindeutet, wenn nicht etwa ein bloßes Versehen bei der Jahreszahl unterlaufen sollte. Ueber die Verhandlungen mit Schiller wegen der Aufnahme in die Horen und die vorgenommenen oder beabsichtigten Aenderungen vgl. B. I, 225 ff. 229 f. Die Elegien eröffneten das sechste Stück der Horen 1795 unter der Ueberschrift Elegien, und waren, wie alle Beiträge, ohne Unterschrift. Wir wissen, daß zwischen der ersten und zweiten Elegie zwei weggefallen sind, von welchen die eine die sich stark regende sinnliche Begierde, die andere die venerische Krankheit als ein den Genuß bedrohendes, den Alten fremdes schreckliches Uebel darstellt. Nach Riemer sind beide ein Muster, wie solche Dinge mit Geist und Geschmack behandelt werden können.*) Ueber die metrische Feile, die er 1799 und 1800 vor der Aufnahme der Elegien in die neuen Gedichte ihnen zuwandte, vgl. B. I, 165 ff. Auch in der zweiten Ausgabe erhielten sie noch einige Verbesserungen.

Die eben quellenmäßig gegebene Entstehungsgeschichte der Elegien widerlegt schon allein die wunderliche in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1863 II, Heft 8 bis 11 von H. J. Heller breit ausgeführte Ansicht, die

*) Schon am 6. April 1789 hatte er dem von dem leidigen Uebel befallenen Herzog verkündet, er werde diesem Feinde ehestens in Hexametern und Pentametern aufs schmählichste begegnen.

römischen Elegien habe Goethe aus übersetzten und bearbeiteten Stellen des Properz, Tibull und Ovid, die er zur Kunstübung zu Rom gemacht, zusammengesetzt, die abgefallenen Späne und Schnitzel dann zu den venediger Epigrammen und zu andern Gedichten verwandt. Ich habe das Labyrinth von Irrthümern, welches zu dieser wahnwitzigen Behauptung geführt, in derselben Zeitschrift 1864 Heft 4 zu entwirren gesucht. Die aus frischester Kraft geflossenen, von ureigenem Leben überall beseelten, zu höchster Kunstvollendung gediehenen Elegien für eine handwerksmäßige, ja handlangerartige Zusammenstoppelung zu erklären ist ein geradezu toller Gedanke; aber von wirklich Goethe vorschwebenden Stellen der römischen Erotiker ausgehend (und in der genauen, aber freilich nichts weniger als vollständigen Nachweisung derselben besteht das immer anzuerkennende Verdienst der Arbeit) überspannte sich Hellers Spürkraft so sehr, daß sie in der allerentferntesten Aehnlichkeit Entlehnung fand und sich ihr die lebensvollen, aus der behaglichen Heiterkeit des Liebesgenusses und der wonnigsten Erinnerung geflossenen Elegien in römische Dichterstellen zerfaserten, worauf er denn zur Begründung einer so wunderlichen Entdeckung, ohne sich um die offen vorliegende Entstehungsgeschichte zu kümmern, alles auf den Kopf stellte. Daß Goethe die drei großen Triumvirn der römischen Erotik, Catull, Tibull und Properz, neben ihnen Ovid und Martial fleißig, besonders auch in Rom gelesen, leidet keinen Zweifel. Besonders Properz wußte er sehr zu schätzen, von dem Knebel gerade 1789 mehrere Elegien übersetzte, aber auch aus ihm nahm er nur die Anregung und, wie auch aus den übrigen, theils bewußt, theils unbewußt, einzelne Anklänge.

Als König Ludwig von Baiern 1827 bei seiner Anwesenheit in Weimar den Dichter mit der Frage plagte, was an der in den

Elegien so anmuthig dargestellten Liebschaft sei, mußte dieser freilich zugeben, daß ein wirkliches Verhältniß in der Weise nicht allein der römischen Künstler, sondern der meisten, die mit Kunst und Alterthum in Rom sich beschäftigten, zu Grunde liege, das aber so bedeutend, wie es in der Dichtung erscheine, gar nicht gewesen. „Man bedenkt selten", bemerkte er mit Bezug darauf an Eckermann, „daß der Poet meistens aus geringen Anlässen was Gutes zu machen weiß." Goethes Geliebte kannte und zeigte man in Rom noch lange und W. von Humboldt, der am Anfange unseres Jahrhunderts nach Rom kam, sah noch Goethes Geliebte, wie er Varnhagen mittheilte; sie sei sehr verblüht, aber die ehemalige Schönheit noch erkennbar gewesen, doch mit seiner eigenen römischen Geliebten habe sie sich nicht vergleichen können. Rehfues berichtet in seiner Lebensbeschreibung, wie Alexander Kaufmann mir freundlichst mittheilt, von einer merkwürdigen Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten des großen Dichters. Er nahm nämlich im Jahre 1804 an einem Gastmahl Theil, von dem er folgendes berichtet: „Es wurde von der italienischen Gattin eines Engländers gegeben, welcher sich häuslich in Rom niedergelassen hatte. Es bestand außer unserer Wirthin bloß aus Männern. Die meisten waren Mönche und die übrigen Künstler. Ein Freund, der mich im Hause eingeführt hatte, versicherte mich, daß schwerlich ein einziger Mann am Tische wäre, der nicht in genauerer Verbindung mit der Wirthin gestanden. Die Frau gefalle sich darin, von Zeit zu Zeit alle um sich zu sehn, die sich ihrer Gunst erfreut hätten. „So eben richtete sie", sagte er, „den matten, schwimmenden Blick mit einem Ausdruck auf Sie, der ihren guten Willen, Sie den übrigen gleichzustellen, deutlich verrathen hat." Und wer war diese Frau nach der Versicherung meines Freundes? „Goethes F a u s t i n a in den r ö m i s c h e n

Elegien." Hiernach dürfen wir uns wohl unter der römischen Geliebten eine junge Römerin denken, die durch ihre Anmuth, den Glanz ihrer Augen und ein gemüthliches Wesen den Dichter, der sie vielleicht durch einen befreundeten Künstler kennen gelernt hatte, einige Zeit lebhaft anzog, aber, von ihrer natürlichen Flatterhaftigkeit getrieben, bald andern sich zuwandte. Das ganze Verhältniß dürfte in den zweiten römischen Aufenthalt, in den Winter 1787 auf 1788, fallen, wofür man die Aufschrift der Handschrift der Elegien Rom 1788 anführen könnte. Es würde demnach gleichzeitig mit seiner Umarbeitung von Erwin und Elmire und Klaudine fallen und mit dem Liede „Kupido, loser, eigensinniger Knabe". Das Verhältniß löste sich längst vor seiner Abreise von Rom, wohl zunächst in Folge ihrer Lust nach Abwechslung. Daß sie wirklich Faustina geheißen, ist nicht unwahrscheinlich; auch daß sie mit ihrer Mutter zusammenwohnt, mag auf Wirklichkeit beruhen. Bei seiner Abreise von Rom nennt Goethe nur drei Personen, die sein Abschied innigst betrüben werde.

Bedeutender als die mehr äußerlichen, zur Staffage dienenden Züge, die er seiner eigenen römischen Liebe, auch vielleicht den Liebesverhältnissen befreundeter Künstler in Rom und Neapel entnahm, war für die Dichtung der Elegien sein damaliges häusliches Glück, dessen er sehr im allgemeinen in den Annalen*) gedenkt, und dem König Ludwig wird er nicht verrathen haben, daß seine Christiane Vulpius ihn zu den Elegien begeistert habe. Auch sein Sohn August ahnte davon nichts. Diesem waren noch,

*) Den Muth und die Stimmung, die römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren, hätten ihm „angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse" gegeben, schreibt er unter dem Jahre 1790, indem er die Redaction derselben mit der Dichtung verbindet und beide in dasselbe Jahr mit den venediger Epigrammen setzt.

als er längst verheiratet war, wie Holtei zu seiner Verwunderung erfuhr, die römischen Elegien ganz unbekannt geblieben. Die Anwesenheit seines römischen Freundes Moritz, der vom 4. Dezember 1788 bis zum 1. Februar 1789 bei ihm wohnte, mochte die Erinnerung an Rom noch lebhafter in ihm wach gerufen haben; diese verschlang sich mit seinem gegenwärtigen Liebesglücke, das er vor Moritz nicht geheim hielt, zur Dichtung der Elegien. Konnte er auch die sonnige Heiterkeit, die er in Rom genossen, wo er sich so vollbeglückt gefühlt hatte, in Deutschland nie ganz wiederfinden, so fühlte er sich doch von dem Abglanze jener römischen Tage lieblich umleuchtet; die glückliche Gegenwart verschwisterte sich mit der seligen Erinnerung zur dichterischen Gestaltung eines reinen, frischen Liebeslebens in einer zugleich so unmittelbar sinnlichen und doch rein menschlich gefühlvollen Weise, wie sie den römischen Erotikern nie gelingen konnte, aus deren Schule freilich die Elegien hervorgegangen sind. Der Dichter ist so weit entfernt, das wirkliche Verhältniß zur römischen Geliebten treu darzustellen, daß er sich mitten in das Jahr der französischen Umwälzung (Elegie 2) versetzt, ja die Liebe zu Christiane Vulpius läßt er seiner römischen Liebe vorangehn (Elegie 4). Da er sein ihn beseligendes Liebesglück nach Rom versetzt, so mußte er freilich die äußern Züge aus dem dortigen freiern Leben nehmen, aber das herzliche Glück, das aus diesen Gedichten weht, ist gerade das, was ihm im vollen Besitze Christianens zu Theil ward. Der entschiedene Bruch mit Frau von Stein fällt mitten in die Dichtung der Elegien hinein. Am 5. Mai reiste diese nach Ems, mit Hinterlassung eines Briefes, in welchem sie ihm vorwarf, er habe sein Herz ganz von ihr abgewandt. In seiner Erwiederung vom 1. Juni durfte er ihr sagen, niemand werde durch sein (von ihr schon Ende Februar

entdecktes) Liebesverhältniß verkürzt, niemand mache Anspruch an die Empfindungen, die er dem armen Geschöpfe gönne, an die Stunden, die er mit ihr zubringe. Als die alte Freundin am 6. Juli zurückkehrte, hörte jedes nähere Verhältniß zu Goethe auf, der sich in der Liebe seines Mädchens glücklich und dadurch zur Fortdichtung seiner Erotika begeistert fühlte. Vieles, was er damals dichtete, ward freilich nachher, da es aus dem römischen Rahmen fiel, ausgeschieden, wovon denn manches später in die Epigramme kam. Spricht er ja am 20. November 1789 in einem Briefe an den Herzog von seinen stets wachsenden Büchlein der Elegien, ja bemerkt, einst werde dieser in der 101. derselben ersehn können, daß seine Träume gegenwärtig höchstens erotisch-philosophisch, und folglich nicht die unangenehmsten seien. Vor der Sorge um die ihrer Entbindung entgegensehende Christiane, die sich Anfangs Dezember so unwohl befand, daß es hieß, man fürchte ihren Tod, scheinen die Elegien verstummt zu sein. Zu Weihnachten ward Goethe sein August geboren. Das erste Erotikon im neuen Jahre kam am 5. Februar zu Stande, aber es blieb auch vielleicht das einzige und gehörte kaum in den Kreis der römischen, ward wohl später ganz ausgeschieden. An die Stelle der Elegien traten jetzt die Epigramme.

Der unter den Trümmern der ewigen Welt- und Kunststadt von der Seligkeit reinen sinnlichen Liebesgenusses ganz erfüllte nordische Künstler tritt uns hier in einem zart hingehauchten, lebendig sprechenden, sehnsüchtig ergreifenden Bilde entgegen, in welchem Natur und Kunst ihren herrlichen Triumph feiern. Jeder Gedanke an die Sittlichkeit dieses sinnlichen Glückes verstummt, da der Künstler rein in seiner Kunstwelt, in der durch Geist verklärten Sinnlichkeit sich voll auslebt; alles Gemeine, jede lüsterne Begierde, jede unedle, die Seele verwirrende und trübende

Leidenschaft bleibt fern, die selige Wonne vollen Genusses erfüllt all sein Sehnen. Aber auch die Geliebte muß ganz Liebe sein; nimmt sie auch seine Geschenke an und freut sich des ihr dadurch gestatteten reichern Lebens, so erscheint sie doch hier als das treuliebende, mit inniger Zartheit und warmer Glut dem Manne ihrer Liebe ergebene Weib, das alles für ihn aufgibt, sich nur dann verletzt fühlt und leidenschaftlich aufbraust, wenn er an ihrer Treue zweifelt. Den Vorwurf der Unsittlichkeit hat schon Schiller treffend durch die Bemerkung zurückgewiesen, die Elegien seien die naive Darstellung der schönen Natur, an welcher wir uns mit unvergällter Freude ergetzen könnten, weil kein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit, sondern der ganze Mensch erscheine, bei dem der sinnliche Genuß als nothwendige Erfüllung seines ganzen Wesens hervortrete. Die Anordnung der Elegien ist sehr geschickt; steigert sich das Verhältniß auch nicht, so bieten die verschiedenen Stimmungen und Lagen doch Wechsel genug, zeigen es uns stets auf gleicher Höhe, so daß kein Gedanke an die Möglichkeit einer Erkältung oder Lösung uns kommen kann, sondern uns überall der heitere Genuß seliger Hingabe umweht. In der Hindeutung darauf, daß das Geheimniß in der Stadt schon bekannt werde und er es durch seine Elegien der Welt endlich verkünden werde, erhält das Ganze einen hübschen Abschluß, so daß es uns wie mit der Aussicht auf unabsehbare Fortdauer entläßt. Freilich könnte man in den äußern Verhältnissen einzelne Widersprüche finden, aber sie sind entweder nur scheinbar oder fallen gar nicht auf. Die Geliebte ist nach Elegie 2 bei ihrer Mutter, während Elegie 15 und 16 ein Oheim hervortritt, der gar nicht merkt, daß sie, nach ihrem größern Aufwand (Elegie 2. 6), einen Liebhaber haben muß: aber mit dem Oheim braucht sie nicht zusammen zu wohnen, dieser besucht sie nur

zuweilen und kann leicht getäuscht werden. Daß sie als junge Wittwe mit einem Kinde Elegie 6 erscheint, will nicht recht zur sonstigen Darstellung sich schicken. Daß der Dichter sie bald in der Nacht besucht, bald bei sich erwartet, glaubte Goethe sich gestatten zu dürfen, um dadurch besondere dichterische Wirkungen zu erreichen. Die einzelnen Elegien sollten nur das Glück dieses ihm unter den Trümmern der alten Weltstadt beseligenden Verhältnisses darstellen; auf die vollständige Entwicklung desselben war es so wenig abgesehen, daß wir nicht einmal hören, wie er die Geliebte gefunden. Wir haben in ihnen ein durch Reinheit der Empfindung, Klarheit der Anschauung und anmuthige Beseelung, die ihm sein häusliches Glück in Weimar bot, ausgezeichnetes ideales Bild des römischen Liebeslebens des nicht mehr jugendlichen Mannes.

Die hohe Vortrefflichkeit der Elegien haben vor allen Schiller und A. W. Schlegel nach Gebühr anerkannt. Der erstere, rühmte nach der ersten Bekanntschaft mit dieser „wahren Geistererscheinung des guten poetischen Genius" die Wärme, die Zartheit und den echt körnigten Dichtergeist, und acht Jahre später bemerkte er, daß er nichts darüber wisse; reiner und voller habe Goethe sein Individuum und die Welt nicht ausgesprochen. Schlegel begrüßte sie als eine merkwürdige, neue, in der Geschichte der Deutschen, ja man dürfte sagen, der neuern Poesie überhaupt einzige Erscheinung; sie seien originell und doch antik. Der in ihnen waltende Genius bereichere die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Der Charakter des Dichters sei eigentlich keinem der drei unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe ähnlich; am weitesten erhebe ihn der Adel seiner Gesinnungen über Ovid, aber er sei auch männlicher in den Gefühlen als Tibull, in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht

als Properz. Mache der Dichter auch die süßeste Lust des Lebens zum Geschäft, so scheine er doch mit der Liebe nur zu scherzen, und er büße dabei nicht die offene Heiterkeit seines Gemüthes ein. Mit feinem Gefühl hebt Schlegel den besondern Reiz hervor, welchen die Elegien dadurch erhalten, daß wir unter den mildern südlichen Himmel, unter die Trümmer der alten Weltstadt und gleichsam in den Glauben der alten untergegangenen Götterwelt versetzt werden. Auch Fr. Schlegel war, als er die Beurtheilung von Goethes Werken 1808 schrieb, noch für den aus den Elegien mächtig zu uns sprechenden Geist reinen sinnlichen Lebens empfänglich. Selbst der Engländer Lewes, der wider Goethes übrige Dichtungen immer ein bedenkliches Aber nicht unterdrückt, ist unsern Elegien gegenüber von freudiger Bewunderung erfüllt. Der erste, so viel ich weiß, der gegen den hohen dichterischen Werth der goetheschen Elegien in die Schranken trat, war mein alter Freund und Landsmann, der gute Professor J. D. Fuß, der schon im Jahre 1824 unsere Elegien mit der ihm eigenen Gewandtheit in lateinische Distichen übertrug, aber zugleich ihren dichterischen Werth gegen die geliebten römischen Erotiker tief in Schatten stellte und das übergroße Lob derselben dem servile criticorum genus zuschob. Er vermißte in Goethes Elegien den Geist des Properz, ja fand die einzige Aehnlichkeit derselben mit den römischen Erotikern in dem Liebesstoffe. Alle Elegien Goethes seien keineswegs so schön, wie viele von Properz und Tibull und könnten durch Vergleichung mit ihnen nicht schöner werden; Goethe sei kein Elegiker. Enimvero aliena illa potius videri debet (elegia) a Goethei ingenio minime servili, et quo indignum sit malle imitando mediocria conficere, quam ex animo suo ditisque pulchri fonte haurire. Dieses Urtheil hat er

bei der Herausgabe seiner Poemata Latina (1837 und 1846) in aller Schärfe wiederholt. Fuß hatte natürlich von der vortrefflichen innern Komposition der Elegien keine Ahnung, eben so wenig war ihm der hohe menschliche Sinn und der gemüthliche Schwung, der aus diesen duftigen Blüthen uns anweht, aufgegangen. Neuerdings hat leider die ekle Mäkelei Gruppes, der die Elegien noch immer, trotz der längst gedruckten Briefe an den Herzog und an Herder, in das Jahr 1790 versetzt, sich an ihnen versucht. Bei einer so stark ausgesprochenen Sinnlichkeit sei, meint er, die Beimischung der Reflexion viel zu groß; es sei das Bewußtsein des Genusses und dessen Berechnung; das wagt er zu behaupten einer Dichtung gegenüber, welche durchaus vom heitersten Gefühl des Lebens beseelt ist. Selbst im Vergleich zu den römischen Dichtern findet er hier mancherlei Unzartes, Hyperboreisches, ja er vermißt sogar das sehr heilsame Halbdunkel, welches die römischen Elegiker über die Geliebte zu breiten gesucht. Man sollte glauben, wer so urtheile, müsse die Triumvirn der römischen Erotik mit ihren Klagen über die Untreue und Habgier der Geliebten und der Behandlung von Seiten der Liebhaber nicht kennen; daß dieses niemand von Gruppe zu behaupten wagen darf, macht seine Versündigung gegen Goethe nur um so ärger. Wie? diese gierigen römischen Geliebten ständen über der treuliebenden Faustina? Auch mehr Gleichmäßigkeit, mehr Stil verlangt Gruppe. Wer aber hätte je stilvoller gedichtet, wo fände sich eine größere Uebereinstimmung der Gefühle und Anschauungsweise, freilich bei der nothwendigen, durch den Inhalt bedingten Abwechslung des Tons? Gruppe kann sich aber der Genossenschaft Hellers rühmen, der z. B. nicht begreift, wie Goethe, wenn er die Elegien völlig frei und hintereinander geschrieben hätte, von dem Eingange der zweiten Elegie mit dem

Malboroughlied in der vierten auf die Strafen der griechischen Unterwelt hätte kommen können. Schlimm genug für Heller! Den Vers schilt Gruppe zu tändelnd und leichtfüßig, während er doch nach der prosodischen Reinigung, die ihm in den Jahren 1799, 1800 und 1805 zu Theil ward, so lieblich sich anschmiegt, daß er zum reinsten Gefäß des sich hier entfaltenden Lebens geworden. Aeakus-Gruppe krönt seine Herabsetzung dieser Perle deutscher Dichtung dadurch, daß er in der Begierde, die sich hier hinter Kunstsinn verstecke („was dieser Mann nicht alles sieht!"), Einflüsse des kurz vorher erschienenen Ardinghello findet. Des Ardinghello? Und doch sagt Goethe uns, was Gruppe wohl, wie so vieles, nicht wußte, dieser habe ihn bei der Rückkehr aus Italien (er war während seiner Abwesenhelt erschienen) äußerst angewidert, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweise durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternommen. So wenig weiß Gruppe in seinem blinden Vorurtheil zwischen Ardinghellos lüsterner Nacktheit und Goethes frischer Sinnlichkeit, die, in Italien zum Ausbruche gekommen, in den Elegien voll heitrer Anmuth uns erglänzt, irgend zu unterscheiden.

Erste Elegie. Der warme Ausdruck ahnungsvoller Sehnsucht nach einer in dieser neuen Welt ihn beglückenden Liebe leitet glücklich ein. Bei allem Staunen über die einzige Weltstadt fühlt der Dichter, daß ihm etwas fehlt (V. 1—4). Die ihn umgebende neue Welt redet er zunächst als Steine an, im Gegensatz zu der ihm hier noch fehlenden gemüthlichen Befriedigung, bezeichnet sie dann als hohe Palöste (bei denen ja nicht an die Trümmer der Kaiserpaläste zu denken ist) und Straßen. Der in ihnen lebende Genius will noch nicht zu ihm reden*), was

*) Goethe hatte V. 2 zuerst rührst geschrieben, aber es noch in der vorhandenen Handschrift in regst verändert.

V. 3 f. weiter ausführen.*) Was ihm fehle, enthalten die Fragen V. 5—8. Wie gern möchte er wissen, wo ihm einst die ihn beglückende Geliebte erscheinen werde**), was weiter durch die Straßen ausgeführt wird, die ihn zu ihr führen, wobei humoristisch der Gedanke sich eindrängt, wie viel Zeit, die er auf die Kenntniß von Roms Alterthümern und Kunstdenkmälern verwenden sollte, er dann der Liebe widmen werde. Man vergleiche hierzu die schöne Äußerung im neunten Buche von Wahrheit und Dichtung bei der ersten Aussicht vom straßburger Münster. V. 9—12 sprechen die an das Opfer köstlicher Zeit sich unmittelbar anschließende Gewißheit, daß ihn bald die Liebe ganz hinreißen werde, mit anmuthiger Laune aus. Jetzt ist er noch ein Reisender, der seinen Aufenthalt in Rom gut anwendet***), sich bedächtig alle Merkwürdigkeiten der Stadt anschaut†), bald aber wird er ganz im Dienste Amors stehn,

*) Schon Tibull nennt II, 5, 23. 24 Rom die ewige Stadt. Die Mauern sind heilig, wie die Stadt selbst. Horaz nennt so die sieben Hügel (carm. I, 2, 3). Aber das Beiwort fließt hier ganz aus des Dichters Seele, dem am wenigsten die heilige Ilios Homers vorschwebt.

**) Statt wer sagt mir? steht hübsch bezeichnend wer flüstert mir? da es eine geheime Stimme sein muß, die ihm dies gleichsam aus der Luft wie ein Götterwort verkündet. Das Glück glühender Liebe spricht sich schön V. 6 aus. Heller führt aus Tibull IV, 5, 5 an iuvat, quod uror, aus Properz I, 4, 12 perire iuvat, aber des Dichters Ausdruck ist eigenthümlich schön. Er wünscht sich der Liebe Lust und Qual. In den Horen stand versengt und erquickt. Auch Geschöpf ist eine echt goethesche Bezeichnung, (vgl. S. 49) wofür er früher Creatur brauchte. Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 246.

***) In den Horen hieß es V. 9 Paläst' und Kirchen, 10 schloß sich auf der Reise beträgt.

†) Unter den neben den großartigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden genannten Säulen sind die trajanische, die antoninische u. a. zu verstehn. Vgl. unten 15, 34. In ähnlicher Weise nennt Goethe im Briefe vom 7. November 1786 „Paläste und Ruinen, Triumphbogen und Säulen".

er einzig Amors Tempel besuchen*); denn ohne die Liebe kann er nicht leben; wie die Welt ihm ohne sie nichts ist, so auch die Weltstadt Rom. In diesem hübschen antithetisch ausgedrückten Gedanken findet die kleine von dem Gefühle, daß ihm unter allen diesen Herrlichkeiten etwas mangle, ausgehende Elegie ihren nothwendigen Abschluß.**)

Zweite Elegie. Zwischen beiden Elegien sind zwei in den Horen aus Anstandsrücksichten ausgelassen worden und auch später ausgeschlossen geblieben. Die eine derselben stellte die in ihm sich regende sinnliche Begierde dar, die andere die Furcht vor der Krankheit, welche sich in den letzten Jahrhunderten dem Liebesgenusse so unglücklich zugesellt habe. Vgl. oben S. 44. In der zuerst Schiller zum Abdrucke in den Horen zugeschickten Handschrift waren sie die zweite und sechzehnte. Vgl. B. I, 230. In unserer Elegie spricht der Dichter seine innige Freude aus, ein warm liebendes Herz gefunden zu haben, das sich ihm ganz hingebe, ihn die Heimat vergessen lasse. Der Anfang der Elegie lautete ursprünglich nach einer Mittheilung Burkhardts aus dem weimarischen Hausarchiv folgendermaßen:

Fraget nun, wen ihr auch wollt! mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Werther gelebt? ob denn auch alles sein wahr sei?
Welche Stadt sich mit Recht Lottens, der Einzigen, rühmt?
Ach, wie hab' ich so oft die thörichten Blätter verwünschet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menschen gebracht?

*) Seit der dritten Ausgabe vermißt man das Komma nach ein einziger Tempel.

**) Gewiß hat Goethe nicht an Martials von Heller angeführtes: Romam tu mihi sola facis (XII, 21, 10) gedacht, so wenig wie bei der dem gangbaren Sprachgebrauche entnommenen Bezeichnung Roms als einer Welt an das caput orbis terrarum oder ähnliche Ausdrücke Ovids. Vgl. Elegie 15, 43 f. Hier ist nichts zusammengeleimt und gestoppelt, alles freier Erguß des Gefühls.

Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt' ihn erschlagen,
Kaum verfolgte mich so rächend sein blutiger Geist.*)

Sodann statt V. 9—12 unserer Elegie:

Glücklich bin ich entflohn! sie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum,
Sie erkennet in ihm den freien rüstigen Fremden,
Der in Bergen in Schnee hölzerne Häuser bewohnt.**)

Die jetzige außerordentlich glückliche Umgestaltung wird dem Jahre 1790 angehören.***)

Im wonnigen Besitz der Geliebten, die sich ihm in treuer Liebe ganz hingegeben, freut er sich, den steifen sogenannten feinen Gesellschaften, deren leeres Gerede sich um Familiengeschichten dreht, wie die sonstige Unterhaltung im leidigen Kartenspiel besteht, und dem tollen politischen Gespräch für und gegen entrückt zu sein. Die Ungerechtigkeit, mit welcher der Dichter seiner frühern Zustände gedenkt, würde auffallen, wenn er in den Elegien sich und seine persönlichen Verhältnisse hätte ausführen wollen, aber sie sind eben nur die dichterische Darstellung des Glückes eines nicht mehr jugendlichen nordischen Reisenden in dem Genusse der Liebe einer ihm treu ergebenen Römerin, wobei er freilich vieles seinem eigenen römischen Leben entnahm, aber alle persön-

---

*) Anspielung auf den von den Furien verfolgten Orest, obgleich man wegen des Bruders auch an Kain denken könnte.

**) Heller hat richtig bemerkt, daß die wüthenden Gallier V. 18 kaum dem Jahre 1789 angehören können, allein seine Vermuthung, die Worte „die Liebste — wüthende Gallier nicht", hätten ursprünglich eine andere Fassung gehabt, die er aus Prop. II, 20, 69 gewinnt, war natürlich verfehlt; V. 13—18 sind ein ganz neuer Zusatz. Die frühere Fassung von V. 22 beweist auch die Unmöglichkeit, daß Goethe dabei Catulls Worte 9, 7 benutzt haben könne.

***) In der noch vorhandenen Handschrift hatte Goethe zuerst V. 1 geschrieben: „Fraget, wen ihr auch wollt! Mich sollt ihr lange nicht haben", ihm aber dann gleich die jetzige Fassung gegeben. V. 3 ist Bettern erst 1800 in Vetter geändert worden.

liche Beziehungen ins allgemeine spielte. Deshalb mußte auch die scharfe auf Werther bezügliche Stelle ausgeschieden werden. Freilich die Langweiligkeit, welche ihm die Fraubasereien so mancher Gesellschaften, das fade Geschwätz, das ihm verhaßte Kartenspiel und das politische Gezänke machte, hat er zu dem ihm nothwendigen Gegensatze benutzt, aber damit wollte er nichts weniger als den Stab über Weimar brechen, wohin sein Herz sich auch in Italien häufig gezogen fühlte. Auch fällt die Abfassung der Elegien erst nach seiner Zurückkunft, wo er freilich sich vielfach enttäuscht fühlte, die Gesellschaftskreise ihm schaler als je schienen; die betreffende Stelle selbst gehört, wie wir sahen, dem Jahre 1790 an. Das glücklich zum Vergleiche benutzte Lied auf den angeblichen Tod des Siegers von Malplaquet hörte er in Italien halb italienisch, halb französisch ungefähr nach der bekannten Melodie, auf allen Straßen singen; erst 1787 ward es durch ein neckisches Liebeslied verdrängt. Die allerweiteste Verbreitung hatte es in der französischen Gestalt gefunden, in welcher es Beaumarchais seiner auch auf die deutsche Bühne gebrachten Hochzeit des Figaro eingefügt hatte. Das Journal von Tiefurt hatte 1783 in Stück 43 das Französische mit deutscher Uebersetzung gegeben. Jenen langweiligen Gesellschaften und dem leidenschaftlich verworrenen politischen Streite setzt der Dichter das Glück seines Liebesasyls sehr wirksam entgegen, wo die Geliebte, ganz unbekümmert um die Greuelszenen in Frankreich*) und frei von jeder Neuigkeitssucht, nur ihm lebt, nur

*) Römisch gesinnt soll launig bezeichnen, daß sie nur in Rom lebt, von allem, was draußen geschieht, nichts weiß. Wenn Heller meint, nach „Hier bedecket er mich" erwarte man unbedingt ich fürchte nichts, unlogisch und durch nichts vermittelt sei „die Liebste fürchtet nichts", so übersieht er, daß gerade mit den letztern Worten die bis zum Ende der Elegie gehende Schilderung des jetzigen Glückes „unter Amors Fittig" beginnt.

von ihm hören will, seine Liebe theilt, seiner Freigebigkeit sich freut und dem nordischen Gaste, statt ihn als einen Barbaren zu fliehen, die vollste Herrschaft über sich gewährt. Die beiden Schlußverse bilden den entschiedensten Gegensatz zu den vier ersten. Ueberall weht uns heitere Luft und schalkhafte Laune entgegen. Bei V. 22 schwebt die Vorstellung der Neapolitaner von Deutschland vor, welcher Goethe im Briefe vom 25. Februar 1787 gedenkt: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai. Der freie, rüstige Fremde bezieht sich auf den offenen Freiheitssinn und die starke kräftige Gestalt; bei dem Beherrschen des Barbaren liegt der Gegensatz der einstigen Herrschaft der Römer über die Barbaren zu Grunde. Ergetzlich ist es, was Heller hier alles aus Catull, Tibull und Properz hervorholt.

Dritte Elegie. Die rasche Hingabe der Geliebten schreibt er in unserer als eine wirklich an sie gerichtete Rede gedachten Elegie der Allgewalt der Liebe zu und preist sie als eine der heroischen Zeit würdige That, der sich die Römerin in Erinnerung an ihre Stammmutter nicht zu schämen brauche. Bedient er sich dabei auch nach der Weise der römischen Erotiker mythischer Beispiele, so thut er es doch mit größerer Freiheit und Leichtigkeit als diese, und sie stehen hier der Römerin gegenüber durchaus an ihrer Stelle. In Rom, wo man auf jedem Tritte an das alte mit seinem Götterglauben innig verwachsene Leben erinnert wird, haben die alten Sagen gleichsam ein fortdauerndes persönliches Dasein. Heller läßt ihn hier jeden Zug einem römischen Erotiker entlehnen, ohne zu bedenken, daß Goethe mit der griechisch-römischen Mythologie von früh an bekannt war, wovon seine Jugendgedichte zeugen, und auch später mit derselben vertraut blieb, besonders die gangbarsten Mythen ihm aus der

Lesung der Alten und aus Kunstdarstellungen immer gegenwärtig waren.

Die Geliebte soll nur ja nicht glauben, er halte sie für ein schnödes Werkzeug seiner Lust, das Lüsternheit oder Gewinnsucht ihm in die Arme getrieben*), nein, er fühlt, daß die Glut der Leidenschaft sie ergriffen habe. Wenn die Liebe manchmal nur wie ein schleichendes, die Kraft aufsaugendes Gift wirkt, so erfaßt sie dagegen andere mit stürmischer, zu rascher Befriedignng drängender Gewalt. So war es in der Zeit der Götter. Venus bot sich selbst dem Hirten Anchises dar, als die Liebe sie ergriffen hatte, und Luna säumte nicht den Hirten Endymion sofort einzuschläfern und sich auf ihn herabzulassen**), sie konnte nicht bis zum Morgen warten, wo, wie sie fürchten mußte, Aurora ihn aus Eifersucht geweckt und, was freilich schalkhaft zu rathen gegeben wird, für sich in Anspruch genommen hätte. Diesen beiden Beispielen folgen zwei andere, wo der Liebende mit stürmischer Gewalt sich der Geliebten naht. Leander hatte kaum Hero am Feste ihrer Göttin geschaut, als die Glut der Liebe ihn trieb, sich Nachts***) in das Meer zu stürzen. Ebenso konnte Mars sich nicht enthalten, die Königstochter, als sie zum Wasserschöpfen an den Fluß ging, zu ergreifen — und seiner stürmischen Glut verdankt Rom, die Fürstin der Welt†), seinen Ursprung. Deutet schon die Vergleichung mit den Göttinnen auf die hohe Würde hin, die der Dichter der Liebe des ihm rasch sich hingebenden

*) In den Horen fehlte V. 1 mir, wogegen 3 stand Amors, denn, 6 zünden auf einmal uns an, 13 beim (erst in der zweiten Ausgabe trat am ein), 17 sich Mars zwei Söhne.

**) Vgl. B. II, 78.

***) Nächtliche. Vgl B. II, 457*.

†) Ganz in dem Sinne, wie er sie am 29. Dezember 1786 die Herrscherin der Welt nennt.

Mädchens beilegt, so noch mehr die Beziehung darauf, daß die Gründer Roms selbst einer solchen Verbindung entsproßten, wobei jede Hindeutung auf das unglückliche Ende der Mutter fern gehalten, nur die wunderbare Sage von der Gründung Roms*) hervorgehoben wird.

Vierte Elegie. Hier feiert der täglich der Liebe seiner Faustina sich freuende Dichter als Göttin der Liebe die Gelegenheit, die ihnen den freiern Genuß gestattet, wie auf ihre Gunst alle Liebenden angewiesen sind, die rasch das, was sie ihnen darbietet, ergreifen müssen. Das Gedicht schließt mit einer gefühlvollen Erinnerung an die nordische Geliebte, die ihn einst so sehr erfreut, aber bei aller Lust, die der Gedanke an sie in seiner Seele weckt, muß er sie jetzt sich aus dem Sinne schlagen und sich ganz der glücklichen Gegenwart weihen, die ihm die treu hingegebene Römerin geschenkt hat. Es ist ein eigenthümliches Versteckspiel, daß Goethe hier die ihn während der Dichtung der Elegien so sehr erfreuende Liebe zu Christianen, die ihm eine glückliche Gelegenheit zugeführt hatte, deren Liebe zu genießen er sorgsam die Gelegenheit erspähen mußte, als vergangen darstellt. Wir Liebende (er spricht in seinem und der Geliebten Namen) sind alle fromm, da wir die Götter uns gern geneigt halten, damit diese unser seliges Glück nicht stören. Hier sind unter den Dämonen nicht etwa die alten Götter und Göttinnen, sondern die Genien gemeint, welche wir so gern uns denken und welche besonders der Dichter sich schafft, wie Freude, Trost, Gesundheit, Genesung. Vgl. Klopstocks Oden 32. 38. Diese Frömmigkeit aber stellt er darauf als einen echtrömischen Zug dar, indem er schalkhaft auf den Umstand hinweist, daß die Welt=

*) Den Gedankenstrich im vorletzten Verse hat man gedankenlos beibehalten.

besieger alle fremden Götter sich angeeignet, wobei er besonders der Statuen gedenkt und, im Gegensatz zu der reizenden griechischen Kunst, der steifen, nach einem starren Grundtypus gebildeten, des Lebens und der Wärme entbehrenden (strengen) Darstellung der Aegypter gedenkt. Der Dienst des Serapis, des Osiris und der Isis kam sehr frühe nach Rom. Dunkelfarbiger Basalt und Granit ward zu Serapisbüsten, schwarzer Marmor zu Isisbildern häufig benutzt. *) Da die Götter nicht eifersüchtig sind, wenn man einen von ihnen besonders verehrt**), so gestehen die Liebenden ihnen, daß sie einer Göttin sich besonders geweiht und ihr täglich ihren Geheimdienst (Mysterien) halten, von dem die Welt nichts erfahren darf, wie ja die Mysterien zu verrathen auf das strengste verboten ist. Dieser Dienst, den er als schalkhaft, munter, aber auch ernst bezeichnet, mit absichtlicher Vermeidung jeder bestimmtern Angabe, ist ihnen so heilig, daß sie eher die schrecklichsten Strafen dulden würden, als ihn aufgeben. Die Erinyen heften sich dem Verbrecher an die Fersen und verfolgen ihn über Land und Meer (vgl. Goethes Iphigenie III, 1), Bei dem rollenden Rade schwebt die Strafe des auf einem glühenden Rade immer umhergeschwungenen Ixion (Ixions Rad war eine Goethe geläufige Redensart), bei dem Felsen der des am Kaukasus festgeschmiedeten Prometheus vor.***) Jetzt erst nennt er die Göttin, auf die er so lange die Aufmerksamkeit gespannt hat, wobei er zur allgemeinen Anrede greift,

---

*) Statt Basalt stand V. 5 in den Horen Granit.

**) Weihrauch streuen, wie bei den römischen Dichtern tura dare, reddere, ferre, cremare, zur Bezeichnung des Opferns.

***) Die Horen lasen an rollenden Rädern und Felsen, wie im vorigen Verse Eher lockten wir selbst an die Fersen. Die Aenderungen sind bloß metrisch.

um ihr Wesen zu bezeichnen. Diese Göttin Gelegenheit ist eine dichterische Bildung Goethes, wie die der Erfüllung in der Iphigenie III, 1, wie er die Gegenwart im Tasso als eine mächtige Göttin bezeichnet. An den griechischen *Καιρός* dachte er dabei nicht. Die Gelegenheit schildert er zunächst als ewig ihre Gestalt verändernd, so daß sie die Tochter des aus Homers Odyssee bekannten Meergreises Proteus, der sich in alle Gestalten verwandelt, uud der Meergöttin Thetis sein könnte, die, um der von den Göttern bestimmten Verbindung mit einem Sterblichen, dem Peleus, zu entgehn, mancherlei Gestalten annahm, was der Dichter verallgemeinert, da die griechische Sage sonst nur weiß, daß Thetis sich des Zeus Umarmungen auf solche Weise entzogen habe. Wenn er eben diese Abstammung nur als möglich hingestellt hat („möchte sie sein"), so bezeichnet er sie jetzt geradezu als Tochter beider, indem er hervorhebt, daß sie jedem rasch verwandelt entschwinde, der unerfahren und blöde sei, den Schlummernden im Traume erscheine, aber gleich beim Erwachen davon fliehe*), nur dem, der entschieden zugreife, sich zu eigen gebe und freundlich ihm alles gewähre, ihm „zahm, spielend und zärtlich und hold sich zeige". Er erinnert sich dabei, daß auch ihm die Gelegenheit einst im Norden so glücklich erschienen sei und er gleich zugegriffen habe. Bei der Haartracht der rasch enteilenden wilden Göttin liegt eine gangbare Vorstellung im Sinne. Die Griechen haben nur einen männlichen Genius der Gelegenheit, der nach Winckelmann in der Schrift über die Allegorie vorn lange, hinten gar keine Haare hat. Das Genauere

*) Statt „Wachenden" sollte „Erwachenden" stehn. Vorbei, wie vorüber, verbindet Goethe, wie der gewöhnliche Sprechgebrauch, mit dem Dativ. Vorher steht verwandelnde List für listige Verwandlung, wie häufig das Abstractum gebraucht wird. Vgl. B. II, 127 Anm.

hierüber gab Welcker zum Kallistratus S. 698—700, ganz neuerdings E. Curtius („Die Darstellung des Kairos") in der Archäologischen Zeitung VIII, 1—6, wonach die Stirnlocken mit dem kahlen Hinterhaupte eine sehr späte allegorische Zuthat sind. Bekannt ist des Phädrus Occasio depicta (V, 8), die, obgleich der römische Name weiblich ist, als calvus, comosa fronte, nudo corpore beschrieben wird. Unserm Dichter dürfte weder Phädrus noch die Verse aus dem zwölften Epigramm des Ausonius vorschweben:

Crine tegis faciem? — Cognosci nolo. — Sed heus tu
Occipiti calvo es. — Ne tenear fugiens,

auch nicht der Spruchvers des Dionysius Cato:

Fronte capillata est, post est occasio calva,

sondern die deutschen Sprichwörter: „Gelegenheit hat vorn langes, hinten kurzes Haar" und „Die Gelegenheit muß man am Stirnhaar fassen." Die Haartracht ist also die sprichwörtliche der Göttin, der er ihrem wilden, stürmischen Character gemäß eine bräunliche Gesichtsfarbe gibt, wie auch seine Nachodine in den Wanderjahren, die Hersilie „eine wilde Hummel von Brunette" nennt, eine „bräunliche Gesichtsfarbe" hat. Doch die Göttin Gelegenheit verwandelt sich ihm gleichsam unter den Händen in die nordische Geliebte selbst, deren Liebe ihn so sehr beglückt hat. Aber von dem ehemaligen Glücke wendet er sich zum gegenwärtigen, das ihm gleichfalls die Göttin verschafft hat, was er freilich hier übergeht. Daß er deren Flechten eben im tändelnden Spiele fasse, ist nicht anzunehmen, da das Gedicht gerade nicht die Gegenwart der Geliebten voraussetzt. Der Schluß ist eben nur ein bildlicher, durch das Vorhergehende veranlaßter Ausdruck der ihn jetzt mächtig fesselnden Liebe.

Schließlich bemerken wir, daß sich die Skizze einer Elegie Edelknabe und Wahrsagerin erhalten hat, in welcher einzelne Verse unserer Elegie sich wörtlich finden. Sie beginnt mit dem Verse:

Kennt ihr die Dirne mit lauerndem Blick und raschen Gebärden?

Leider ist dieselbe nach England verkauft worden und Hirzel, der eine von einem Unkundigen gemachte Abschrift besitzt, gibt keine nähere Auskunft.

Fünfte Elegie. Was er in der ersten Elegie geahnt, daß die Liebe ihm erst Rom zu Rom machen werde, spricht sich in unsern den Vollgenuß seines Glückes als Mensch und Künstler erhebenden Versen in anmuthiger, nichts verhüllender, aber natürlich reiner, von jeder frechen Lüsternheit freier Weise aus. Das Ganze scheint eine launige dichterische Ausführung des Textes der horazischen Stelle (A. P. 269. 270):

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Die vier ersten Verse bezeichnen seine begeisterte Auffassung der Natur und Kunst und seine eifrige Beschäftigung mit den Schriften der Alten.*) Bei dem Rath, die Werke der Alten eifrig zu lesen, schwebt die angeführte Stelle des Horaz vor, die er auf die römischen Schriftsteller überträgt, wobei er ganz besonders an die Dichter denkt. Gerade das nocturna manu führt ihn auf die Nachtzeit, wo ihn freilich Amor anders beschäftige, so daß er nur halb gelehrt werde.**) Freilich muß er gestehn, daß er

*) V. 2 lautete in den Horen: „Lauter und reizender spricht Vorwelt und Mitwelt zu mir“. 3 begann „Ich befolge“, was erst in der zweiten Ausgabe geändert wurde. Druckfehler war durchblättere.

**) Man hat die Stelle bisher nicht verstanden. Heller meint, Properz III, 20, 25—28 habe vorgeschwebt, wo aber gar kein Rath sich findet. Statt den Rath selbst anzugeben, fügt der Dichter gleich dessen Ausführung hinzu, und welchen Genuß er dabei habe.

die Nacht ganz anders verwende, aber er tröstet sich leicht damit, daß er, wenn auch seine Gelehrsamkeit darunter leide, doch dadurch vollauf (das bezeichnet hier doppelt)*) beglückt werde. Launig aber fügt er hinzu, das nächtliche Liebesspiel bilde sein Gefühl der alten Kunstwerke, da er die Nachbildung der Kunst durch die Kenntniß der zu Grunde liegenden Natur erst recht fühle.**) Da sieht er die hohen Kunstgebilde, die ihm vorschweben, mit fühlendem Auge, wie er fühlt mit sehender Hand, indem er dabei der Kunstwerke gedenkt. Heller meint, die Dreistigkeit, so etwas zu sagen, habe Goethe nur durch die Alten bekommen. Als ob es hier, wie meist bei den römischen Erotikern, dem Dichter um die Schilderung des äußersten Liebesgenusses zu thun wäre. Auch nicht die geringste lüsterne Andeutung davon, wie sie Wieland liebt, findet sich; absichtlich ist diese fern gehalten durch die heitere Laune, welche die ganze Darstellung würzt. War auch unserm Dichter die nackte Darstellung des Properz II, 12 wohl bekannt, hatte er auch dort oculi sunt in amore duces, oculos satiemus amore gelesen, unsere naive Schilderung wird davon nicht berührt, sie fließt so völlig aus reinem Gefühl und wächst aus dem Ganzen hervor, daß an Nachahmung so wenig als an Lüsternheit zu denken ist. Jetzt muß er freilich auch zugeben, daß die Geliebte ihn manche Stunde des Tages koste, aber diese Einbuße der Zeit kommt gegen die Freuden der Nacht gar nicht in Betracht. Die Anwendung seiner Nachtstunden vertheidigt er dann weiter damit, daß er ja nicht bloß am Liebesspiel sich erfreue, wobei er nur des Küssens gedenkt, er führe auch mit der Geliebten ein verständiges Gespräch und

*) Vgl. B. II, 149*** Statt beglückt hatten die Horen vergnügt.

**) In den Horen stand V. 7 wenn statt indem, 9 recht den Marmor statt den Marmor erst recht.

wenn sie entschlummert sei, überlasse er sich seinen Gedanken, ja oft dichte er, wobei er auf ihrem Rücken die Verse skandire, die Füße an den Fingern abzähle, was die fingernde Hand so hübsch bezeichnet*), und der Hauch ihres Athems wehe ihn mit warmem Gefühl an, so daß er sich dichterisch begeistert fühle. Hiermit ist die Erinnerung an die römischen Erotiker angeregt, die ja auch der Liebe, wie er jetzt, gepflegt und dadurch zu Dichtern der Liebe geweiht worden. Daß Amor bei den Liebenden wacht und die Lampe schürt**), war ein dem Dichter sehr nahe liegender Gedanke (vgl. Lieder 34). Freilich sieht Heller hier Nachahmung von Properz II, 12, 7: Quam multa apposita narramus verba lucerna, wo doch apposita lucerna den Gegensatz zu sublato lumine bildet. Die drei Triumvirn hatte schon A. W. Schlegel richtig auf die drei römischen Erotiker Catull, Tibull und Properz bezogen, welche meist zusammen herausgegeben und von Joseph Scaliger triumviri amoris genannt wurden. Goethe spricht auch in der Darstellung seiner Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier (Bericht vom Januar 1788) von dem Amor jener römischen Triumvirn. Hiernach hat auch Stadelmann übersetzt, während Fuß den Crassus und Lepidus hereinbrachte.

Sechste Elegie. Um die treue Liebe der Geliebten recht ins Licht zu setzen, läßt der Dichter sie einmal durch einen von ihm ausgesprochenen, in Folge eines falschen Gerüchtes erweckten Verdacht in leidenschaftliche Aufregung gerathen, die nicht allein ihre glühende Neigung auf das schönste verräth, sondern auch seine Verbindung mit ihr und die Gefahren, welchen Frauen im

*) Die Hand ruht auf dem Rücken. Das richtige auf dem statt auf den hat erst die dritte Ausgabe hergestellt.

**) In den Horen stand indeß die Lampe.

geistlichen Rom ausgesetzt sind, uns näher treten läßt. Freilich kommen auch bei Tibull und Properz Gerüchte von der Leichtfertigkeit der Geliebten und der Treulosigkeit des geliebten Knaben vor, ja Properzens Cynthia überläßt sich wirklich einem illyrischen Prätor, aber der Verdacht der Untreue ist in Liebesverhältnissen so natürlich, daß Goethe dieses dichterische Motiv nicht erst aus den römischen Erotikern zu nehmen brauchte, mochte es ihm auch durch diese nahe gelegt sein, es in ganz anderer Weise zu verwenden, wie es denn hier so vortrefflich geschehen ist. Der Liebhaber hat vernommen, die Geliebte empfange Besuche von einem Prälaten; seine glühende Liebe wird dadurch so leidenschaftlich erregt, daß er, statt sich zu sagen, dies Gerücht werde eine Folge seines eigenen Verkehrs mit der Geliebten sein, da man auf Veranlassung ihres größern Aufwandes sein Erscheinen bei ihr in Prälatentracht bemerkt habe, sogleich mit herben Vorwürfen gegen sie losfährt.

Ihre Erwiederung, mit welcher die Elegie anhebt, zeigt das mit natürlichem Verstande urtheilende, von inniger Liebe erfüllte Weib. V. 1 f. Solche Mißhandlung ihres liebenden Herzens empfindet sie als Grausamkeit; in ihrer Aufregung schreibt sie die harten Worte, die der Geliebte zu ihr gesprochen, seiner nordischen Rauheit zu.*) V. 3—8. Das Volk hat freilich Recht, daß es sie eines für die junge Wittwe unziemlichen Liebesverhältnisses beschuldigt. Sie ist ja wirklich schuldig, was ihr jetzt schwer aufs Herz fällt. Nur darauf deutet das ach! nicht auf ihre Reue, sich gerade mit ihm eingelassen zu haben. Ihre reichere Kleidung hat den Verdacht der neidischen Nachbarin geweckt, die ihr aufgepaßt, und er selbst ist so unvorsichtig ge-

*) In solchen Worten. Um den Uebelklang mich mit zu vermeiden, ist die ungewohnte Verbindung gewählt.

wesen*), bei Mondschein zu ihr zu kommen. In der lebhaften Erinnerung kann sie nicht unterlassen, seine Tracht hervorzuheben. Ueber seine graue Kleidung trug er einen dunkeln Ueberzieher und sein Haar war hinten rund, nicht in einen Zopf gewunden. V. 9. f., Ja, er hat durch die Tracht eines höhern Geistlichen, die er ein paarmal zum Scherze angelegt, das Gerücht von dem Prälatenbesuche veranlaßt. So muß sie es denn dulden, daß sie für eine Prälatengeliebte gilt, aber der Prälat ist kein anderer, als der so grausam sie deshalb anfahrende Geliebte selbst. Hieran schließt sich denn V. 10—20 das freudige Bekenntniß, daß sie den Netzen der römischen Geistlichkeit stets entgangen sei.**)

*) Statt ohne Bedacht stand in den Horen unvorsichtig.

**) Daß sie schön gewesen, sagt sie nicht, doch deutet darauf „wohl bekannt den Verführern", das sich freilich auch auf ihre Armuth und Jugend bezieht. Diese Versuche der Verführer gehen auf die Zeit vor ihrer Verheiratung. Ein Mitglied der reichen und angesehenen Familie der Falconieri wird hier als ein seiner Lüsternheit wegen bekannter Prälat genannt. Giovanni Francesco Albani, ein Neffe von Winckelmanns Gönner, geboren am 26. Februar 1720, schon 1747 Kardinal, war ein lebensfroher Mann von sehr einnehmender Gestalt, aber zur Zeit unserer Elegie fast siebzig Jahre alt. Freilich spricht die Geliebte von der Zeit vor ihrer Heirat. Die „gewichtigen Zettel" deuten auf große Versprechungen. Das Städtchen Ostia ist ein unbedeutender, zu solchen Zusammenkünften ganz passender Ort in der nächsten Nähe von Rom. Die vier Brunnen, die nichts mit Martials quattuor balnea zu thun haben, sind die quattro fontane, einer der belebtesten Punkte Roms. Die von ihnen benannte Straße führt quer über den Quirinal nach der Kirche Santa Maria Maggiore. Bei ihnen fand das öffentliche Ballonspiel statt. Rothstrumpf heißt der Kardinal, Violettstrumpf der Prälat. Vgl. unsere Erläuterungen zu Goethe XV, 22 f. Schiller hatte diese Stelle angestrichen, Goethe aber konnte sie nicht entbehren. „Man versteht sie nicht, das ist wohl wahr", schreibt er am 17. Mai 1795, „aber man braucht ja auch Noten, zu einem alten nicht allein, sondern auch zu einem benachbarten Schriftsteller." Schiller war mit Goethes Absicht, Anmerkungen zu den Elegien zu geben, einverstanden, aber dieser gelangte nicht dazu. In den Horen stand V. 11 es glaublich, 15

V. 20—26. In leidenschaftlichem Uebergange wendet sie sich zu ihrem sie anklagenden Liebhaber zurück, der sie wirklich betrogen habe, was ihr Vater von der Liebschaft der Geistlichen gedroht; denn in ihrer schmerzlichen Aufregung bildet sie sich ein, sie erfahre nun auch die allgemeine Treulosigkeit der Männer, da sie seine Anschuldigung nur für einen Vorwand hält, von ihr loszukommen.*) Mit mächtiger Gewalt schildert sie die Treue der Frau im Gegensatz zur bloßen Begierde der Männer, wobei sie ihren kleinen Knaben gleichsam zur feierlichen Beschwörung ihrer innigen Treue an ihr Herz drückt und den tiefen Schmerz über die Treulosigkeit des Geliebten in Thränen ergießt. Den Gipfel der Lächerlichkeit ersteigt Heller, wenn er den Kleinen, den sie vom Stuhle reißt, für denselben tener et in cunis et sinè voce puer hält, der, wie auch Mutter und Schwester, des Properz Eifersucht erregt, wenn seine Geliebte ihn küßt.

Mit innig wahrem Gefühl spricht der Dichter seine Reue über einen durch Feinde ihm beigebrachten so höchst ungerechten Verdacht aus, den sie nicht schöner als durch diesen ganz unabsichtlichen Erguß ihres tiefverletzten treufühlenden Herzens hätte zurückweisen können, und eben so treffend drückt das Bild von der nur augenblicklich von Wasser getrübten, aber dann durch ihre mächtige Naturgewalt sich davon reinigenden und um so stärker wieder hervorbrechenden Flamme**) die noch gewaltiger

die Kuppler, 16 „kam, war das Mädchen. So hab' ich" (ohne von Herzen), 17 f. „Denn ihr seid am Ende doch nur betrogen! so sagte Mir der Vater." 16 erhielt erst in der zweiten Ausgabe die jetzige Fassung.

*) Die Horen lasen V. 21 doch statt auch.

**) Heller scheut sich nicht, darin eine Ausführung des horazischen grundverschiedenen ex fumo dare lucem zu sehn. Eher könnte man den Schluß der ersten Walpurgisnacht (B. II, 476) vergleichen. Sich selbst überbietet aber Heller noch, wenn er Goethe nur das Bild Tischbeins ausführen

sich regende Liebe aus, die nicht bloß sinnliche Gier gewesen, wie die Geliebte ihm in bitterm Schmerze vorgeworfen, sondern aus dem Gefühl ihrer herzlichen Güte und Treue hervorgegangen, die ihm auch Christianen so lieb und werth machte.

Siebente Elegie. In einer herrlichen Vision stellt der Dichter das unendliche Glück dar, welches ihm Roms schöner und leichter Himmel gewährte, wo er, wie er später einmal sagt, allein in seinem Leben ganz glücklich gewesen. Als er unsere Elegie dichtete, hatte er längst den traurigen Gegensatz der nordischen Heimat wieder empfunden. An den in Italien weilenden Herder schreibt er schon im September 1788: „Das Wetter ist immer betrübt und ertödtet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben? Du wirst nun wissen, was eine reine Atmosphäre ist, und wirst es noch mehr erfahren." Hatte er selbst ja in Rom einmal „zehn Wochen des allerreinsten Himmels ohne die mindeste Wolke genossen". Aus Rom schreibt er im Februar 1787: „Ueber der Erde schwebt ein Duft des Tages über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt. Der Himmel ist wie ein hellblauer Tafft, von der Sonne beschienen." Und im Juli: „Die Mondnächte sind hier ganz unglaublich schön; der Aufgang, eh' sich der Mond durch die Dünste heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d' Inghilterra, die übrige Nacht klar und freundlich." Viel später äußert er, seine Freunde hätten nach seiner Rückkehr seinen Verlust nicht verstanden, als er „aus Italien, dem formreichen, in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen gewesen, heitern

läßt, dessen dieser im Briefe vom 10. Januar 1787 gedenkt. In den Horen stand am Schlusse leuchtend die Flamme; erst die Ausgabe letzter Hand gab jählings statt gähling.

Himmel mit einem trüben zu vertauschen". Unsere Elegie hat auch Gruppe sehr angemuthet, dessen Urtheil, sie sei die werthvollste von allen, die sich zu einem bedeutend höhern Schwunge erhebe, wohl nicht allgemeine Zustimmung finden dürfte. Sollte sie etwa deswegen diesen Vorzug verdienen, weil es keine Liebeselegie ist?

Unser Gedicht ist eine eigene Art Himmelfahrt, ähnlich der Aeußerung Tassos am Anfange von II, 2 und Schillers 1796 gedichteter Dithyrambe. V. 1—10. Der Dichter denkt sich auf der Höhe des capitolinischen Berges, wo ihm der Gegensatz der heitern ihn hier beseligenden Klarheit zu der nordischen Düsterheit lebhaft vor die Seele tritt.*) V. 11 f. Er fühlt sich so beseligt, daß er sich in den Olymp entrückt glaubt.**) Da hat er denn nichts Angelegentlicheres zu thun, als vor dem Göttervater niederzufallen, die Hände nach seinen Knien auszustrecken (da er nicht zu nahen und seine Kniee zu berühren wagt) und ihn anzuflehen, ihn ja nicht als Gast von seiner Schwelle

*) Hinten, weit entfernt, wie im Faust: „Wenn hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinander schlagen." — Wenn es heißt, er sei über sein Ich still in Betrachtung versunken, um „des unbefriedigten Geistes düstre Wege zu spähn", so waren seine Wege gerade deshalb trüb, weil sein Geist unbefriedigt war, nach hellern Wegen suchte, die ihm sich nirgends zeigten, weil der helle Glanz der ihn hebenden äußern Natur ihm abging. Bei den weichen Gesängen schweben diejenigen vor, welche er zu Rom in schöner Nacht bis gegen Morgen hörte, „manchmal Duette, so schön und schöner als in einer Oper und Konzert", wie er im Juli 1787 schreibt. — In den Horen stand V. 1 meinen Scheitel sich neigte, 7 hellen, 9 Sternenhelle, dagegen am Schlusse von Gesängen (erst in der zweiten Ausgabe trat die jetzige Aenderung ein), 10 als ehmals der Tag.

**) Ambrosisch nennt er des Zeus Palast, wie bei Homer alles heißt, was die Götter besitzen, aber vom Hause wird es nicht gebraucht. Sterblichem statt Sterblichen führte erst die Ausgabe letzter Hand ein, wie ähnliche vollere Formen auch sonst.

zu verstoßen, wobei er sich darauf beruft, daß er selbst als Jupiter Xenius (was Goethe nach Ζεὺς ξένιος statt Jupiter hospitalis wagt) Schützer der Gastfreundschaft sei. Ehe er seine Bitte ausspricht, erklärt er gar nicht zu wissen, wie er in den Olymp gekommen, wobei er, in Erinnerung an die Sage, Hebe sei im Olymp mit dem zu diesem emporgestiegenen Hercules vermählt worden, die Vermuthung äußert, Hebe habe wohl einen Heroen heraufführen sollen, aber sich dabei vergriffen und ihn, den sie gerade auf dem Berge angetroffen, dafür genommen. Dieser Irrthum, wünscht er, möge ihm zu Gute kommen, Jupiter ihm sein Glück lassen, und ebenso auch die Glücksgöttin Fortuna, der es, da sie doch einmal die Gewohnheit habe, ihre herrlichsten Gaben nach Laune auszutheilen, leicht fallen werde, die wunderliche Gunst des Irrthums anzuerkennen.*) Jupiter aber erwiedert, wie er sich so habe versteigen können**), da er jede andere Betheiligung an seinem plötzlichen Erscheinen vor ihm ablehnt, worauf der Dichter zu sich kommt, und erkennt, daß es nur eine Vision gewesen. Der capitolinische Berg sei freilich so schön, daß Jupiter, der ihn inne habe (mit Bezug auf seine hier genossene Verehrung), seines wunderbaren Anblicks wegen ihn dem Olymp gleichstellen müsse. Deshalb wünscht er denn, dieser möge ihn immerfort, bis der Tod ihn von dannen führe, hier, auf seinem zweiten Olymp, weilen lassen. Hermes, der Todtenführer, möge ihn nachdem er hier das Leben genossen, leise, ohne daß er selbst seinen Tod bejammere, zur Unterwelt führen. Da

---

*) In den Horen stand V. 20 Theilet sie mädchenhaft aus. Der folgende Vers begann in den Horen O so; in den neuen Gedichten ward die fehlende Silbe durch ein nach O! eingeschobenes wohl ausgefüllt, an dessen Stelle die zweite Ausgabe dann setzte.

**) Die Horen lasen wo versteigst du dich hin.

der protestantische Friedhof zu Rom an der 112 Fuß hohen wohlerhaltenen, mit Grabkammern versehenen Pyramide des C. Cestius an Porta San Paolo sich befindet, so denkt er sich hier einen Eingang zur Unterwelt, wie die Alten viele solcher Eingänge in die Unterwelt kannten, ohne gerade auch den Hermes Psychopompos (der griechische Name hier, wie Elegie 11, als wohllautender neben *Jupiter*) durch diese ausdrücklich wandern zu lassen.*) Im Februar 1787 zeichnete Goethe, da er gerade traurige Gedanken hatte, sein Grab an der Pyramide des Cestius für seinen geliebten Zögling Fritz von Stein. Wie er mehr als vierzig Jahre später erleben sollte, daß sein eigener Sohn hier begraben wurde, wie ein Vierteljahrhundert vorher ein Sohn W. von Humbolds, konnte er nicht ahnen. Durch die letzte Wendung erhält die so heiter beginnende Elegie einen sinnigen, den Anfang an das Ende knüpfenden Abschluß; denn dieselbe Freudigkeit, die ihn jetzt erfüllt, wird ihn sein Leben hier ruhig enden lassen.

Achte Elegie. Der Dichter kehrt, nachdem er in der vorigen Elegie das Glück des römischen Himmels geschildert, zur Geliebten zurück, indem er uns zunächst eine Aeußerung aus ihren vertrauten Liebesgesprächen gibt. Die Geliebte gedenkt ihrer Jugend, und zwar daß sie als Kind häßlich gewesen, in Anknüpfung an das Sprichwort, daß häßliche Kinder später oft die schönsten werden, was sie wohl naiv äußerte, ohne sich bewußt zu werden, daß sie sich dadurch für schön erklärte. Der Geliebte hätte sie gerne als Kind gesehen, wo sie ihrem reinen Gefühl nach ganz besonderer Art gewesen sein müßte, wenn auch die jetzt so reich entwickelten Reize noch in der Blüte verschlossen

*) Schon in den *neuen Gedichten* ward *Denkmal* in *Mahl* verbessert. Die Schreibung *Mahl* statt *Mal* hat noch die Ausgabe letzter Hand beibehalten.

lagen, wobei er sich des Gleichnisses von der unscheinbaren Blüte des Weinstocks bedient, die keine so herrliche Frucht erwarten läßt.*) Ein ähnliches Bild von der Traube hat Horaz carm. II, 5, 9—12. Hellers Bemerkung, Goethe schätze die Geliebte, weil sie zu den genießbaren Waaren gehöre, verdient die Palme des Mißverständnisses. Vortrefflich nennt der Dichter nach alter Vorstellung neben den Menschen auch die Götter.

Neunte Elegie. Der die Geliebte auf die herbstliche Nacht erwartende Dichter spricht seine Freude über ihre Lieblichkeit aus, die seine Lust stets neu zu wecken wisse. Er hat am späten Nachmittag sich ein tüchtiges Feuer in seinem Zimmer machen lassen**), was freilich gegen römische Sitte verstößt. Der „ländlich gesellige Herd" deutet auf das Landleben. Horaz schildert sat. II, 6 von V. 65 an, wie er auf seinem Sabinergute mit Sklaven und Nachbarn vor dem Herde sich einen fröhlichen Abend macht. Der Dichter denkt sich wohl einen ländlichen Aufenthalt nahe bei Rom, aber noch näher möchte ihm sein weimarer Gartenhaus liegen, wo ihn seine Christiane besuchte; an sein im obern Stocke gelegenes Schlafzimmer stieß das heizbare Empfangszimmer. Wie viel mehr als jetzt wird ihn das Kaminfeuer erfreuen, wenn sein Mädchen da ist, das, noch ehe das starke Reisigbündel ausgebrannt und unter der Asche verschwunden ist, kommen wird; dann wird die Glut vom Kamin scheinen und die Nacht bei der angenehmen Wärme ihnen zum

---

*) In den Horen fehlte V. 3 still, 4 stand in dir mir, wofür erst die zweite Ausgabe mir dich als einführte, 5: „So vermisset die Blüte des Weinstocks Farben und Bildung."

**) V. 2 war glänzend statt glänzet einer der von Schiller in der allgemeinen Literaturzeitung angezeigten Druckfehler der Elegien.

schönen Fest werden.*) Auch der Gedanke, daß sie am Morgen wie eine geschäftige Hausfrau sich erheben und wieder die Glut anfachen wird, erfreut ihn, als Zeichen ihrer Neigung, und er erkennt darin ein Bild ihrer zum Wecken der Wonne geschaffenen Natur.**) In der freudigen Erwartung erhalten wir ein Bild der schönen Abende und Nächte, die ihm das auch heute wieder erwartete Mädchen so oft gewährt hat.

Zehnte Elegie. Ermunterung des neben der Geliebten ruhenden Dichters zum vollen freudigen Genusse des ihm so herrlich aufgegangenen Liebesglückes. Es schwebte Goethe hierbei, wie Varnhagen von Ense bemerkt hat, die Aeußerung Friedrichs des Großen in einem Briefe an Voltaire vom 9. Oktober 1757 vor: Un instant de bonheur vaut mille ans dans l'histoire, die er eben so frei dichterisch gestaltet hat, wie in der fünften Elegie den horazischen Spruch. Die nachgelassenen Werke des großen Königs las er erst nach seiner Rückkehr aus Italien. Goethe hat hier aus den ähnlich zum Genusse des Lebens durch die Erinnerung an den nahen Tod aufrufenden Gedichten der Römer gar nichts benutzt. Freilich Heller scheut sich nicht, ihn das aus einem Gusse strömende

*) Erst die Ausgabe letzter Hand schrieb erwärmete statt erwärmte. — Fest, nach dem Goethe so gangbaren Gebrauche für Freude, Wonne.

**) V. 9 f. hieß in den Horen: „Denn das gab ihr Amor vor vielen andern, die Flamme Wieder zu wecken, wenn sie.“ Hier war offenbar Flamme von der wirklichen Flamme gemeint, und es sollte die Geschicklichkeit, morgens die Flamme anzufachen, an ihr gepriesen werden, die der Dichter hübsch als Gabe Amors bezeichnet, da sie schon mehrmals nach einer Liebesnacht diese Kunst bewährt hatte. Man hat die Stelle sonderbar von erneutem Liebesgenusse verstanden, freilich mit einem bildlichen Anklange. Bei der jetzigen Veränderung ist das stehen gebliebene denn ungehörig, da V. 9 f. jetzt nicht mehr als Begründung gefaßt werden können. Statt denn sollte hier ein so auch stehn. Die frühere Fassung dürfte im allgemeinen vorzuziehen sein.

Gedicht aus Mart. X, 38, 11—13 und Catull. 5, 1—5 zusammensetzen zu lassen. Am Schlusse liegt die willkürliche Vorstellung zu Grunde, der Todte müsse durch den Fluß der Vergessenheit durchwaten, wobei fliehend auf die Eile hindeutet, mit welcher er die Unterwelt zu erreichen sucht, wenn es nicht etwa auf das Scheiden vom Leben gehn soll.*)

Elfte Elegie. Der Dichter freut sich der von glücklicher Liebe ihm gespendeten Elegien, die er getrost den Grazien weiht**), da er sehr wohl weiß, daß sie seiner eben so würdig als die ernstern Dichtungen, die ihm gelungen sind. Die Bezeichnung des Altars der Grazien als rein deutet darauf, daß auch seine Elegien nicht von böser Lust, sondern von edler menschlicher Sinnlichkeit und Gemüth eingegeben seien. Die Rose ist die Blume der Liebesgöttin; die Knospe derselben legt er neben die Elegien, weil diese seiner Liebe entsprossen sind. Sodann vergleicht er sich mit einem bildenden Künstler, der auch gern die verschiedensten Göttergestalten schafft und gern immer um sich schaut.***) Von den ernstwürdigen Göttern nennt er Jupiter, der mit gesenkter, sich mächtig vorwölbender Stirn nach unten schaut, Juno, welche die Stirn erhebt und geradeaus blickt, den mit bewegtem langen Haupthaar einherschreitenden Apollo, wobei der von Winckelmann so begeistert gepriesene Apollo von Belvedere vorschwebt, die mit nicht weit geöffneten, nach unten gerichteten Augen ernst streng blickende Minerva und den im Gegensatz zu

---

*) V. 3 lautete noch in den neuen Gedichten (1800): „Wenn ich ihnen dies Lager auf eine Nacht nur vergönnte.“ Lieberwärmenden V. 5 war ein freilich selbst von A. W. Schlegel nicht bemerkter Druckfehler.

**) In den Horen stand ein Dichter nach legt.

***) V. 3 f. hieß es in den Horen: „Dahin bestrebt sich der Künstler, Daß die Werkstatt um ihn immer ein Pantheon sei.“

ihr schalkhaft und zärtlich etwas zur Seite schauenden Hermes.*) Goethe hatte den Idealen der Götter in der alten Kunst die eingehendsten Betrachtungen zugewandt, und er glaubte, die charakteristischen Züge derselben entdeckt, „den Faden des Wie gefunden zu haben". Im Juli 1789 finden wir ihn lebhaft mit der Bildung eines Jupiterprofils beschäftigt. So lag es ihm sehr nahe, hier die Hauptzüge der bedeutendern Gottheiten zu bezeichnen; eben so natürlich war es dem Liebesdichter, bei der Venus (Cythere heißt sie schon bei spätern griechischen Dichtern) länger zu verweilen und ihres schmachtenden, feuchten**) Blickes und ihrer sehnsüchtigen Erinnerung an die Umarmung des gleich ihr weichen Bacchus zu gedenken, dem sie einen Sohn zu bringen wünscht.***) Die Verbindung mit Bacchus und der Wunsch der Liebesgöttin sind eine schalkhafte Erfindung des Dichters, der gerade dieses Götterpaar als Vorbild der Liebe, die ihn mit seinem Mädchen verbindet, darstellt. Hierbei hat er natürlich nicht die römische Geliebte, sondern seine Christiane im Sinne.

Zwölfte Elegie. Nach einer durch den fröhlichen Zug der nach ihrer Heimat zurückkehrenden Schnitter veranlaßten anmuthigen Schilderung der eleusinischen Mysterien fordert er mit schalkhafter Wendung die wohl mit ihm wandelnde Geliebte zur Feier der höchsten aller Weihen, zum augenblicklichen Liebesgenusse im nahen Myrtengebüsche ein. Veranlassung und Lokal sind treffend von Rom hergenommen, die glückliche Stimmung zum Gedichte gab sein weimarer Liebesglück.

---

*) In den Horen stand V. 5 Stirne (noch in der zweiten Ausgabe Stirn'), 8 schalkhaft.

**) Nach dem griechischen ὑγρός, wofür die Römer paetus brauchen. Winckelmann hatte über das ὑγρόν sich weit verbreitet.

***) V. 9 lasen die Horen statt träumenden holden, 10 begann Augen voll, 11 stand „Sie gedenket seiner Umarmung."

Bei der rhetorischen Frage, ob die Geliebte den Lärm auf der flaminischen nach Rimini und Pesaro führenden Straße vernehme, führt ihn die Erinnerung, daß die Römer ihre Schnitter von außen kommen lassen, zu der Bemerkung, daß man nicht mehr in Rom das Fest der großen Göttin feire, das er heute mit der Geliebten insgeheim begehn wolle (V. 1—8).*) Daß der Ceres ein Kranz von Aehren geweiht wurde, wußte Goethe freilich aus römischen Dichtern (Tib. I, 1, 15. 16 f. Hor. carm. saec. 29. 30), aber hier schwebt jedenfalls das Erntefest vor, wobei ein Erntekranz auf dem letzten Fruchtwagen lag. Schiller gedenkt dieses Kranzes Ged. 30 Str. 27, 13. 72 Str. 14, 14. Goethe und Schiller sahen ein solches Erntefest selbst in ihrem halbländlichen Weimar, wo wir dasselbe noch im Jahre 1817 erwähnt finden. Daß die Menschen vor der Frucht der Ceres sich von Eicheln genährt, ist allgemeine Annahme, die auch bei den römischen Dichtern sich findet.**) Wenn Goethe launig, mit Beziehung auf die allgemeine Festfeier, sagt, zwei Liebende seien sich ein versammeltes Volk, so ist dies sehr verschieden von Tibulls (IV, 13, 13): In solis tu mihi turba locis. V. 9—30 schildern die von Eleusis nach Rom gekommenen Mysterien dem Zwecke des Dichters gemäß ganz willkürlich als Weihefest der Verbindung der Demeter mit Jasion. Sie galten der Demeter und ihrer Tochter, die als die zwei großen Göttinnen verehrt wurden. Bei der Beschreibung der Mysterien liegt die 1784 erschienene berühmte Schrift von St. Croix sur les mystères zu Grunde, vielleicht auch (Reinholds) 1788 herausgekommenes Buch über die ältesten hebräischen

*) In den Horen begann V. 3: „Weit von hier. Sie haben dem Römer die Ernte", 8 lautete: „Ein versammeltes Volk stellen zwei Liebende vor.'

**) Golden, wie Schiller vom goldnen Wald der Aehren spricht.

Mysterien von Bruder Decius.*) Der Priester rief mit griechischem Worte die Eingeweihten zusammen und hieß die Uneingeweihten sich entfernen. Die geringsten Weihen bestanden im Zeigen der Heiligthümer, der heiligen Bilder und Bildsäulen, der heiligen Kiste 2c., wobei es an erschütternden Erscheinungen nicht fehlte. In den seltsam verschlungenen Gängen, durch welche der Einzuweihende geführt wurde, erschienen ihm schreckliche Gestalten, bis endlich das Allerheiligste sich eröffnete, aus dem ein gewaltiges Licht den Eintretenden blendete. Daß Mädchen mit Aehren umwundene Kistchen trugen, hat Goethe von den Korbträgerinnen (κανηφόροι) bei den öffentlichen Festzügen hergenommen; die heilige Kiste im Festzuge der Demeter und des Jakchos war mit Weinlaub und Epheu umwunden. Nach Homer verband sich Demeter auf dreimal geackertem Blachfeld auf Kreta dem Jasion (Odyssee V, 128 f.). Ovid, aus dem Goethe das folgende schöpfte (Am. III, 10), nennt ihn Jasius. Launig fügt er hinzu, der Eingeweihte, der dies Geheimniß von der Macht der Liebe über die große Göttin vernommen, habe da auch der Liebsten gewinkt; wozu, werde die Geliebte wohl errathen, und so schließt er mit der schalkhaften Einladung, nicht zu säumen, da ihre Liebe nicht die Welt in solche Gefahr bringen werde, wie es die der Göttin der Sage nach gethan.

Dreizehnte Elegie. Eine gefühlvolle Klage, daß der unendliche Genuß der Liebe, der freilich allein zum Dichter derselben weihe, ihn so ganz hinreiße, daß sie ihm alle Kraft und Ruhe zur Dichtung raube. Aus unserer Elegie folgt keineswegs,

*) V. 10 stand in den Horen jemals, 12 von Rom, 13 Und es floh, 14 der Unschuld, 17 Boden des Tempels, 21 „Erst nach vielen Proben, oft wiederkehrend, erfuhr er", 25 dem edlen Jasion (ohne einst). In der dritten Ausgabe stand Jason, in der Ausgabe letzter Hand ist dem weggelassen.

daß der Liebende erst vor kurzem von glühender Liebe ergriffen worden und er noch keine Elegien gedichtet, sondern sie ist der Erguß einer Stunde, wo er sich von der Liebe so verschlungen fühlt, daß er zur dichterischen Wiederspiegelung derselben völlig unfähig ist. Der Schwerpunkt liegt gerade in der Schilderung, wie ihn die Liebe ganz feßle. Als der Dichter in der deutschen Monatsschrift eine Probe seiner Elegien geben wollte, wählte er dazu die unsere, die dazu besonders geignet schien, da sie ganz eigentlich auf ihn als Dichter sich bezieht. Vgl. oben S. 44). Der Abdruck in den Horen stimmt damit, nur lesen wir im ersten Druck V. 9 Trümmer, 38 drücket, 43 sehe, 51 fehlt uns zwischen Kuß auf, welche Abweichungen wohl alle der Schreibweise der Monatsschrift oder einer Nachlässigkeit ihren Ursprung verdanken. In den neuen Gedichten erhielt unsere Elegie manche bloß metrische Verbesserungen.*)

Der erste Theil des Gedichtes beginnt mit der Klage, daß Amor, wie er längst erfahren, ein Schalk sei, worauf Göthe in anmuthiger Weise das Versprechen ausführt, mit dem er ihn in Rom betrogen, obgleich er ihm betheuert, es diesmal redlich mit

*) In den Horen fehlte V. 1 und, 2 stand „traue mir diesmal nur noch", 12 ich stets, 13 „ich lehrte sie formen", 17 „Denkst du, Freund, nun", 20 „Nicht so altklug gethan!", 21 „Das Antike war neu", 29 Blicke, Händedruck, 31 „ein Lispeln Geschwätze, da wird ein Stottern zur Rede", 39 nach Erwachen Ausrufungs-, nach 40 Fragezeichen, 43 immer statt stets, 47 verworren, 51 „Einen Kuß nur auf diese Lippen! O Theseus, und scheide!" In den neuen Gedichten war verehrtest 11 ein auf die übrigen Ausgaben fortgepflanzter Druckfehler, den Strehlke vergebens in Schutz nimmt. V. 9 stand Trümmer, wofür die zweite Ausgabe wieder Trümmern hat. Erst in dieser zweiten Ausgabe schrieb Goethe V. 25 Sophiste, 31 wird Stottern liebliche Rede (statt da wird ein Stottern zur Rede), in der dritten 21 Glücklichen statt Glückliche. Seit 1840 hatten mehrere Ausgaben V. 20 den argen Druckfehler Mutter! statt Munter!

ihm zu meinen, da er ihm ja als seinem Dichter Dank schulde. Hier in Rom, wo sich jeder Reisende über die schlechte Bewirthung beklage, wolle er sich seiner annehmen. Der Dichter bewundere jetzt die Trümmer des Alterthums, beschaue mit Sinn den durch eine große Vergangenheit geheiligten Ort und vor allem verehre er die Bildwerke, wobei der Schalk nicht unterlassen kann, sich zu rühmen, daß er selbst den Künstlern diese Wundergestalten eingegeben, was der Angeredete wohl einsehe, wie es denn längst Ueberzeugung des Dichters war, daß die Kenntniß der Natur auch die alten Künstler so hoch gestellt, da nur der wirkliche Anblick der schönen Menschennatur diese Formen habe schaffen können. Aber ihm diene er jetzt lässiger, ein absichtlich schwächerer Ausdruck des Vorwurfs, daß er das Dichten daran gegeben, den er durch die folgenden lebhaften Fragen bestimmter bezeichnet. Wirst du denn nicht wieder dichten? (V. 15 f.) Das Dichten bezeichnet er als ein Bilden, um dessen der bildenden Kunst (vgl. V. 11) gleichkommenden Werth zu bezeichnen. Dazu bedürfe es eben der Natur, welche die Schule der Griechen gewesen, und zu dieser sei er, der ewig Junge, der rechte Lehrer. Dem jetzigen bedächtigen Studium der Alten müsse er entsagen, wieder recht munter werden; er verstehe ja wohl, was er meine. Auch die Alten, die er jetzt bewundere, seien einmal jung gewesen und hätten das Leben genossen (die Glücklichen); so müsse auch er vor allen leben (Lebe glücklich!), dann werde die Vorzeit, die Kunst, welche die Werke der Alten geschaffen, in ihm aufleben.*) Der Dichter bedürfe nur Stoff zum Liede, den müsse er selbst (Amor) ihm geben; die Liebe werde ihm schon den

*) Man vergleiche dazu den Abschnitt Antikes in Goethes Winckelmann. Vielleicht schwebte dem Dichter auch des Horaz freilich in ganz anderm Sinne gemeintes Wort vor epist. II, 1, 90. 91.

dichterischen Schwung verleihen.*) Durch diese Sophisterei, wie der Dichter in seinem Aerger die Rede Amors nennt, weil es diesem nur darum zu thun gewesen, ihn durch solche Gründe in sein Netz zu ziehen, hat er sich bethören lassen, da keiner ihm ja wiederstehn kann und er leider nur zu große Gewalt über ihn hat.**) Freilich hat er ihm Stoff zum Liede gegeben, aber die Liebe reißt ihn so ganz hin, daß sie ihm nicht allein alle Zeit, sondern auch die Kraft und Besinnung zum Dichten raubt, was der zweite Theil darstellt. Diesen innern Zusammenhang hat Heller so wenig begriffen, daß er meint, dem Dichter falle die Erscheinung Amors zufällig ein, während er neben seinem Mädchen im Bette liege, und auf dieses großartige Mißverständniß die geradezu tolle Annahme stützt, das Gedicht bestehe aus zwei ganz verschiedene Situationen darstellenden, durch ganz allgemein gehaltene Betrachtungen verbundenen Theilen, ja diese drei Stücke seien, zum Theil wenigstens, in den Ausgaben durch Gedankenstriche getrennt: d. h. nach V. 26, wo ein Gedankenstrich ist, beginnt das zweite hellersche Stück, der andere Gedankenstrich steht nach 40, nicht, wo Heller das dritte Stück anfängt, nach 36. Hätte er die Anwendung der Gedankenstriche in den Elegien verfolgt, so würde er gefunden haben, daß diese nur zur Bezeichnung von Abschnitten dienen. Daß Goethe die Gespräche mit Göttern und zunächst mit Amor aus den alten Dichtern

---

*) Ovid bezeichnet ein paarmal (Am. I, 1, 19. 3, 19) die Geliebte als Stoff (materia) des Liedes, und Properz sagt (II, 1, 4): Ingenium nobis ipsa puella facit. Aber kaum schwebte eine dieser Stellen dem Dichter bestimmt vor.

**) Hier schwebte vielleicht die von Heller angeführte Stelle Ovids Her. 4, 11. 12 vor:

Quidquid Amor iussit, non est contemnere tutum;
Regnat et in dominos ius habet ille deos.

nahm, ist gewiß (woher sollte er auch anders die Götter nehmen?), aber diese Weise war ihm längst, auch aus Anakreon, bekannt, ehe er nach Rom kam, und besonders Amor ihm seit seiner frühesten Jugend eine beliebte Figur. Und das Gedicht, welches hiernach Heller dem Dichter vorgeschwebt haben soll, Ovids Am. I, 1, ist seiner ganzen Wendung so völlig verschieden, daß von einer Benutzung desselben gar nicht die Rede sein kann.

Wie der Liebende jetzt im süßesten Genuß zu keiner dichterischen Gestaltung seines Liebeslebens komme, stellt der zweite Theil auf wundervolle Weise dar. Die Liebe gefällt sich in Blick, Händedruck und Kuß, in wenigen gemüthlichen Worten, ja einzelnen Silben, Lispeln und Stottern, die den Liebenden für ein langes Geschwätz und für eine liebliche Rede gelten, aber eine solche Feier der Liebe, die wie ein Hymnus die Seele erhebt, fließt eben nicht in Versen hin. Und Aurora ist ihm jetzt so wenig Freundin der Musen nach dem bekannten Worte: Aurora Musis amica, daß sie, statt ihn zu Gedichten zu begeistern, ihn im Bette des Mädchens festhält, dem er vergebens sich zu entziehen sucht, um zu den Geschäften des Tages sich zu wenden. In die ganz einzige Schilderung, wie er morgens neben ihr erwacht und, hingerissen von ihrer bezaubernden Anmuth, sich vergebens losreißen will, läuft das Gedicht aus, das die glänzendste Wiederlegung seiner Klage bildet, daß er nicht zu dichten vermöge. Zuerst schildert er das freudige Erwachen, wenn er ihr lockenreiches Köpfchen, das auf den unter ihrem Halse ruhenden Arm drückt, an seiner Brust fühlt; aber wie sehr wünscht er dabei, der Tag möchte ihm so viel Ruhe gewähren, daß er die Lust der Nacht, über welcher sie eingeschlafen, dichterisch darstellen, er das Denkmal derselben erhalten könnte.*) Gleich darauf

*) Nach bequemt V. 38 muß statt des Punktes Ausrufungszeichen stehn,

wendet sie im Schlummer sich von ihm weg und sinkt von seinem Busen auf ihre Seite des breiten Lagers zurück, von der sie sich an ihn geschmiegt hatte, aber noch hält sie seine Hand fest, wie sie eingeschlafen war. Dieses Festhalten drängt ihm die Betrachtung auf, daß sie sich stets in Liebe und treuem Verlangen verbunden, der Wechsel, wie er eben erfolgt ist, nur dazu da sei, die Begierde auf neue Weise zu erregen. Und so faßt ihn denn das Verlangen, ihre Hand zu drücken, daß sie darüber erwache und der Blick ihrer Augen ihn wieder erfreue.*) Doch nein, wenn sie die Augen öffnete, würden sie ihn verwirrt und trunken machen, ihn nicht die ruhige Betrachtung dieser einzigen Bildung, dieser so großen Formen, der lieblichen Wendung und der anmuthigen Rundung der Glieder genießen lassen. Wie eine Heroine von reizender Schönheit liegt sie vor ihm, so daß sie ihn an Ariadne erinnert. Hätte diese so schön vor Theseus gelegen, er hätte sie nie verlassen können. Jetzt aber drängt es ihn, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken; dann will er, wie Theseus, von ihr scheiden, um sich den Geschäften des Tages zu widmen. Da sie darüber erwacht, muß er ihr ins Auge schauen („Blick ihr ins Auge! sie wacht!"); damit aber ist es um ihn geschehen; ihr Auge hält ihn nun fest, daß er nicht von ihr zu scheiden vermag. Sollte auch bei der Vergleichung mit Ariadne Prop. I, 3 dem Dichter im Sinne gelegen haben, unsere

---

im folgenden Verse nach Erwachen das Ausrufungszeichen hergestellt werden. Besser würde freilich einfaches Komma nach Busen und bequemt stehn. Ruhige ist proleptisch; er wünscht, daß die Stunden des Tages ruhig wären, um sein Glück dichterisch darstellen zu können.

*) Ich sehe (und sofort sehe ich) ist stärker als ich sähe (ich würde sehn). Der Dichter denkt sich das Drücken und dessen Folge als wirklich, obgleich er es zunächst nur beabsichtigt.

ganze Darstellung ist so frisch und ureigen, daß nichts in allen erotischen Dichtern der Römer an diese einfache Größe reicht.

Vierzehnte Elegie. Höchst glücklicher Ausdruck des Verlangens nach dem Erscheinen der Geliebten, die den Abend zu kommen versprochen hat. Noch vor Dunkel schließt er die Laden und läßt sich die Lampe anzünden, damit ihr Schein ihn die Zeit über tröste, die er noch auf sie warten muß.*) Der Knabe als Diener braucht nicht gerade aus den römischen Dichtern zu stammen; zu seinem dichterischen Zwecke bot derselbe sich Goethe ungesucht dar. Ob er nicht einige Zeit in Rom einen Knaben in Dienst gehabt, wissen wir nicht. Beim Eintritt der Nacht läuten die Glocken und man bringt dann die Lampen mit dem Wunsche Felicissima notte! ins Zimmer. Dem Dichter könnte die Stelle des platonischen Phädon vorgeschwebt haben, wo Kriton sagt: „Die Sonne ist noch über den Bergen und noch nicht untergegangen.“

Fünfzehnte Elegie. Hier besucht der Dichter wieder die Geliebte. In Erwartung der späten Stunde, welche diese ihm zur Zusammenkunft auf listige Weise bestimmt hat, vertreibt er sich die Langeweile mit einer dichterischen Schilderung, wie er sie eingeladen und wie er die Zeit bis zu der ihm bestimmten Stunde kaum erwarten kann, so daß er die Sonne beschwört, heute früher als gewöhnlich zur Ruhe zu gehn. Dabei aber verliert er sich in den Gedanken, was die Sonne hier nicht alles schon gesehen. Unsere Elegie versteht der Dichter unter den „famosen Popinen“, die er von Knebel, bei dem er sie nach der

---

*) In den Horen begann die Elegie: „Zünde Licht an, o Knabe!“ V. 3 lautete: „Hinter die Häuser verbarg sich die Sonne, nicht hinter die Berge“, 4 hieß es: „Noch ein halb Stündchen vergeht“, 5 stand gehorche.

Mitte September 1789 zu Jena liegen gelassen, sich zurückerbat.

Da er heute die Osterien preisen will, in welchen er die Geliebte gesehen, so beginnt er mit der schalkhaften Anspielung auf die bekannte, von Spartian im Leben Hadrians (16) mitgetheilte Geschichte, die schon Fuß nachgewiesen hat. Ein Dichter Florus hatte dem weite Fußreisen durch sein Reich machenden Kaiser geschrieben:

> Nimmer möcht' ich Kaiser werden,
> Wandern durch Britanniens Lande,
> Scythiens kalten Reif ertragen,

worauf jener erwiederte:

> Nimmer möcht' ich Florus werden,
> Wandern durch die Schenken alle,
> Mich verkriechen in Popinen,
> Rundes Flöhevolk ertragen.*)

Launig tritt Goethe auf die Seite des Florus, der lieber in den unsaubern Garküchen (Horaz nennt die popina immunda, schmutzig, aber auch uncta, lecker) sich herumtrieb, als nach dem Norden reiste.**) Die leidigen italienischen Flöhe hatte Goethe genügend kennen gelernt; in den Versen Hadrians fand er sie vielleicht nur durch eine unbewußte Verwechslung. Aber wenn ihm die Garküchen, von denen er wohl noch popina im Gebrauch fand, leidlich scheinen, so preist er dagegen die Schenken, denen mit Recht der Römer den schönen, auf ihre

*) Fuß hat richtig bemerkt, daß in dem Gedichte des Florus ein Vers ausgefallen sein muß (aber nicht der vierte, sondern der dritte). In der Erwiederung Hadrians ist culices (Mücken) ein Versehen statt pulices (Flöhe).

**) Die Horen lasen zu den Britannen. Die römischen Dichter nennen die Britannen ultimi, remoti.

Wirthlichkeit deutenden Namen Osteria gebe, weil ihm das Glück zu Theil geworden, heute in einer solchen die von ihrem Oheim begleitete Geliebte (daß die Mutter dabei war, wird gelegentlich angeführt) zu sehn, die auf listige Weise, ohne daß der Oheim etwas davon merkte, ihm zu verstehn gab, daß sie um vier Uhr in der Nacht (im Juli nach unserer Bezeichnung ein, Hälfte August zwölf Uhr) ihn erwarte. „Ihr zeigtet mir", obgleich es nur eine Osterie war, in welcher er sie traf; das Lob der einen trägt er auf alle in hübscher Lebhaftigkeit über, was Heller so wenig begriff, daß er zu einer haltlosen Vermuthung sich versteigt, wie der „unstatthafte" Plural hereingekommen. Wenn die Geliebte den leicht zu täuschenden Oheim bestimmt hat, in die hier, wie V. 9 deutlich angiebt, gemeinte Osterie der Deutschen, die Osteria Campanella am Marcellustheater, die jetzt sogenannte Goethekneipe, zu gehn, so war dies auch ein listiger Streich, den sie diesem gespielt. Daß dieser gar nichts von einer Liebschaft ahnt, obgleich der größere Aufwand ihn auf den Verdacht führen mußte, kann bei der Pfiffigkeit der Geliebten und ihrer Mutter, die ihr behülflich war, gerade keinen argen Anstoß erregen, besonders da wir uns kein häufiges Zusammenkommen mit diesem zu denken brauchen. Sehr geschickt ist die Darstellung, wie die Geliebte ihren Platz so zu nehmen weiß, daß ihr schöner Nacken sich ihm ganz zeigt und er auch die Hälfte ihres Gesichtes sieht, wie sie durch ihr lautes Reden ihm den Genuß des Klanges ihrer Stimme verschafft und zugleich ihn auf das, was sie vorhat, aufmerksam macht, wie sie absichtlich, während ihr Blick ihn trifft, beim Einschenken übergießt und in dem übergegossenen Weine durch die verschlungenen Anfangsbuchstaben ihrer Namen und das römische Vier ihn zur Nacht

einlädt.*) Die auf dem Tisch gezogenen Zeichen nahm Goethe, wie schon Fuß bemerkt hat, aus Tibull (I, 6, 19 f.) und dem häufig solche Zeichen erwähnenden Ovid (Am. I, 4, 20. II, 4, 15. A. A. I, 569. 570. Trist. II, 454). Freilich bleibt es immer möglich, daß die hier erwähnte Szene sich wirklich also begeben hat. Des Weggehens der Geliebten wird nicht ausdrücklich gedacht, nur erwähnt, wie er (nach diesem) noch sitzen geblieben, ohne gegen die vertraute Gesellschaft um ihn ein Wort zu äußern und in großer Aufregung, die auch in der Glut der Lippe sich zeigt, auf die er so stark beißt, daß sie wund wird**), theils Schalkheit und Lust, daß die Geliebte so hübsch den Oheim geprellt, theils Begierde nach ihr seine Seele bewegen. Horaz berichtet, sat. I, 4, 134—138, was er für sich denkt bei zusammengedrückten Lippen (compressis labris). Hier aber kann das Folgende unmöglich noch in der Osterie gesprochen werden; er schreibt es zu Hause in Erwartung der verheißenen Stunde. Er hat eben die Geschichte seines heutigen Zusammentreffens mit der Geliebten geschildert; die Erinnerung, wie er dort, von heftiger Begierde zu ihr entflammt, stumm gesessen, bereitet den Uebergang zum Bedauern, daß es noch so lange bis zur Nacht (sechs Uhr nach unserer Zeitbestimmung) sei und er dann noch vier Stunden warten müsse.

---

*) V. 7 stand in den Horen vom Oheim begleitet, 14 rückwärts nach mir, 17 f. „sie mit ihrem, ich schaute begierig immer“. V. 3 hatte Goethe in den neuen Gedichten geschrieben „Und von heut an seid mir noch schöner gegrüßet“, aber in der zweiten Ausgabe ist die Lesart der Horen wieder hergestellt. Aus der Quartausgabe ist der Druckfehler gegrüßt statt gegrüßet in die spätern Ausgaben übergegangen.

**) Bei Homer wird das Beißen auf die Lippen (ὀδὰξ ἐν χείλεσι φύντες) nur erwähnt, wo man auf eine kräftige Rede nichts zu erwiedern weiß.

Daß die Sonne so lang weilt und sich ruhig ihr Rom anschaut*), ist ihm gar nicht recht. Freilich ist Rom das Erhabenste, Höchste, was sie auf Erden sehn kann, wobei er an das Wort des Horaz erinnert (carm. saec. 9—12): „Hehre Sonne, mögest du nichts Größeres sehn können als Rom!“**) doch ihm zu Liebe solle sie heute früher untergehn.***) Dabei mag freilich, wie Heller will, ein ähnlicher Wunsch des Properz (III, 29, 1. 2) dem Dichter dunkel vorgeschwebt haben, wenn dieses sich auch hier von selbst ergab. Sehr hübsch webt er dem Wunsche die Betrachtung ein, daß freilich der Maler durch Erfüllung desselben um herrliche Stunden gebracht werde. Dringend bittet er sie, schnell möge sie indem sie abwärts eile, noch einen Blick auf die Fazaden der Paläste, die Kuppeln der Kirchen, zuletzt auch auf die Säulen und Obelisken werfen und sich dann ins Meer stürzen, um morgen sich dann um so früher wieder zu diesem herrlichen Schauspiel zu erheben, das sie schon so viele Jahrhunderte geschaut. Geht sie auch heute früher unter, so soll sie doch keine Stunde diesen Anblick verlieren, sondern morgen um so früher aufgehn, was ihm freilich nicht angenehm sein kann.†) Ganz natürlich schließt

---

*) Hohe ist ehrendes Beiwort, geht nicht auf den hohen Stand der Sonne.

**) In den Horen stand V. 25 Noch (ohne erst). Durch eine mißverstandene Aeußerung des Philologen Göttling ließ sich Goethe verleiten, in der neuen Ausgabe seiner Gedichte vom Jahre 1829 V. 28 Properz statt Horaz zu setzen. Aber schon am 17. März 1830 erklärte er sich Eckermann gegenüber für die Herstellung der ältern Lesart, da Priester Properz auch schlecht klinge. Göttling hatte nur bemerkt, die Stelle des Properz V, 1, 1 scheine ihm schöner als die horazische, aber, abgesehen von der Richtigkeit dieses Urtheils, konnte Goethe jene Aeußerung von Properz nicht benutzen.

***) Die Horen hatten V. 29 verweile nicht länger.

†) Das Komma nach zuletzt ist zu tilgen, da die Obelisken enge mit den Säulen verbunden sind und zuletzt auf beide geht. V. 36 lasen die Horen: „Was du, mit göttlicher Lust, viele Jahrhunderte sahst.“

sich hier die Erinnerung von Roms Ursprung an das, was die Sonne hier im langen Laufe der Zeiten geschaut. Daß der Dichter, der sich die Langeweile verscheuchen will, sich in diese Gedanken verliert, ist ganz natürlich, und er reißt den Leser unwillkürlich mit sich fort. Bei den „feuchten mit Rohr so lange bewachsnen Gestaden“ schwebt die Beschreibung Ovids Fast. IV, 401—406 vor. Die mit Gebüsch bedeckten Hügel hat Goethe frei bezeichnet, dann kurz angedeutet, daß hier zuerst nur wenige Hütten auf dem palatinischen Hügel gestanden, wo Romulus ein Asyl eröffnete, und viele Räuber sich an dem neuen, rasch aufblühenden Orte angesiedelt. Am 25. Januar 1787 schreibt Goethe aus Rom: „Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stätte bereitet.“ Auf den unedlen Ursprung Roms von Hirten und noch schlimmerm Volke deutet Juvenal VIII, 273—275. Und diesem ihrem Ursprunge sind sie treu geblieben, alles haben sie überall geraubt, und so ward aus Rom eine Welt: auch diese sah die Sonne in Trümmer gehn und wieder eine neue Welt daraus entstehn, in der er noch lange das Licht der Sonne genießen möchte, so daß er wünschen muß, die Parze möge ihm gewogen sein.*) Dies bringt ihn aber zu dem ganz entgegengesetzten augenblicklichen Wunsche zurück, daß die Stunden bis zur bestimmten Zeit heute rasch entschwinden. Als er zu seiner Freude schon drei Uhr schlagen hört, hält es ihn nicht länger bei den Musen, die ihm die Zeit so angenehm getäuscht; darüber, daß er sie gegen Amor verläßt, macht er sich keine Sorge, da ja auch sie dem Amor, den sie so gern preisen, den Vorzug einräumen.

*) V. 37 hatten die Horen feuchte, 39 zeigten sie dir. Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Goethe 41 drauf an statt dann an, da 43 dann folgt. Die Parze scheint ihm klug, wenn sie den Faden langsam herabspinnt; die Spinnerin, die so eilig spinnt, daß der Faden rasch bricht, ist unklug.

So erhält das so anmuthig mit dem Lobe der Osterien beginnende Gedicht in dem Abschiede, den der zur Geliebten eilende Dichter von den Musen nimmt, seinen Abschluß.

Sechzehnte Elegie. Durch den Oheim schließt sich diese an die vorige an, zu welcher sie einen Gegensatz dadurch bildet, daß die Geliebten über den Grund einer durch einen artigen Zufall an diesem Abend vereitelten Zusammenkunft sich unterhalten, wobei die Geliebte sich heiter neckisch zeigt. Sie ist ein angenehmes Bildchen sowohl der Unterhaltung des glücklichen Paares so wie eines jener Unfälle, deren Erinnerung uns belustigt. An diesem Abende war eine Zusammenkunft in dem Häuschen des Weinbergs bestimmt. Die Elegie hat in den neuen Gedichten mehrfache Verbesserungen erhalten.*)

Siebzehnte Elegie. Anmuthige Darstellung, wie den Liebenden selbst das Verhaßte in frohes Behagen versetzt, wenn es ihn an die Geliebte oder an das mit ihr genossene Glück erinnert. Hier gedenkt der Dichter eines Besuches, den ihm die Geliebte gemacht, wie Elegie 9 und 14. Wird auch die äußere Einheit des anmuthigen Liebesromans dadurch, daß die Geliebte ihn bald besucht, bald bei sich empfängt, vielleicht etwas gestört (das erstere that Faustina, das andere Christiane), aber nicht die höhere innere, die in der herzlich beglückenden Liebe liegt.**) Des Dichters leidenschaftlicher Haß gegen das Hundegebell ist bekannt.***) Heller findet die leicht aus heiterer Seele fließende

*) V. 2 lasen die Horen „Wie ich dir es versprach, wartet' ich einsam“, 4 „Stöcken bemüht, hinwärts und herwärts zu drehn“, 6 „Nur ein Vogelscheu“, 7 Flickt er, 8 „Ach! ich half ihm daran“, 9 f. „Nun! sein Wunsch ist erfüllt, er hat den losesten Vogel Heute verscheuchet“.

**) Die Horen lasen V. 1 sind mir zuwider. Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Goethe 5 da sie sich statt das sich.

***) Vgl. Riemers Mittheilungen I, 25 f.

Elegie ziemlich schwach, weil er zur Vergleichung nur Tib. I, 6, 31 und Prop. IV, 3, 55 heranziehen kann; mit demselben Unrechte könnte man an Hor. epod. 5, 57. 58 oder Virg. Buc. 9, 107. 108 erinnern.

Achzehnte Elegie. Eine wundervolle, tief gemüthliche Feier der ihn beglückenden treuen und sichern Liebe als des höchsten irdischen Gutes, die freilich so wenig Gruppes Beifall sich erwerben konnte, daß er sie für eine offenbare Verunreinigung hielt, und meinte, Goethe hätte sie tilgen sollen. Wenn er an der Schilderung des Glückes der Liebenden Anstoß nahm, so hätten dies andere Elegien noch eher thun müssen. Glücklicher Weise ist das Urtheil des Minos-Aeakus Gruppe bei Goethe eben so wenig wie bei den römischen Dichtern unabänderlich. Wie in den meisten Elegien liegt das Hauptgewicht im Schlusse, der den entschiedenen Gegensatz zum Anfange bildet. Launig spannt der Dichter die Erwartung der Freunde, denen er sein Büchlein Elegien widmet, indem er, wie in der vorigen Elegie, mit einem allgemeinen, seinen Widerwillen bezeichnenden Satze beginnt.*) Ueber das erste, das er gewiß nicht erst aus römischen Erotikern (wie Ovid Am. II, 10, 17. 18) zu nehmen brauchte (vgl. Epigramme 26), geht er rasch hinweg; es dient ihm fast nur als Uebergang zum zweiten, zu der bangen Sorge beim Genusse der Liebe, wobei ohne Zweifel der von Heller nicht herangezogene Horaz (sat. I, 2, 127—133) in Erinnerung schwebt, wie bei der Furcht vor Schlangen das sprichwörtliche latet anguis in herba (Virg. Buc. 3, 93) und etwa die römischen Redeweisen schlimmer als Schlange und Hund, wie Schlangen hassen. Unter Gift wird eben die giftige Schlange verstanden. Das sinkende Haupt ist anschaulich bezeichnend; die ins Ohr

*) In den Horen stand V. 1 vor vielen.

lispelnde Sorge paßt dazu ganz vortrefflich. V. 9 macht den Uebergang zu dem unendlichen Glücke in Faustinens Liebe, die er hier zum erstenmal mit Namen nennt. Daß Faustina ein italienischer Frauenname sei, wußte Heller nicht; da raunte ihm der Geist ein, der Dichter habe sich in Italien vielfach mit Faust beschäftigt, und daher der Name.*) Wir dürfen wohl Faustine eben so als wirklichen Namen betrachten, wie Bettine in den venediger Epigrammen. Hier kann er sich denn nicht enthalten, sein volles Glück in anmuthiger Weise zu schildern, wobei das Vertrauen, daß er nichts zu besorgen habe, nur nebensächlich, in den Beiwörtern versichert und sicher (12 f.), hervortritt. Sie liebt ihn mit herzlicher Treue, und macht so sein Glück, da er sich nicht, wie rasche, stürmische Jünglinge, durch Hindernisse den Genuß erst zu würzen braucht. Heller meint, Goethe habe bei der raschen Jugend wieder Stellen aus den römischen Erotikern im Sinne. Das Glück seiner Nächte schildern V. 14—18, wobei Heller unsern Dichter natürlich bei den römischen Erotikern in die Schule schickt, während doch die glückliche Verbindung mit Christianen die Züge zu dem anmuthigen Bilde bot. Das Glück des Morgens, wo er neben der Geliebten erwacht, deuten V. 17 f. an.**) Vgl. den Schluß von Elegie 13. Den Zug, daß der Vollbeglückte auch andern ein gleiches Glück wünscht, ist am Schlusse gar gemüthlich in Szene gesetzt, wo er seinen neuen Landsleuten dieses Glück wünscht, wenn sie ihn selbst nicht darum beneiden.

Neunzehnte Elegie. Der Dichter tröstet sich launig darüber, daß das Geheimniß seiner Liebe schon bekannt wird und er deshalb in übelm Rufe steht. Dabei dürfte weniger die römische Liebe als die weimarische zu Grunde liegen, wie auch

*) Die Horen hatten V. 9 macht mich Faustine so glücklich.

**) V. 17 stand in den Horen „So erscheinet uns wieder der Morgen."

Heller bemerkt. In Weimar war die Entrüstung fast allgemein, als man entdeckte, daß auch Goethe sein Klärchen habe, und der Klatsch hing sich geschäftig daran. Der Dichter rächte sich mit unserer Elegie, deren sachlicher Kern darin liegt, daß der gehässige Klatsch sich gierig der Liebesgeheimnisse bemächtigt, deren Entdeckung einmal seine höchste Lust ist. Diesen Gedanken kleidet er in die hübsche Paramythie von dem ewigen Streite der Göttin des Gerüchtes mit dem kleinen Liebesgotte, wobei er mit besonderm Nachdruck hervorhebt, daß niemand, auch nicht der größte Held und der Sittlichste, der Liebe entgehn kann. Unsere Elegie ist von allen die loseste, und wohl möchte man wünschen, Schiller hätte gerade bei ihr die Tilgung einzelner Verse beantragt und durchgesetzt. V. 57—60, die in der griechischen und römischen Dichtung ohne Anstoß wären, sind doch für unsere Anschauungen verletzend (man würde sie nebst 61 f. gern entbehren), und auch die Ausführung der Freude von Mercur und Bacchus über den Anblick des gefesselten reizenden Liebespaares, die noch loser gehalten ist als bei Homer (V. 47—50), wünschte man, ungeachtet ihrer dichterischen Vortrefflichkeit, gemildert. Bei der Dichtung, wie Amor der Fama mit Hercules einen Streich gespielt, diente zum Muster die Darstellung der Ilias XIX, 95 ff., wie Zeus, der sich in thörichter Verblendung der bevorstehenden Geburt seines Hercules gerühmt hatte, durch Here überlistet wurde, nichts weniger als der von Heller herangezogene Hercules am Scheidewege von Prodikus (Xen. Memor. II, 1, 21—34. Cic. Off. I, 32, 118).

Unsere Elegie beginnt damit, daß die Liebenden ihren guten Namen sich nicht erhalten können, da Fama mit dem auch ihn beherrschenden Amor in Streit lebe, wovon er die Veranlassung erzählen will (V. 1—4). Wenn der Dichter den Gedanken: „Ich

will es euch erzählen“ zu dem Verse ausdehnt: „Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl“, so hat ihm gewiß nicht die von Heller herbeigezogene Stelle des homerischen Nestor, Ilias IX, 527 f., vorgeschwebt, die bei Voß heißt:

Einer That gedenk' ich von Alters her, nicht von neulich,
Wie sie geschah; ich will sie vor euch, ihr Lieben, erzählen,

sondern dieser Uebergang ergab sich ihm von selbst. Hübsch ist es, wie der Dichter nach der Bemerkung, er werde dies wohl einmal erzählen, ganz unerwartet gleich mit der Geschichte herausrückt, die er nicht verschweigen kann, da er nicht glaubt, daß sie schon einem bekannt sei. Natürlich, da er sie ja selbst ersonnen. Launig führt er die Fama unter die olympischen Gottheiten ein und legt ihr, mit Anspielung auf die Trompete, welche man ihr in neuerer Zeit auf dem Titel geschichtlicher Nachrichten in den Mund gab (vgl. Erläuter. zu Schillers Ged. I, 59), eine Stimme von Erz bei. Heller verweist auf die eherne Stimme des Achilleus (Il. XVIII, 222), aber dort bezieht sich das Beiwort nicht auf den durchdringenden Schall, sondern auf die Kraft der Stimme. Goethe denkt sich einen gellenden Schall, durch den sie, wie durch ihre Sucht, immer das große Wort zu führen, bei allen Göttern verhaßt sei.*) Diese Fama, die von der griechischen Φήμη ebenso verschieden ist als von Virgils Fama (Aen. IV, 173—177) und der später im römischen Volksglauben aufgekommenen gleichnamigen Göttin, rühmt sich triumphirend vor Jupiter, sie habe seinen Hercules ganz für sich gewonnen**), so daß er nur auf große Thaten sinne, um von ihr gepriesen zu

*) In den Horen begann V. 5 „Immer war sie die mächtige Göttin, doch für“.

**) V. 13 stand in den Horen unprosodisch: „Es ist nicht Hercules mehr“, wie 17 Mann, mich (ohne nur).

werden; deshalb sei sie ihm auch so gewogen, daß sie ihn schon voraus preise. Wenn sie mit der Hoffnung schließt, Jupiter werde ihn einst, wenn er in den Olymp eingehe, mit ihr vermählen, so schwebt hier die Sage von dessen Verbindung mit Hebe vor. Die Geschmacklosigkeit, der Amazonen Besieger solle auch sie einst bezwingen, wobei der gangbare Vergleich der alten Sprachen vom Bezwingen der Jungfrauen zu Grunde liegt, ist für die eitle Prahlerin bezeichnend. Um ihren Anschlag zu Schanden zu machen, läßt Amor den Helden der lydischen Königin dienstbar werden. Die Sage war Goethe nicht allein aus römischen Dichtern, sondern auch aus Kunstdarstellungen wohl bekannt; er führt sie aber frei mit bester Laune aus, und läßt den Amor, nachdem er die „neckische“ (zur Beschämung der Fama ausgedachte) Gruppe vollendet hat, durch den lauten Ruf im ganzen Olymp, daß sich auf Erden ein Wunder begeben, die Götter zusammenbringen und diese ihm als Zeugen des Schauspiels auf die Erde folgen.*) Den Schmerz der Fama, als sie die traurige Geschichte sah, vergleicht er übertreibend mit dem des Vulkan bei der aus der Odyssee (VIII, 268—366) bekannten Ertappungsszene**), wobei der Dichter sich großer Freiheit be-

*) Bei den Worten „Herrliche Thaten geschehn!“ mag freilich Homers (Od. VIII, 307): δεῦτ', ἵνα ἔργα γελαστά (richtiger ist freilich ἔργ' ἀγέλαστα) καὶ οὐκ ἐπιεικτὰ ἴδησθε vorschweben, wie Heller meint. — Das Beiwort der Sonne unermüdet ist trotz Heller homerisch (XVIII, 239. 484). Nach Denkt ihr (V. 38) stand in den neuen Gedichten irrig Frage- statt Ausrufungszeichen. — Die Masken und Tragöden V. 40 f. deuten auf die Bühne, wo die Szene zwischen Omphale und Herakles in mehrern auf je drei Tragödien folgenden Satyrspielen dargestellt wurde. Stücke von der Geschichte der Omphale sind von Achäos und Ion bekannt. — Statt zu gut hatten die Horen besser.

**) Bei dem „rüstigen Freund“ (Mars) schwebte wohl das Homerische „schön und rüstig zu Fuß“ (310) vor, dagegen ist „das verständige Netz“ eine ganz

dient, besonders auch bei dem Gespräche der beiden Götterjünglinge, wo er den Bacchus an die Stelle des Apollon setzt.*) Der Gegensatz bringt ihn unwillkürlich auf Fama zurück, welche die Schmach nicht ansehn konnte.**)

Von der Erzählung des Ursprungs der Fehde kommt der Dichter V. 53 auf den ewig bestehenden Streit zwischen beiden***), wobei er zunächst Amors gedenkt, der den von der Fama erwählten Helden gleich nachstelle†), worauf er sich denn in eine weite Ausführung seiner gefährlichen Macht verliert.††) Kürzer faßt er sich bei der Verfolgung Amors durch Fama, um auf seinen eigenen Fall überzugehn, und sich darüber beruhigt zu erklären, da dies einmal ein altes Gesetz sei, das man ruhig anerkennen,

---

freie Bildung gegenüber dem Homerischen δεσμοὶ τεχνήεντες (296 f.). — V. 46 fehlte am Anfange des Verses Rasch in den Horen. „Die Genießenden" mit Bezug auf den „rechten Moment".

*) Der „schöne Gedanke" ist aus Shakespeares Hamlet (III, 2) genommen, eine Stelle, auf die sich auch die lose Philine in den Lehrjahren (V, 10) bezieht. — War so Hahnrei, so geduldig ertrug er seine Schmach, daß ihn der Spott nicht trieb, der Szene ein Ende zu machen.

**) Das erkannte freilich Heller nicht, dem das aber hier ganz an der unrechten Stelle scheint, weshalb er eine andere ursprüngliche Fassung der Elegie vermuthet, die man bei ihm aufsuchen mag. — Die ganz ungehörigen Gedankenstriche nach V. 42 und 51 hat erst die zweite Ausgabe hereingebracht.

***) In den Horen stand „zwischen den beiden nicht Stillstand der Fehde".

†) Ist darnach ist gleichsam aus den Redeweisen auf etwas aus sein und einem nachstellen zusammengesetzt.

††) Den Ruhmsüchtigsten weiß er am besten zu fassen, wie er den, der aus Sittlichkeit ihm widerstehn will, am tiefsten trifft. Am schlimmsten geht es denen, die seiner Macht sich widersetzen; diese treibt er zu unnatürlichen Lastern („Mädchen bietet er an" ist gleichsam als Vordersatz zu fassen). Denen, die sich seiner schämen, nicht als seine Diener gelten wollen und deshalb heucheln, vergällt er den Genuß, läßt sie dem Verbrechen und der Noth verfallen. Er denkt hierbei an die Ehebrecher, die geheimen Wegen nachgehen. — V. 59 lasen die Horen erdulten.

als Schicksal verehren müsse, wobei er sich mit Beziehung auf den sprichwörtlichen horazischen Vers (epist. I, 2, 14) den launigen Trost gibt, daß ja auch die Griechen den Zwist der Könige vor Troja büßen mußten, wie er den der Götter.

Zwanzigste Elegie. Höchst anmuthige Weihe dieser Elegien in durchaus freier Weise, trotz Heller, nach dem Tibull IV, 7 dazu die erste Idee gegeben. Daß er seinem Grundsatze der Verschwiegenheit in diesem Falle untreu werde, entschuldigt er mit der Macht der Musen und des Liebesgottes; aber nur den Elegien vertraut er sein herzliches Glück, wobei er freilich voraussieht, daß diese sein Geheimniß der Welt verrathen werden. Das Gedicht ist eigentlich aus Bild und Gegenbild hervorgegangen: das Rohr, welches des Midas Geheimniß verräth, und die Elegien, die sein Glück der Welt verkünden werden. Wie sehr auch Heller auf alle Anklänge der Alten aus ist, so entging ihm doch, daß Goethe hierbei eine Stelle des Persius vorschweben könnte (I, 118 ff.):

Men mutire mefas, nec clam, nec cum scrobe? — Nusquam. —
Hic tamen infodiam: vidi, vidi ipse, libelle,
Auriculas asini Mida rex (oder quis non?) habet.

Die Geschichte von König Midas war schon 1781 auf dem Liebhabertheater der Herzogin Amalia in einem Schattenspiel dargestellt worden, in welchem Goethe selbst den Barbier (Amyon) spielte. Vgl. Wielands „Neuen Amadis“ XII, 44—48.

Das Gedicht beginnt mit dem Lobe der Verschwiegenheit, die Goethe zum Grundsatz seines Lebens gemacht, seit er in Weimar ihre Nothwendigkeit erkannt hatte, und er knüpft daran seine Ueberraschung, daß die erotische Muse ihm jetzt den Mund öffne (V. 1—6). Aber so schwer hielt es ja, die Schande eines Königs zu verbergen, da der Barbier sein Geheimniß

der Grube anvertraute, die es bald durch das sprossende Rohr der Welt verkündete (V. 7—14).*) Noch schwerer hält es ihm, sein schönes Geheimniß zu verbergen, da „wes das Herz voll ist, des der Mund übergeht". Hieran schließen sich V. 17 bis 20 als Uebergang an. Aber er hütet sich wohl, es seiner Freundin zu verrathen, da diese ihn „darüber schelten könnte" (in Weimar mußte er seine Verbindung mit Christianen vor allen Freundinnen geheim halten, selbst vor Herders Gattin, zumeist vor seiner Herzensfreundin); auch keinem Freunde wagt er es zu sagen, da er in diesem einen gefährlichen Nebenbuhler zu erhalten fürchten muß, wenn er auch der Treue seiner Geliebten gewiß ist. Heller hat hierzu den Anfang von Properz II, 25 verglichen, der dem Dichter eher vorschwebt als Catulls Klagen über solche treulose Freunde (77. 82. 90). Auch kann er dem Haine und dem wiederhallenden Felsen, wie es feurige Jünglinge thun, seine Seligkeit nicht mittheilen; dazu ist er nicht mehr jung und, wie er noch launig hinzufügt, auch eben nicht einsam genug, sondern in der großen Weltstadt. Heller hat wohl Recht, wenn er glaubt, dem Dichter schwebe hierbei Prop. I, 18 vor,

*) Dem Dichter schwebte kaum die Stelle Ovids Met. XI, 174—193 genau vor. — Bund, von jeder mit Bändern gebundenen oder mit sonst einem Zeuge umwundenen Kopfbedeckung, wobei eben nicht Ovids purpureae tiarae zu Grunde liegen. — V. 11 stand in den Horen „möcht' er's vergraben". — V. 12 f. finden sich seit der Quartausgabe die Druckfehler verwahrt statt bewahrt, lauschen statt rauschen. — Daß der Barbier („der nächste Diener", wie er bei Ovid famulus heißt) eine Grube gemacht und in diese sein Geheimniß gerufen, wird nicht ausdrücklich gesagt, ergibt sich aber aus der sich anschließenden Bemerkung, die Erde verberge solche Geheimnisse nicht, und aus der Ausführung, was das Rohr gelispelt, wobei wohl die Stelle des Persius vorschwebt, nur ist hier, wie V. 9, das Eselsohr vermieden. Ovid sagt aures trahit in spatium, nennt aber dann ausdrücklich aures lente gradientis aselli.

wo freilich von Liebesklagen die Rede ist, nur durfte nicht übersehen werden, daß Goethe selbst früher sein Liebesglück den Bäumen und Felsen zu vertrauen pflegte. Vgl. Antiker Form sich nähernd 8. 11. 12., auch Lieder 22. — V. 21—26. Und so will er denn sein Glück treuer Liebe, das er anmuthig ausführt, seinen Elegien anvertrauen. Die Geliebte weiß allen Schlingen, die man ihrer Treue legt, geschickt zu entgehn, den Späheraugen sich zu entziehen; genau kennt sie die Wege dorthin, wo der Geliebte ihrer mit gespannter Begierde harrt. Hierbei hat man wohl an abseits gelegene Wege zu denken. Sehr glücklich ist V. 27 der Uebergang zur Schlußwendung ganz unvermittelt gemacht. Eben an diesem Abende erwartet er wieder ihren Besuch, und so bittet er den Mond, ja noch etwas zu warten, damit der Nachbar ihr Erscheinen nicht sehe; auch möge der Wind rauschen, damit dieser ihren Schritt nicht vernehme.*) Daß er hier den Nachbar nennt, wie sie selbst (Elegie 6) die neidische Nachbarin, kann nicht auffallen, da dort von dem Besuche des Dichters in ihrem Hause die Rede ist. Nun aber wendet er sich zu seinen Elegien zurück, denen er wünscht, daß sie, von seinem Liebesglücke durchweht, anmuthig gedeihen, wachsen und blühen mögen (der Liebe leiser, lauer Hauch bewegt sie lieblich, wobei der Dichter das Bild von der ihn eben erfreuenden Sommernacht hernimmt), bis sie endlich ihrer Liebe schönes Geheimniß (vgl. V. 15) Rom verkünden, wie jenes Rohr des Barbiers des Midas.**) So knüpft der Schluß launig wieder an die Geschichte des Midas an, wie er durch die Anrede der Quiriten, wie am Schlusse von Elegie 18, daran erinnert, daß

*) In den Horen stand V. 27 daß statt damit, 28 durchs statt im.

**) V. 31 lautete in den Horen: „Und wie jenes Rohr geschwätzig entdeckt den Quiriten".

er in Rom sich befindet. Das Wiederholen derselben Anrede ist nicht eintönig, da es an beiden Stellen sich aus der ganzen Stimmung auf eigenthümliche Weise ergibt. In diesen vollen Akkord seines ihn begeisternden, festgegründeten und unabsehlich scheinenden Liebesglückes lauten die römischen Elegien lieblich aus.

Zweites Buch.

Der dem Jahre 1814 angehörende Vorspruch dieses Buches bezeichnet als Stoff der folgenden Elegien Bilder, Schilderungen, und Leidenschaften, die Seele erregende Gefühle, deren sich das Lied, die Dichtung, gern bemächtige. Nur eine der ursprünglich in dieses Buch aufgenommenen Elegien, die Metamorphose der Pflanzen, gibt eine bloße Schilderung, und auch diese mit einer gemüthlichen Wendung an die Geliebte, die in der Entwicklung der Pflanzen ein Bild ihrer Verbindung erkennen möge. Ueber das schon im Dezember 1796 beabsichtigte, aber erst im Jahre 1800 zusammengestellte zweite Buch der Elegien vgl. B. I, 238 f. 272 f.

1. Alexis und Dora.

Am 3. Mai 1796 begab sich Goethe nach Jena, wo er vom 11. bis 14. unsere Idylle schuf, zu welcher er den Plan vielleicht schon im vorigen Jahre gefaßt hatte, wo er nur drei kleine neue Gedichte für den Musenalmanach zu Stande brachte. Bereits damals dürfte er an diese neue idyllische Art von Elegien, als eine für den Almanach sehr ergiebige Form gedacht haben. Das vollendete Gedicht theilte er sogleich Schiller mit. Erst in Weimar, wohin er am 7. Juni zurückkehrte, legte er die letzte Hand daran. Den 10. verspricht er Schiller, die „Idylle" solle auch bald kommen,

was denn am 14. geschah. Dieser nahm sie mit höchster Anerkennung auf. „Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt", schrieb er am 18. „Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben; so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird. Daß Sie die Eifersucht so dicht daneben stellen, und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlingen lassen, weiß ich vor meinem Gefühl noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich ich nichts Befriedigendes dagegen einwenden kann. Dieses fühle ich nur, daß ich die glückliche Trunkenheit, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gerne immer festhalten möchte." Goethe hatte, wie er in seiner Erwiederung bemerkte, zwei Gründe für die Eifersucht am Ende. „Einen aus der Natur: weil jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und einen aus der Kunst: weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters wieder ins Leidliche und Heitere zurückgeführt wird." Beides beweist nicht, daß die Eifersucht hier dargestellt werden m u ß t e, am wenigsten der zweite; Goethe wollte eben nur die Verwendung der Eifersucht aus der Natur der Sache und der künstlerischen Komposition rechtfertigen. Das Gedicht eröffnete den M u s e n a l m a n a ch,

dessen Druck eben begann. W. von Humboldt sandte dem Dichter ein Belobungsschreiben.*) „Sowohl das viele Gute, was er sagt", bemerkte Goethe, „als auch die kleinen Erinnerungen nöthigen mich, auf dem schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtiger zu sein." Schiller meinte, Humboldt sage in dem Briefe sehr viel Wahres, doch scheine er einiges nicht ganz so empfunden zu haben, wie er. „So ist mir die treffliche Stelle: „Ewig sagte sie leise" (V. 101) nicht sowohl ihres Ernstes wegen schön, der sich von selbst versteht, sondern weil das Geheimniß des Herzens in diesem einzigen Worte auf einmal und ganz, mit seinem unendlichen Gefolge, herausstürzt. Dieses einzige Wort ist statt einer ganzen langen Liebesgeschichte, und nun stehen die zwei Liebenden so gegeneinander, als wenn das Verhältniß schon Jahre lang existirt hätte. Die Kleinigkeiten, die er tadelt, verlieren sich in dem schönen Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen sein. Zwei Trochäen in dem vordern Hemipentameter haben freilich zu viel Schleppendes, und so ist es auch mit den übrigen Stellen. Der Gegensatz mit dem füreinander und aneinander (V. 14) ist freilich etwas spielend, wenn man es strenge nehmen will, und strenge nimmt man es immer gern mit Ihnen." Ein paar Tage später hatte Schiller die Familien von Kalb und von Stein zum Besuche, welche die Idylle (denn diesen Zusatz hatte sie in der Ueberschrift) sehr lobten; sie enthalte Sachen, die noch gar nicht von einem Sterblichen ausgesprochen worden. Aber trotz aller Entzückung nahm die Familie Kalb an dem Päckchen Anstoß, das dem Helden nachgetragen werde. Daß der Held eines so reichen Productes sich wie ein armer Mann

*) Es ist jetzt im Goethe-Humboldtschen Briefwechsel S. 15 ff. gedruckt, den ich bei der Ausarbeitung noch nicht benutzen konnte.

aufführe, hielt sie für einen großen Fleck. „Ich hatte die Idylle Knebeln gegeben, um sie in Umlauf zu setzen", erwiedert Goethe hierauf. „Einige Bemerkungen, die er mir ins Haus brachte, sowie die, welche Sie mir mittheilen, überzeugen mich wieder aufs neue, daß es unsern Hörern und Lesern eigentlich an der Aufmerksamkeit fehlt, die ein so obligates (ein Gefühl entschieden durchführendes) Werk verlangt. Was ihnen gleich einleuchtet, das nehmen sie wohl willig auf; über alles, woran sie sich nach ihrer Art stoßen, urtheilen sie auch schnell ab, ohne vor- noch rückwärts, ohne auf den Sinn und den Zusammenhang zu sehn, ohne zu bedenken, daß sie eigentlich den Dichter zu fragen haben, warum er dieses und jenes so und nicht anders machte. Ist doch deutlich genug ausgedrückt: „Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bändel." Es ist also keineswegs die ganze Equipage, die schon lange auf dem Schiffe ist und dort sein muß; die Alte erscheint nur, in ihrer Mutter- und Frauenart, thätig im einzelnen, der Vater umfaßt die ganze Reise in seinem Segen. Der Sohn nimmt das Päckchen selbst, da der Knabe schon wieder weg ist, und um der Pietät gegen die Mutter willen und um das einfache goldene Alter anzuzeigen, wo man sich auch wohl selbst einen Dienst leistete. Nun erscheint, in der Gradation, auch das Mädchen gebend, liebend, und mehr als segnend. Der Knabe kommt wieder zurück, drängt, und ist zum Tragen bei der Hand, da Alexis sich selbst kaum nach dem Schiffe tragen kann. Doch warum sag' ich das? und warum Ihnen? — Von der andern Seite betrachtet, sollte man vielleicht die Menschen, sobald sie nur einen guten Willen gegen etwas zeigen, auch mit gutem Willen mit seinen ästhetischen Grundsätzen bekannt machen. Nun sieht man aber, daß man nie ins Ganze wirken kann und daß die Leser immer am einzelnen hängen;

da vergeht einem dann Lust und Muth, und man überläßt sie in Gottes Namen sich selbst.“ Unser Gedicht war durch seine gefühlvolle Darstellung und die rein menschliche Empfindung von allgemein durchschlagender Wirkung; Wieland, Herder und Gleim, die Berliner und die tonangebenden Kunstrichter waren davon entzückt, wenn sie auch die so wohlberechnete innere Komposition nicht bemerkten. Bei der Aufnahme in das zweite Buch der Elegien erfuhr die Elegie unter A. W. Schlegels Beirath sehr viele, meist metrische Verbesserungen.*) Die spätern Ausgaben zeigen keine Veränderungen.**)

*) V. 1 stand im Musenalmanach „Lange Furchen hinter sich ziehend“ (erst in der zweiten Ausgabe trat Langhin ein), 5 „deutet die glücklichste“ und Schiffer (statt Bootsmann), 6 statt seiner (schon 1800 für alle), 7 „Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet“, 8 „Nur Ein Trauriger steht, rückwärts“, mit Komma nach gewendet, 12 „Freund, dir, ach!“, 15 „Nur Ein Augenblick war's, in dem ich lebte, der wieget“, 17 „Nur Ein Augenblick wars, der letzte, da stieg“, 20 „Phöbus, mir ist er verhaßt dieser alleuchtende Tag“, 23 „sehen“, 27 „freut die seltne Verknüpfung der zierlichen Bilder“, 29 „endlich gefunden“, 32 „geknüpft, warum zu spät“, 33 „Lange harrte das Schiff, befrachtet“, 39 „dich gehn zum Tempel“, 43 „erschien erst dein“, 46 hielte, 47 „Nachbarin! so war“, 49 „und in dem ruhigen“, 53 „gräßliche Woge!“, 57 „so sprach er“ vor „es flattert“, 60 „Segnend, die würdige“, 67 „Fremde Gegenden wirst du besuchen“, 68 „Wiederbringen, und Schmuck“, 70 „bezahlen, schon oft“, 75 „Immerfort tönte das Rufen der Schiffer“, 83 „warst du zur Laube gekommen, da fandst du“, 84 „blühend, darüber sich hin“, 89 ging nicht (für stand), 91 Nacken!, 93 „Mir war dein Haupt auf die Schulter gesunken“ (ein schlotteriger Vers), 98 „für Jammer“, 99 „riefen die Schiffer“, 103 „Stärker rief's in dem Gäßchen, Alexis! da sah mich der Knabe“, 104 „Thüre und kam!“, 107 „Gesellen, sie schonten“, 109 „lispeltest du, o Dora!“, 110 „Zeus! ja sie stand neben“, 116 „Aus der Werkstatt, sogleich, reiche“, 117 „es soll zur Kette werden das Kettchen“, 119 „Außerdem schaff'“, 120 „dir reichlich“, 123 „Halte die herrlichen Steine“, 133 „Stücke köstlicher Leinwand“, 135 „o täuschet“, 141 „mich (ohne schreckt), das mir die Schöne von Ferne“, 149 „diesmal o Zeus!“, 157 „ihr nicht die Wunden“.

**) Nur entstellt V. 146 der Fehler jener statt jeder einige neuere Drucke.

Auf herrliche Weise ist es dem Dichter gelungen, das Gemeine der hier zu Grunde liegenden beschränkten Lebenszustände abzuscheiden und die beibehaltenen Züge durch geschickte Darstellung so zu veredeln, daß wir ein idyllisches Bild, das „einfache goldene Alter", wie Goethe selbst sagt, vor uns sehen, wo alles Schönmenschliche sich rein abspiegelt, nnd doch weist er uns daneben auf die weite Welt hin, und der Zustand ist keineswegs so patriarchalisch, daß nicht die Waaren nach der Stadt zu Markt getragen werden und nicht Dora schon das Verlangen nach einem zierlichen Halskettchen hat. Wir werden in ein am Meere gelegenes ländliches, von schönen Gärten umgebenes Städtchen des klassischen Alterthums versetzt, und der Dichter weiß uns, obgleich das Ganze mit Ausnahme der vier Schlußverse nur das Selbstgespräch des Alexis ist, so ganz an dem Orte heimisch zu machen, daß wir ihn vor Augen schauen. Gerade in den einfachen Mitteln, mit denen er dies zu Stande bringt, zeigt sich große Kunstkenntniß und künstlerische Erfindung. Die in der Brust eines eben von der Geliebten geschiedenen Jünglings sich bekämpfenden Gefühle sollten hier zur Darstellung kommen. Dazu wählte der Dichter eine ganz eigene Situation, und gerade in dieser scheint der erste Keim unserer wundervollen Dichtung zu liegen. Erinnern uns, daß der Stoff zu Hermann und Dorothea, in welchem das Schicksal dem stillen Bürgersohne aus der Ferne wunderbar die Braut zuführt, dem Dichter schon längst in der Seele lag, so war es natürlich, daß beim Suchen nach passendem Stoff sich ihm als solcher die plötzliche Entwicklung der Liebe in der Brust des in die weite Welt gehenden Jünglings zu einem Mädchen darstellte, neben dem er Jahre lang hergegangen, ohne daß, bei aller ihrer Anmuth, das Herz für sie gesprochen hätte. Es ist dieses eben in jeder

Beziehung der entschiedenste Gegensatz zu Hermann und Dorothea. Zu dem plötzlichen Aufflammen der Liebe ist der Augenblick auf das glücklichste gewählt. Alexis ist eben tief bewegt von den Eltern geschieden, an denen hier allein seine Seele hängt (von begleitenden Freunden zeigt sich keine Spur); da tritt ihm das Mädchen entgegen, das dem stillen Jünglinge immer geneigt gewesen, und so auch dem Scheidenden, der an der Thüre ihres Gartens vorüber muß, einen Auftrag zu geben sich entschlossen hat. Das längere Verweilen bei ihr läßt ihn jetzt so recht ihre Schönheit, wie auch die Anmuth ihres ganzen Wesens erkennen; sie aber wird dem Jüngling, den sie so ungern mit den lärmenden Gesellen fortfahren sieht, immer inniger gewogen, so daß sie ihn ohne eine schöne Gabe ihres Gartens nicht scheiden lassen mag, wobei ihre ganze Liebenswürdigkeit und Güte sich ihm so anziehend offenbart, daß er nicht von ihr weg kann. Ein Blick in ihr Auge, den sie tief bewegt erwiedert, reißt ihn hin; seiner nicht mächtig sinkt er an ihren Busen, umarmt sie und küßt ihren Hals, worauf sie seine Umarmung erwiedert. Sehr hübsch wird zur himmlischen Bestätigung des Bundes, den ihre Herzen ohne Zwischenkunft der Eltern geschlossen, nach antiker Weise der Donner des Zeus aus heiterer Luft verwandt. Thränen ihres unendlichen Glücks verrathen, was keine Worte zu sagen vermögen; erst als der Ruf nach dem Schiffe zur Trennung drängt, gibt die Versicherung ewigen Angehörens ihnen das freudige Bewußtsein unendlichen Glückes. Alle einzelnen so geschickt verbundenen Züge verrathen den Meister, der auch in der Komposition des Ganzen sich als sinniger Künstler bewährt.

V. 1—20. Der am Mast stehende, den Blick nach der Heimat gewendet haltende Alexis, eben wieder zu sich gekommen,

empfindet sein Scheiden auf das tiefste.*) Er schaut, wie das Schiff immer weiter sich entfernt, gefolgt von den Delphinen, die der Dichter selbst auf seiner Fahrt nach Sizilien das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils begleiten und immer voraus-schießen sah. Als er von Sizilien zurückfuhr, bemerkte er, die Delphine hätten das ihnen in der Ferne als ein schwarzer Punkt erscheinende Schiff für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten.**) Während alle andern sich der guten Fahrt freuen und nach der Ferne sehnsuchtsvoll schauen, hängt sein Blick trauernd an der immer weiter vor ihm zurückweichenden Heimat, in der alle seine Freude ruht, wo Dora mit derselben Sehnsucht das Schiff hat schwinden sehen, mit der ihm die Heimat verschwimmt. Vgl. Goethes siebentes Sonett. Hier treten gleich der Name des Sprechenden und seiner verlassenen Braut ganz ungezwungen hervor. Vergebens sehnt sie sich nach seinem Herzen zurück, wie er nach dem ihren. Wunderbar, wie Humboldt und Schiller in dem so bitter schmerzlichen, erinnerungsvollen Gegensatz für- und gegeneinander etwas Spielendes sehn konnten. In dem einzigen Augenblick, wo er an ihrem Busen lag und ihre Liebe voll empfand, fühlte er, daß er wirklich lebe; jetzt, wo er von ihr getrennt, ist selbst der strahlende Tag ihm verhaßt.

21—108. So wendet er denn von der herrlichen Meerfahrt seinen Blick in sich und stellt sich lebhaft sein Verhältniß zu Dora vor (V. 21 f.). Da muß es ihm wie ein Räthsel erscheinen, daß er so lange solche Schönheit in seiner Nähe sehn konnte,

*) Umgekehrt schreibt Goethe am 2. März 1787, als er die Fregatte nach Palermo fahren gesehen: „Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben!"

**) Vgl. Goethes Briefe vom 1. April und vom 15. Mai 1787.

ohne etwas für sie zu fühlen (V. 23—30). Aber Amor hatte sich eben vorgesetzt, ihn erst im letzten Augenblick zu treffen (31 f.). Ganz eigenthümlich wird hier das Sprichwort: „Die Liebe ist blind und macht blind" gewendet, indem Amor ihm eine Binde um die Augen legt, daß er die Reize der schönen Nachbarin nicht erkennt. Er beginnt nun (V. 33) mit der Beschreibung, wie die Liebe, die so lange in seiner Seele geschwiegen, plötzlich zum Ausbruch gekommen, wobei er, gleich nachdem er des lange auf günstigen Wind wartenden Schiffes gedacht, ehe er in der Erzählung fortfährt, noch einmal jene köstliche Stunde, gegen die ihm sein ganzes Leben verschwindet, in leidenschaftlichem Schwunge preisen muß (—38). Ausführlich schildert er (39—52), wie er so lange neben ihr hergegangen und die anmuthige Gestalt mit Antheil gesehen, ohne irgend ein Verlangen, sie zu besitzen, ja ohne den Wunsch, sich ihr zu nähern, die doch seinem elterlichen Hause so ganz nahe wohnte.*) Die Erwähnung der Nähe ihrer Wohnungen aber muß ihn an seine jetzige Entfernung von ihr schrecklich erinnern; die Meereswoge, die ihn immer weiter fortführt, scheint ihm, wie herrlich auch das Blau des Himmels in ihr sich spiegelt, finster wie die Nacht (V. 53 f.). Hier tritt denn (55—108) die unendlich zarte und innige Schilderung des Findens und Scheidens ein, bis zum Augenblick, wo sein Bewußtsein zurückkehrte.**) Alexis erscheint

*) V. 39. Geschmückt, des Festtages wegen. Gesittet, mit bescheiden niedergeschlagenem Blicke. — Zum Tragen von Brunnen V. 42 ff. vgl. Werthers Brief vom 15. Mai, zum Bilde V. 48 f. Lieder 71 Str. 7.

**) Vor und nach Würdig V. 60 sollten die Kommata wegfallen, da das Wort adverbial steht. — Auf die „weißen kleinen Feigen" hatte schon die Gräfin Lanthieri zu Karlsbad dem Dichter hingedeutet, und er fand sie zwischen Roveredo und Torbole. — Bei dem Körbchen schwebte dem Dichter wohl das zu Malsesine von Gregorio geschenkte Fruchtkörbchen vor, das der Wirth ihm an die Barke

hier als ein junger Kaufmann, der in der Fremde Waaren einkauft, und dagegen heimische mit sich führt (vgl. 62. 67 f.), doch tritt diese seine Bestimmung absichtlich sehr zurück.

119—154. Die Erinnerung an jenen seligen Augenblick gibt ihm die Ueberzeugung, daß ihr Bund vom Himmel gesegnet sei, was er durch eine schöne bildliche Vorstellung bezeichnet, und so wünscht er denn jetzt, das Schiff möge ihn rasch zur fremden Küste bringen, wo er für seine Braut nicht nur gleich eine schöne lange Goldkette, sondern auch den schönsten Edelsteinschmuck nebst goldenen Spangen einkaufen will, da er ja nur darauf sinnt, die Erwählte würdig zu schmücken. Bei allen Perlen, bei jedem Ringe, den er einkauft oder auch gegen andere schon gekaufte eintauscht, will er an sie denken, ja er möchte seine ganze Ladung für sie bestimmen (119—128).*) Aber nicht allein für ihren Schmuck, für alles will er sorgen, was ein häusliches Weib bedarf, wobei er auch schon an ein Drittes denkt, das die glückliche Mutter zu kleiden hat (129—134). Aber diesen Bildern der Hoffnung gegenüber erhebt sich die Eifersucht, deren „gewaltigen Brand" er dadurch zu mäßigen denkt (145 f.). Und doch möchte er auf diese schmerzliche Freude der Eifersucht nicht ganz verzichten, da auch in ihr ihm gerade die Größe seines Glückes in höchstem Glanze erscheint, wie jedes Gut, wenn wir dessen Verlust fürchten (137 f.). Statt der Eifersucht sich zu

---

trug. — Nach gekommen 106 ist weiß ich nicht gedacht. Der erste Druck hat Fragezeichen nach gekommen, die neuen Gedichte auch nach empfing, trieb und drückte. Die zweite Ausgabe stellte die Ausrufungszeichen V. 106 f. her, setzte nach drückte noch einen Gedankenstrich. Ueberall sind die Fragezeichen herzustellen, der Gedankenstrich zu tilgen. — 108 wird das Verschwimmen als ein trüber Hauch gedacht.

*) Zu V. 119 ff. vgl. in der Helena des Faust die Rede des Lynceus „Du siehst mich" Str. 9 f.

entschlagen, ergeht er sich gern in ihr, indem er die Qual derselben sich recht grell ausmalt*), und sich lebhaft vorstellt, wie die Geliebte dieselbe Gunst, die sie ihm erzeigt hat, auch einem andern erweisen werde, worüber er sich selbst dann so entsetzt, daß er wünscht, jede Erinnerung möchte in ihm ausgelöscht werden (139—146). Vgl. dazu Lied 19. In seiner Verzweiflung durch den menschenfeindlichen Gedanken bestärkt, daß alle Mädchen treulos seien, will er die Blitze des Zeus auf die Treulose herabrufen.**) Aber wie könnte er Verderben auf das geliebte Mädchen, was sie auch verbrochen habe, herabrufen! Nein eher möge der Blitz ihn vernichten, im schrecklichen Gewitter den Mast treffen, das Schiff zerschmettern und seine Waaren mit ihm den Delphinen zum Raub geben (V. 147—154).

155—158. Hier, wo, wie eben das Glück, die Verzweiflung des eifersüchtigen Liebhabers den lebhaftesten Ausdruck gefunden, bricht der Dichter ab, da die Musen vergebens die wechselnden Gefühle der Hoffnung und Furcht in der Brust des von der Geliebten geschiedenen Jünglings zu schildern versuchen, wobei er aber ihre lindernde Gewalt über die Herzen der Liebenden ehrenvoll hervorhebt im Gegensatz zu der Unmöglichkeit, die Wunden, welche die Liebe geschlagen, ganz zu heilen. Man darf dies nicht für eine bloße „Abschiedsverbeugung" halten, wofür es Goethe gegen Schiller erklärte, der Dichter selbst hat durch die Schilderung der Gefühle des Alexis seinem eigenen liebes-

---

*) Zur Verfolgung der Erinyen an den Strafort der Unterwelt vgl. Elegie 4, 13 ff. Dem Dichter schwebt hier die Darstellnng der impia Tartara Virg. Aen. VI, 542—627 und Dantes Inschrift der Hölle (3, 1—9) vor. Willkürlich versetzt er hierher den Höllenhund.

**) Daß Zeus der Schwüre der Liebenden lache, nahm Goethe aus der Stelle Tibulls III, 6, 49. 50: Periuria ridet amantum Jupiter et ventos inrita ferre iubet, die Ovid A. A. I, 633 f. nachgebildet hat.

kranken Herzen Luft gemacht. Alles ist hier in den reinen Aether der Liebe getaucht, so daß wir aus der dichterischen Stimmung nirgend herauskommen, wir in der hinreißenden Darstellung des Dichters leben und weben.

2. Der neue Pausias und sein Blumenmädchen.

Schon in der ersten Ausgabe ist bemerkt, daß unser Gedicht nach Goethes Tagebuch, welches dasselbe als Blumenmädchen bezeichnet, gleich nach der Ankunft zu Jena am 22. und 23. Mai*) 1797 gedichtet wurde. Schiller nahm das Gedicht, das er recht sentimentalisch schön und bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums vollendet fand, an erster Stelle des neuen Musenalmanachs auf. Goethe sah sich bei der Aufnahme in die Sammlung der neuen Gedichte zu manchen metrischen und sprachlichen Aenderungen veranlaßt.**) Auch in der zweiten Ausgabe wurden einige Verse geändert.***)

*) Irrig steht B. I, 242 der 21. und 22.

**) V. 9 stand zu statt nun, 11 im blumigen Kreise erst am Ende des Verses, 22 „Abend dir zu", 23 „Ach nur glücklich wäre der Maler", 25 glücklich, 27 Ach!, 31 empfangen!, 38 „uns von der Tafel er an", 43 „Ach! erreicht", 54 „es welkt früher als Abend die Pracht", 55 f. „Gaben, damit sie Stets erneuend und stets ziehen die Herrlichen an", 60 „Den du", 61 „kränzte und eine Blume hineinfiel", 85 „der Zufall verletzte", 100 hängen, 103 f. „Kranz, der erste, ich hatt' im Getümmel Nicht ihn vergessen, ich hängt'", 105 „Und ich sah die Kränze des Abends und saß", 109 „weiß die verborgne", 119 „Ja wir theilten". Druckfehler ist 82 geschlungnen, was erst in der Ausgabe letzter Hand verbessert wurde.

***) V. 17 schloß hier „den Glanz der blendenden Blätter zu mildern" (statt „damit der Glanz der Blumen nicht blende"), 62 ward trankest statt trankst eingeführt, 79 begann „Dich nur sah ich" (statt „Und ich sahe nur dich"), 81 Ach da statt und es, 83 ward rasch eingefügt, 98 dorrte statt welkte gesetzt, wohl zur Vermeidung des Gleichklanges mit Nelke. V. 5 scheint bleib' ein später beibehaltener Druckfehler für bleibt; der Imperativ ist hier weniger an der Stelle und die Verwechslung im Drucke lag sehr nahe.

Wenn der Maler Pausias (in der Mitte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts) durch das Bild seiner geliebten Kranzwinderin allgemeine Bewunderung erregte, so beneidet der hier auftretende Dichter, den wir uns ein paar Jahrhunderte jünger als Pausias zu denken haben, ihn um die Gabe, die Kranzwinderin und ihren Kranz so verewigen zu können, aber er selbst entwirft in dem Gespräche mit seinem Blumenmädchen ein lebhaft ansprechendes Bild der so anmuthig zarten, innig fühlenden Schönen. Goethe zeichnet uns gerade das Leben dieser alten Blumenmädchen hier recht lebendig; dazu gehört vor allem das den Mittelpunkt der ganzen Darstellung bildende Gelage, bei welcher er sie kennen gelernt hat. Da von diesen Kranzverkäuferinnen sich nur sehr allgemeine Erwähnungen bei den Alten finden, so nahm er seine Farben von den Hetären der Griechen, benutzte aber dazu die von römischen Dichtern gebotenen Züge von der rohen Wildheit bei Gelagen, an welchen die Geliebten Theil nahmen, wie Tib. I, 10, 59—64. Hor. carm. I, 17, 25—28. Der Name des rohen Timanthes (Blumenschätzer) nahm der Dichter wohl von dem ältern berühmten Maler willkürlich her.

Das liebende Paar erfreut sich am frühen Frühlingsmorgen beim Kranzwinden des freundlichsten Liebesgespräches. Der neben der Geliebten sich niederlassende fremde Dichter reicht dem Mädchen von den Blumen, die er auf ihren Wunsch vor ihren Füßen ausgestreut hat, diejenigen, die sie verlangt, und so windet sie mit sinniger Auswahl einen Kranz, wie sie jeden Abend beim Besuche dem Geliebten einen bringt, während sie, wenn sie draußen ihm begegnet, ihm einen Rosenstrauß aus ihrem Körbchen darreicht, wo er sich denn stellt, als ob sie ihm unbekannt sei, und ihr ein Geldstück bieten will, das sie ausschlägt. Außer-

ordentlich glücklich stellt sich das Verhältniß des Liebespaares während des Kranzflechtens dar. V. 11 f. sprechen den Wunsch aus, immer so zu ihren Füßen zu sitzen; denn er sitzt schon vor ihr und wirft ihr die verlangten Blumen in den Schoß. Durch ein leicht einzufügendes so stets würde die Rede verständlicher. Das Mädchen scheint auf des Liebhabers Liebesergüsse nicht zu hören. Erst als sie den Kranz vollendet hat, gibt sie ihm einen Kuß und auf sein schmachtendes Verlangen mit dem Kranze selbst noch einen. Als der Dichter nun (sie hat unterdessen einen neuen Kranz begonnen) den Maler um die Kunst beneidet, einen so herrlichen Kranz zu verewigen, kann sie zunächst nicht umhin, ihre eigene Freude über die Schönheit desselben auszusprechen, und sodann ihr Verlangen, ihn auf einem Gemälde verewigt zu sehn, da er ja ein Ausdruck ihrer eigenen Liebe ist; auf des Freundes Klage, dem Maler gegenüber zeige sich seine Kunst arm und unvermögend, fordert sie ihn auf, statt dessen sein eigenes Talent zu benutzen. Er aber preist des Malers Farbenpracht und erklärt seine Kunst für unfähig, ihre Schönheit zu schildern, wogegen sie ihn auf den Ausdruck des Gefühls und besonders des Ausdrucks der Liebe verweist. In Bezug auf seine Bemerkung gegen die süße Lieblichkeit, womit sie ich liebe spreche, stehe auch die Dichtung zurück, gesteht sie freudig, daß, wie hoch beide Künste stehen, doch Kuß und Blick der Liebenden eine ihnen unerreichbare Sprache reden. Das Lob, daß ihre Kunst des Kranzwindens die des Dichters und Malers vereine, lehnt sie bescheiden ab, da sie nur sehr Vergängliches schaffe, doch auch die Götter, erwiedert er sinnig, erfreuen uns ja durch vergängliche Gaben, worauf sie die Wonne ausspricht, den Geliebten täglich mit Strauß und Kranz zu erfreuen, seit dem ersten Tage, wo sie ihn kennen gelernt, was sich später freilich in so weit als un=

genau ergibt, als sie nach jenem Abende sich verborgen gehalten.

Von unendlicher Schönheit und tiefem Gefühle ist die nun folgende bewegte Darstellung, wie der Dichter sie am Gelage getroffen, wie er gleich von ihrer Anmuth gefesselt worden, er dem rohen Angreifer in grimmigem Zorn den Becher an den Kopf geschmissen, das Mädchen, das auch hier seine reine Seele so schön offenbarte, in seinen Schutz genommen, wie sie dann sich zu Hause zurückgehalten und einsam ihrem Geliebten, der vergebens ihre Wohnung zu erfahren suchte, Kränze geflochten, bis endlich die Noth und das Verlangen nach dem Geliebten sie herausgetrieben. Bei der Schilderung, wie sie sich gesucht und gefunden, treten statt der bisherigen Reden in Distichen solche in einzelnen Hexametern und Pentametern ein, indem der Liebende die Rede des Mädchens in einem mit und anschließenden Pentameter fortsetzt, ihm die Rede gleichsam aus dem Munde nimmt. Diese Vertheilung der Distichen auf beide Personen entspricht durchaus der Zweitheiligkeit der Handlung, was freilich Viehoff nicht begriff, wenn er meinte, das Gedicht hätte in derselben Weise schließen müssen. Sehr wohl berechnet ist es auch, daß das Zusammentreffen durch nichts weiter bezeichnet wird, als daß sie voreinander stehn blieben, und die Welt ihnen dabei vergangen war, es ihnen schien, daß sie sich einsam in der freien Natur befänden, an einem ihrer Liebe freundlich zumurmelnden Quell. Das Mädchen aber macht geschickt von dem unter der Menge sich befindenden Liebespaare den Uebergang zum einsamen Liebesgespräche, wo sich gleich als der Dritte der Liebesgott selbst einstelle, der süßen Liebesgenuß bringe, wie der Liebende ausführt, indem er sich und die Geliebte gleichsam zur Weihe des ihrer wartenden Genusses bekränzt und sie auffordert, jetzt das Kranz-

flechten aufzugeben. Darauf schüttet sie denn sogleich (bisher hat sie noch immer neben ihm sitzend Kränze geflochten) die noch in ihrem Schooße liegenden Blumen, wie schön sie auch sind, aus und gibt sich seinen Umarmungen hin, in denen sie immer, wie heute, die höchste Seligkeit genießt, in denen ihr die Sonne aufgeht.*)

So ist in einem ganz im Sinne der alten Idylle gehaltenen Bilde das Glück der Liebe eines Dichters zu einer rein anmuthigen, nach Art der alten Hetären, von denen eine Aspasia durch ihre Weisheit selbst einen Sokrates anzog, sinnig verständigen Kranzwinderin in bewegtem, lieblich hin und herwogendem Gespräch zu lebensvoller Darstellung gelangt. Goethe wollte hier gleichsam ein dichterisches Gegenbild zur Kranzwinderin des Pausias liefern, aber seinem Zwecke gemäß schildert er sie als Geliebte eines Dichters, der ihr beim Kranzwinden hilft und sich ihrer vollen Gunst erfreut, wobei er durch die glücklich eingeflochtene Geschichte ihrer ersten Bekanntschaft und ihres Wiederfindens die innige Herzlichkeit dieses Verhältnisses im vollen Lebensglanze zeigt. Vers und Ausdruck entsprechen ganz der hohen Vollendung der innern Komposition und der gefühlvollen Ausführung.

3. Euphrosyne.

Die schönste Todtenfeier, die je einer Schauspielerin zu Theil geworden. Christiane Luise, Tochter des Schauspielers Neumann, geboren am 15. Dezember 1778, betrat schon als Kind die Bühne. Nach dem 1790 erfolgten Tode des Vaters nahm sich Goethe dieses „liebenswürdigen Talentes“ an, das

*) Nur gehört eigentlich zu in deiner Umarmung. Die Wortstellung ist hier freilich hart, und man läse statt nur lieber mir und demnach gehet statt geht mir.

ihn um Ausbildung anflehte, wozu er die beste Gelegenheit fand, als er im Frühjahr 1791 die Oberleitung der neuen herzoglichen Bühne übernahm. Im November übte er ihr die Rolle des schönen Knaben Arthur in Shakespeares König Johann ein. Dort weiß Arthur den Kämmerer Hubert, der von seinem königlichen Oheim den Auftrag hat, ihn zu blenden, durch seine rührenden Worte zu bestimmen, den Befehl unausgeführt zu lassen; später springt er, um dem Gefängnisse zu entgehn, von der Mauer des Schlosses, wobei er den Tod findet. Hubert trägt die Leiche fort. Goethe spielte bei der Probe mit ihr Huberts Rolle. Das am 29. zur Aufführung gelangte Stück, besonders Christiane, machte großen Eindruck. Gleich darauf gab sie die Nichte in Goethes Großkophta, eine gleichfalls für sie bedeutende Rolle. Auch gefiel sie im Epilog zum Schlusse des Jahres 1791, wo sie in der Mitte vieler Kinder auftrat. 1793 vermählte sie sich mit dem Schauspieler Becker. Aber schon im Frühjahr 1797 wurde sie sehr leidend; am 14. Juni trat sie zuletzt in Weimar als Ophelia auf, ging dann mit den übrigen Schauspielern nach Lauchstedt, wo ihr Zustand sich so hoffnungslos zeigte, daß Goethe schon vor seiner am 30. Juli angetretenen Schweizerreise sich nach einem Ersatz für sie umsah. Sie starb bereits am 22. September. Die Kunde von ihrem Tode erschütterte ihn auf der Reise durch die kleinen Kantone, die er am 28. mit seinem Freunde Meyer antrat. Nach seiner Rückkehr wird er unsere Elegie, deren Umrisse ihm wohl schon auf der Reise sich gebildet, entworfen haben. Den Namen Euphrosyne gab er ihr, weil er sie in dieser Rolle in der Zauberoper das Petermännchen zuletzt spielen gesehen. Den 25. Oktober schrieb er an Böttiger: „Ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir

mehr als in einem Sinne lieb. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen (vielleicht in Hospital, wo sie am Abend des 3. ankamen). Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte." Am 23. März 1798 schreibt er von Jena aus an Meyer: „Denken sie doch auch gelegentlich an das Monument für die Beckern; ich will indessen die Elegie, die ich ihr gelobt habe, auch auszuarbeiten suchen." Als er am 4. Juni zu längerm Aufenthalte nach Jena zurückgekehrt war, wo er ein neues Heft der Propyläen begann, nahm er die Elegie, die den nächsten Musenalmanach eröffnen sollte, wirklich vor; er vollendete sie am 19. Sie werde, meinte er, sich unter ihren Geschwistern sehn lassen dürfen. Die Absicht, eine Abbildung des von Meyer skizzirten Denkmals der Becker dem Almanach beizugeben, ward nicht ausgeführt.*) Auch unsere Elegie erhielt in den neuen Gedichten mehrfache Verbesserungen; der Nebentitel Elegie blieb weg, wie auch die im Inhaltsverzeichnisse des Almanachs gegebene Beziehung auf die

---

*) V. 13 stand „Wolke! sie glühet", nach 26 richtig Komma (nicht Punkt), 31 „Wälder und grause", 33 „Vater und blicket", 35 „da du das Kind mich dem", 51 „den gestürzten und trugst", 53 „schlug ich das Aug' auf und sah dich, Geliebter, in", 55 „dir dankbar die Hände", 57 „so ernst, mein Vater", 61 ernst statt stark, 65 „du mich rührst", 67 „mich doch", 73 „stürzt das" (ohne sich), 74 „Sich aus bewölkter Kluft", 75 „Grünet die Fichte doch fort", 76 „schon, heimlich, die", 77 „vergeht gesetzlich", 89 „dich nun, in", 91 „Knabe, das", 99 Volke, 100 Komma nach vertraut, 101 „O wie!", 103 sitzen statt stehn, 109 vergesse, 113 „Fleiß nicht spart noch Mühe, wenn sie die Kräfte", 114 „Opfer dir bringt", 115 „Dann gedenkest du mein, du guter". Mehrfach steht Komma statt Punkt am Ende der Zeilen.

Becker, „eine junge, talentvolle, für das Theater zu früh verstorbene Schauspielerin“. Die zweite Ausgabe zeigt nur eine metrische Verbesserung*).

Den Inhalt der wundervollen Elegie, die gar nichts mit der Erscheinung der Cynthia bei Properz IV, 17 zu thun hat, bildet das einzige Verhältniß der Heimgegangenen zu Goethe, den sie als ihren Vater ehrte, und von dem sie die Feier ihres Andenkens erwarten durfte. Die äußere Einkleidung bot ihm der Ort, wo die Nachricht von ihrem Tode ihn erschütterte. In ähnlicher Weise, wie in der Zueignung die Wahrheit, läßt er hier die eben Geschiedene ihm erscheinen, der er zu seinem Zwecke den auf ihre heitere Anmuth deutenden Namen einer der Grazien gibt, den er aber nach deutscher Weise betont, so daß die vorletzte Silbe gelängt wird. V. 1—8. Am Abend, als eben das Alpenglühen sich verliert, steigt er mühsam aus dem schon dunklen Thale längs dem durch die Felsklüfte herabtosenden Strome zum Gipfel des Berges, wo er die Nacht in einer Sennhütte zu verbringen gedenkt. Zu der ganzen freien Darstellung nimmt der Dichter vom Ersteigen des Gotthard einzelne Züge. Von der Anstrengung des Tags fühlt er sich schon schläfrig und er hofft diese Nacht sich einer gesegneten Ruhe zu erfreuen.**) V. 9—22. Da erscheint ihm, vom Felsen her sich bewegend, eine glühende Wolke, aus welcher sich in der Nähe eine hehre weibliche Gestalt bildet. Vgl. Zueignung Str.

---

*) V. 3 „verhüllt schon Nacht“ statt „decket Nacht“. In der Ausgabe letzter Hand ist V. 78 dem ein auch auf die Quartausgabe übergegangener und dann weiter verbreiteter Druckfehler statt den.

**) Den Mohnkranz des Schlafgottes nahm Goethe aus der neuern Kunst; die alte zeigt nur Mohnköpfe neben diesem, wie der Traumgott Morpheus Mohnsalbe aus einem Horne gießt.

3. f. gesellige Lieder 17 Str. 4, 5 f. Er hält sie für eine Muse, die ihn in der Wildniß aufsuche, und innig wünscht er, sie möge seiner durch ihre Erscheinung zugleich begeisterten und gerührten Seele nicht entschwinden. Da sie nichts erwiedert, bittet er sie, ihm doch ihren göttlichen Namen zu nennen oder, wenn sie das nicht dürfe, ihn so mächtig anzuregen, daß er von selbst erkenne, welche Göttin sie sei, und als Dichter sie nach Gebühr preise.*)

In ihrer Erwiederung (V. 23—140) zeigt sie sich zunächst als die vom Dichter geliebte, schon so frühe den Freuden des Lebens entrückte Freundin an, und als er gerührt sie erkennt, nennt sie sich mit dem liebevollen Namen, den er ihr gegeben; es habe sie getrieben, ihren Lehrer, Freund, ja Vater im fernen Waldgebirge aufzusuchen, um, ehe sie die Erde ganz verlasse, noch einmal vor ihm der Freuden ihres Lebens zu gedenken.**) So drängt es sie denn, jene Zeit sich ins Gedächtniß zurückzurufen, wo Goethe sich des schon durch Corona Schröter vorgebildeten Mädchens bei der von ihm übernommenen Hofbühne annahm***), und besonders jener ihr unauslöschlich eingeprägten Probe, die er am Tage vor der Aufführung von König Johann mit ihr allein auf der Bühne anstellte. Nach V. 37

---

*) Bedeutend, lehrend, wie Schiller in einem Briefe an Goethe vom November 1797 sagt „das Tiefste aufregen und das Höchste bedeuten“.

**) Das „leichte Gerüst“ ist die Bühne, der Ausdruck aber hier bildlich vom Leben („irdischen Freuden“) gebraucht. Unmöglich kann „das leichte Gerüst irdischer Freuden“ die Bühne bezeichnen.

***) Die Schauspielkunst wird zuerst als Spiel, dann als täuschende (täuschend nachahmende) Kunst reizender Musen bezeichnet. Bei den reizenden Musen ist nicht etwa die dramatische Dichtung zu verstehn, sondern ihre Kunst ist selbst eine Musenkunst. Täuschend, nicht im sittlichen Sinne, in welchem Plato die Schauspielkunst verwarf.

(„Laß mich der Stunde gedenken“) drängt sich (V. 38—40) die sehnsüchtige Klage um das früh entrissene Glück mit der echt goetheschen Empfindung ein, daß man den Werth des Lebens, das uns so unzählige kleine Freuden gewähre, im Genusse nicht zu würdigen wisse. V. 41 f. leiten die folgende Erinnerung ein. Wie klein dies auch jetzt nach vollbrachtem Leben erscheinen mag, dem von der Liebe und von der Kunst erfüllten Herzen ist es bedeutend. Und so schließt sich denn hier (V. 43—96) die wundervolle Erzählung von jener Probe an. Die rührenden Reden Arthurs, dem Hubert eben den Befehl des Oheims mitgetheilt hat, ihn zu blenden, der die Männer kommen sieht, welche ihn binden sollen, der endlich Hubert durch seine so kindliche, natürliche Ueberredung bestimmt, den Befehl zu unterlassen, trafen Goethes eigenes Herz, da sie mit solcher reinen Natur gesprochen wurden. Geschickt wird der Uebergang zur Szene gemacht, wo Goethe die Leiche Arthurs auf den Arm nahm, und lange so hielt, um das Kind zu gewöhnen, kein Zeichen des Lebens von sich zu geben; er aber wurde dabei tief ergriffen, da die Täuschung so vollkommen war, daß sie ihn mit dem Schein der Wirklichkeit schreckte und ihn in ernste Betrachtungen über die Wunderlichkeit des Schicksals versenkte, das über die Dauer des Menschenlebens so grausam willkürlich verfügt. Von ganz einziger Schönheit ist es, wie Euphrosyne fürchtet, der Ernst Goethes sei Unzufriedenheit mit ihrem Spiele, sie ihm deshalb die Hände küßt, den Mund zum Küssen darbietet.*) und so rührend erklärt, in allen und jedem, was er ihr sage, ihm folgen zu wollen, worauf er, um ihr die ihn tief schmerzende Sorge zu benehmen, sie voll leidenschaftlicher Liebe ergreift und

---

*) Daß er sie wirklich geküßt, wird hier glücklich übergangen, wie kurz vorher, daß sie, als sie die Augen aufgeschlagen, seinen Arm verließ.

seine tiefe Rührung über ihr ergreifendes Spiel ausspricht, das ihr bei der morgigen Vorstellung allgemeinsten Beifall bringen werde.*) Aber verschweigen darf er auch nicht, wie der Schein ihres Todes**) ihn erschüttert habe. Die weite Ausführung über das schwankende Loos menschlichen Lebens im Gegensatze zu den ewigen Gesetzen der unbeseelten Natur fließt rein und voll aus bewegter Dichterseele. V. 71 f. führen aus, daß der Himmel, 73—76, daß die Erde (Felsen, Wasserfälle, Bäume) einem festen Gesetze folge***), worauf der allgemeine Satz noch einmal 77 als Uebergang ausgesprochen wird. Daß diese Betrachtungen eine Vorahnung ihres frühen Todes gewesen, wird nicht angedeutet, drängt sich aber unwillkürlich auf, besonders da er bald darauf den gleichsam gegen diese Ahnung ankämpfenden Wunsch ausspricht, ehe er sterbe, ihr Talent vollendet entwickelt zu sehn. Wie hätte ein Talent je eine schönere Weihe empfangen können! V. 97—116. Mit liebevoller Freude gedenkt sie ihres steten Strebens seit jener Zeit, ihm, dem Meister, zu gefallen, der auch an ihr gehangen, an ihrer sich immer mehr entwickelnden Kunst sich erfreut habe und sie jetzt vermissen werde, wobei sie hervorhebt, daß er, als ob es eine Vorahnung ihres frühzeitigen Todes gewesen, sie schmerzliche Liebe so frühe darstellen gelehrt habe. Freilich wird in Zukunft das Talent mancher andern

*) Wenn Frau von Stein schreibt, die Elegie habe sie sehr interessirt, doch sei ihr noch etwas dunkel darin, so dürfte dies wohl die Aeußerung gewesen sein, daß Goethe das Mädchen stark gefaßt und so fest in der Umarmung gedrückt, daß ihn geschaudert habe. Vielleicht vermuthete sie darin wirkliche Liebe und den tiefen Schmerz, daß er durch Christianen gefesselt sei.

**) Früherer, in bekannter dichterischer Weise für früher, zu früher.

***) Das ewige Wasser für ewig das Wasser; vielleicht wäre nach ewiges (V. 70) ein anderes Beiwort passender gewesen, wenn sich nicht vielmehr dort ein anderes leichter ergeben hätte.

Schauspielerin ihn anziehen, vielleicht ein größeres, als sie besessen, aber größere Freudigkeit, Anhänglichkeit und opferwillige Treue nie finden, was sie so schön in den Wunsch kleidet, daß er auch, sollte er eine gleiche je finden, sich ihrer liebevoll erinnern möge. Vgl. oben S. 119. Höchst wirksam tritt hier die einfache Anrede Guter! ein. V. 117—140. Wie gerne möchte sie noch manches ihm sagen! Aber sie fühlt, daß es sie schon zur Unterwelt herabziehe*), und so legt sie ihm noch den Wunsch ans Herz, er möge durch seine Kunst ihren Namen verewigen, da nur die Dichtkunst einiges Leben den Todten gewähre. Sie wünscht sich dichterischen Nachruhm, damit sie in der Unterwelt als eine edlere Gestalt erscheine und sich höhern Lebens als der gewöhnliche Schwarm der Todten erfreue. Hierbei schwebt zunächst das elfte Buch der Odyssee vor, wo die Gattinnen und Töchter der Helden von Persephoneia zuerst gesandt werden, um vom Opferblute zu trinken und so mit Bewußtsein erfüllt zu werden. Bei Virgil (Aen. VI, 638. 639) werden in den Hainen der Seligen keine Frauen genannt.**) Goethe denkt sich, daß die Frauen, welche durch ihren Edelmuth einen Dichter zu ihrer Feier begeistert haben, von Persephoneia mit dem nächsten Platze an ihrem Throne geehrt, und daß solche bei ihrer Ankunft von den andern dieser Ehre gewürdigten Frauen freundlich begrüßt werden, wie Tasso in seiner Vision (I, 3) die Dichter und Helden alter Zeiten in Elysium sieht. Eine etwas verschiedene und doch in der Sache selbst übereinstimmende Vorstellung ist die in

---

*) Bei Horaz sagt der Schatten des Tiresias am Schlusse von Sat. II, 5: Sed me imperiosa trahit Proserpina.

**) Heller führt freilich Properz IV, 7, 55—64 an, aber die Stelle ist durchaus anderer Art, sie schließt mit V. 69 ab: Sic mortis lacrimis vitae sanamus amores. Noch weniger gehört hierher Prop. I. 19, 13.

der Helena des Faust, daß „wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will“, in die Elemente sich auflöst, woneben die andere Vorstellung erscheint, daß die Königinnen im Hades „stolz zu ihres Gleichen gesellt, mit Persephonen innigst vertraut“ sind, während der gewöhnliche Schwarm auf den Asphodeloswiesen ein langweiliges Leben führt. Unter den göttlichen Frauen treten des Odysseus treue Penelopeia und Euadne auf, die sich vor Thebe in den Scheiterhaufen ihres Gatten Kapaneus stürzte; wie die eine von Homer gefeiert wurde, so Euadne von den Lyrikern, wobei gerade die römischen vorschweben, von denen Properz sie III, 11, 24 neben Penelope nennt; denn an die Darstellung der Tragödie in den Schutzflehenden des Euripides ist nicht zu denken. Neben den Frauen nennt sie die beiden durch ihren heldenmüthigen Tod berühmten tragischen Jungfrauen Antigone und Polyxena, die eben dadurch, daß die Tragödie sie feierte, im Jenseits Gestalt gewonnen. Als Schwestern darf sie diese alle begrüßen, weil ihre Gestalten nach dem Tode durch Dichter ausgebildet worden, wie ein Dichter sie schon im Leben zu dem gebildet, was sie geworden, und nun, nach ihrem Tode, daran zweifelt sie nicht, ihr Bild idealisch gestalten wird. Hier ist alles so glücklich erdacht und gefühlt, daß es einen hohen Grad von Leichtfertigkeit verräth, wenn Viehoff mit ernster Miene fragt, wie Antigone und Polyxena als bloße Geschöpfe der Dichterphantasie dargestellt werden und wie Euphrosyne, wenn sie nur solche seien, ihnen zu begegnen hoffen könne. Der Dichter spricht ja nicht von der wirklichen Antigone und Polyxena, sondern von ihren Schattenbildern, die im Jenseits Gestalt und Namen durch die Dichtung erlangt haben. Freilich könnte man dem Dichter die nüchterne Bemerkung entgegenhalten, Euphrosyne werde erst warten müssen, bis der Dichter sie gefeiert, aber daß

ein Dichter schon im Leben sie so geliebt und geehrt, gibt ihr bereits ein Anrecht auf Gestalt und Namen im Jenseits und sie weiß, daß seine Liebe sogleich ihren Wunsch erfüllen wird.

Mitten in der Rede versagt ihr die Stimme, da es sie zur Unterwelt zieht (V. 119) und sie so von demselben Zustande befallen wird, wie die „schwirrenden“ Schatten der Unterwelt. Sehr frei hat Goethe hier die Stelle der Odyssee XXIV, 5 f. benutzt, wo das Schwirren nicht von dem Reden steht. In der Helena hat er die homerische Stelle ganz so genommen; dort läßt er die gewöhnlichen Schatten der Unterwelt „fledermausgleich pipsen“. Daß mitten im Reden ihre Stimme unvernehmlich wird, ist ein für den Dichter höchst ergreifender Zug, der ihm nicht erspart werden kann, obgleich sonst Hermes ihr gnädig gestattet hat, noch einmal den befreundeten Dichter aufzusuchen, und in keiner schrecklichen, sondern in der anmuthigen Gestalt ihrer schönsten Blüthe zu erscheinen. Aus der glühenden Wolke, die sich während der Erscheinung immer bewegt hatte, tritt nun Hermes als Seelenführer hervor; nicht hastig, sondern mit leidenschaftsloser Ruhe und, ohne sie schrecken zu wollen, schwingt er seinen Stab, um auf die Gegend zu deuten, wohin sie ihm folgen müsse; dann ziehen mächtige, eben gebildete Wolken heran und die ganze Erscheinung entzieht sich den Augen des Dichters. Goethe folgt hier Homer Od. XXIV, 5. In der bildenden Kunst trägt Hermes die Seele als kleine Menschenfigur oder als weibliche Gestalt mit Flügeln. Vgl. den Schluß von Elegie 7. Daß der Dichter den unterbrochenen Weg fortgesetzt, wird nicht ausdrücklich gesagt. Unterdessen ist die Nacht herabgesunken; dicht neben dem schlüpfrigen Pfad hört er die Wasser herabbrausen. Aber tiefer als die grause Natur ergreift ihn die Trauer, so daß er endlich ohnmächtig auf einen Felsen niedersinkt. Statt

der gehofften Ruhe in der Hütte des Hirten wird sein Herz von schwerer Wehmuth erfaßt, er weint die ganze Nacht durch, bis über dem Waldgebirge der anbrechende Morgen sich zeigt. So erhält das Gedicht auch äußerlich seinen künstlerischen Abschluß. Das Ganze ist zu einer herrlichen Vision des mit liebevoller Bewunderung an Euphrosynen hängenden Dichters geworden. W. von Humboldt urtheilte (Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt S. 63), das unaussprechlich schöne Gedicht bringe die große Rührung dadurch hervor, daß es diese auf den schwer zu treffenden Punkt des echt Künstlerischen zurückbringe. Die Elegie ist in höchstem idealem Stile gedacht und ausgeführt, und doch von Anfang bis zu Ende von innigem, rein und tief anklingendem Menschensinne, von des Herzens zartester Empfindung beseelt.

4. Das Wiederfinden.

Daß unsere Elegie das „räthselhafte Gedicht" sei, dessen Goethe im Briefe an Jacobi vom 19. August 1793 gedenkt und das kaum verschieden sein kann von der diesem am 7. Juni in Aussicht gestellten Elegie, ist B. I, 223 vermuthet, wonach sie wohl auf der am 12. Mai angetretenen Reise zur Belagerung von Mainz gedichtet ist. Sie fällt also zunächst nach dem Gedichte der neue Amor (oben S. 35). Von Voß den 8. Juni 1795 an die zu seinem Musenalmanach versprochenen Beiträge erinnert, sandte Goethe „einige Kleinigkeiten", unter denen auch unser Gedicht sich befand. Vgl. B. I, 233. Als er das Gedicht aus Vossens Musenalmanach (S. 96 f.) in seine neuen Gedichte aufnahm, änderte er mehrere Verse.*) Viehoff weiß

*) Bei Voß stand V. 1 einen, 2 „Lippen; warum", 3 „der Baum wie heute", 13 „am Abend zu scheiden, und traurig", 15 „Morgen ist wieder erschienen; ach!", 16 „Leider zehnmal". In der dritten Ausgabe ward V. 14

auch heute nur, daß das Gedicht „spätestens 1800" fällt, obgleich ich schon in der ersten Auflage (II, 352) angegeben hatte, was jetzt jedermann, der sich um Goethes Gedichte kümmert, bekannt sein sollte, daß es bereits 1795 gedruckt worden.

Dem Liebenden scheint die zehnjährige Trennung eine ganz kurze Zeit, so daß er gleich wieder, als hätte er erst gestern die Geliebte verlassen, anknüpfen möchte, aber die tiefer und reiner fühlende, sich nicht so leicht wie der Mann täuschende Geliebte empfindet nur zu tief, wie sehr die lange Zwischenzeit das Glück jugendlichen Liebesgenusses ihr geraubt. Der Freund findet sie verändert wieder, nicht mehr zu glühenden Küssen geneigt, und doch meint er, hätten sie erst gestern unter diesem blühenden Baume sich an den tausendfachen Küssen erfreut, deren süßen Genuß die Freundin in einem so anmuthigen, von den Bienen hergenommenen Bilde ausgesprochen. Seien die Bienen ja auch noch immer in ihrer holden Thätigkeit begriffen; wie sollte ihnen beiden da der Frühling auf einmal geflohen sein, dessen sich noch Bienen und Baum erfreuen! Die Schöne möchte ihm so gerne seinen süßen Traum lassen, daß nur eine Nacht sie getrennt und sie sich unverändert wiederfänden; freut sie sich ja seiner Lust, da sie ihm noch redlich zugethan ist. Auf seine Bezeichnung als Gestern eingehend, spricht sie das Glück ihrer damaligen Liebkosungen aus, wo das Wort vom einfallenden Worte des andern verschlungen, der Kuß vom Kusse des andern verdrängt wurde.*) Die Trennung sei ihr darum am Abend schmerzlich gewesen und die Nacht, welche ihnen die Trennung geboten, unendlich lang

---

getrennten statt Getrennten geschrieben und in der Ausgabe letzter Hand beibehalten. V. 15 sollte nach kehret zurück Gedankenstrich stehn, wie V. 15.

) Der Singular Wort, Kuß nach dem Gebrauche von Kreis um Kreise u. a. Vgl. B. II, 358.

gefallen. Aber nun sei der Morgen wieder da*), doch fühle sie leider, daß die Nacht zehn Jahre gedauert habe, woraus sich die Erwiederung auf die V. 2 gestellte Frage ergibt. Freilich ist unsere den Charakter beider Geschlechter glücklich ausprägende Elegie dem Inhalte nach nicht gerade von großer Bedeutung, aber die Gedanken sind eben so treffend auf beide Redende vertheilt, wie die beiden gleich langen Reden sich ganz genau entsprechen (die Mitte besteht aus zwei Distichen, den Anfang und Schluß bildet je eines), und der Ausdruck anmuthig und bezeichnend, das Ganze ein anmuthiges Bild der Liebenden, die nach langer Zeit noch mit derselben Liebe, aber nicht beide mit derselben jugendlichen Glut sich wiederfinden.

5. Amyntas.

Wie ein mit Epheu umwundener Apfelbaum, den der Dichter auf der Schweizerreise am Morgen des 19. September 1797 zwischen Schaffhausen und Jestetten sah, unsere Elegie veranlaßt, ist B. I, 250 bemerkt. In der Schweizerreise von 1797 findet sich unser Gedicht nach einem Briefe an Voigt vom 25. September, aber diesem Briefe lag das Gedicht nicht bei, sondern der Dichter, der es unter den Schweizerpapieren fand, fügte es hier ein, wie er die Elegie Euphrosyne in der erst 1798 gelungenen Vollendung auf die größern Briefe aus Stäfa folgen ließ. Am 20. November kam Goethe auf der Rückreise durch Jena, wo er nur wenige Stunden verweilte, doch wird er dabei unserer Elegie gedacht haben, die er fünf Tage später mit dem Wunsche freundlicher Aufnahme an Schiller sandte. Dieser ward dadurch sehr erfreut; sie gehöre so recht zu der rein poetischen Gattung, da

*) Kehret zurück, wohl absichtlich statt kehrte zurück, um die Handlung als in ihren Folgen bestehend zu bezeichnen.

sie durch ein so simples Mittel, durch einen spielenden Gebrauch, des Gegenstandes das Tiefste aufrege und das Höchste bedeute. Das Gedicht erschien im nächsten Musenalmanach auf dem siebenten Bogen. Der Abdruck stimmt ganz mit der ursprünglichen Fassung, nur stand V. 7 ursprünglich Felsens, 20 lispelnd, die (statt lispelnde), 22 schon (statt so). In den neuen Gedichten traten ein paar Veränderungen ein.*) Die zweite Ausgabe stellte nur V. 18 Ranken her. Vgl. aber S. 128*.

Schon in der ersten Auflage ist bemerkt, daß Goethe hier den Anfang der elften an den milesischen Arzt Nikias gerichteten Idylle Theokrits benutzte, welcher den allgemeinen Satz ausspricht, daß es gegen die Liebe kein anderes Heilmittel gebe als die Musen; dieses sei angenehm und süß, stehe auch in der Macht der Sterblichen, sei aber nicht leicht zu finden. Nikias als Arzt und besonderer Liebling der neun Musen, heißt es weiter, müsse es kennen. Daran schließt sich die Liebesklage des Kyklopen Polyphem. Den Namen Amyntas nahm Goethe auch wohl aus Theokrit. Der Dichter hatte wohl, wie von Loeper bemerkt, eine deutsche Uebersetzung jener Idylle von Bindemann im Dezemberheft 1796 des Archivs der Zeit gelesen. Heller weiß nichts von Theokrit; ihm hat Goethe aus Prop. II, 1, 1 geschöpft! Auch Viehoff läßt den Leser nicht ahnen, daß der Dichter den Anfang aus Theokrit nahm. Vgl. jetzt den Goethe-Humboldtschen Briefwechsel S. 44.

Die Unmöglichkeit, sich von der Geliebten zu trennen, richte sie auch das Leben zu Grunde, spricht sich so einfach wie ergreifend in unserer Elegie aus, zu welcher der Anblick jenes epheuumwundenen Baumes die äußere Veranlassung gab, da Goethe auf dieser

*) V. 3 stand in dem Almanach „Ach! die Kraft schon schwand mir dahin“, 7 Felsen, 18 „Ranke nach Ranken“, 26 mir nicht, 34 „Saft, ach! nur zur Hälfte“, 35 „der Geliebte“.

Reise überhaupt zur symbolischen Auffassung hinneigte. Sehr würde man irren, wollte man hier persönliche Gefühle suchen, gar an die Vulpius denken, durch die Goethe nicht im geringsten sein Seelenleben beengt fühlte. Die Elegie gliedert sich in drei Theile, von denen, wie meist, der erste und letzte sich zusammenschließen.

V. 1—12. Amyntas fühlt, daß er an seiner Liebe zu Grunde gehe, aber zum Entschlusse, ihr zu entsagen, wie der treue Arzt und Freund ihm räth, fühlt er sich viel zu schwach, ja ein jeder, der ihm dazu räth, scheint ihm ein Gegner.*) Freilich muß er dem Freunde Recht geben, ja er urtheilt strenger über sich, als dieser zu thun wagt, aber die Elemente folgen der sie treibenden Macht, und so lehrt ihn die ganze umgebende Natur, daß er sich der in ihr herrschenden, durch keinen Widerstand zu besiegenden, nach strengen**) Gesetzen wirkenden Gewalt beugen muß. V. 13—42. Daß es kein Eigensinn sei, der ihn gegen des Freundes Rath verhärte, sondern er mit der Anwendung seines Mittels sich selbst zu Grund richten würde, deutet die schöne Dichtung des von Epheu umschlungenen Apfelbaums an***), dem dieser zwar seine Nahrung raubt, aber augenblicklich würde er zu Grunde gehn, wollte man den in ihn verwachsenen Epheu gewaltsam von ihm lösen. Die unendlich schöne, so anschaulich, rein, klar und innig sich ergießende Darstellung ist in jedem einzelnen Zuge meisterhaft, im Ganzen vollendet, wie ein frisches Naturgebilde. Die Klage ergießt sich nicht aus dem Stamme, sondern aus der Krone, in

*) Es schwebt vielleicht Hor. epist. I, 8, 9 vor: Fidis offendar medicis, irascar amicis, welche Stelle Heller entging.

**) Ehern, unbezwinglich, nach dem homerischen χάλκεος Vgl. die Erläuterungen zu Iphigenie (Heft IX) S. 53*.

***) „Tausend und Tausend" für „tausend und aber tausend", wie „hundert und hundert" Epigramm 93, 1.

welche die Natur die feinste Ausbildung des Baumes gelegt hat und die gerade am meisten durch den Nahrungsmangel leidet. Dadurch, daß hier nicht eine Nymphe des Apfelbaums, eine Epimelis, aus dem Baume spricht, sondern dieser selbst, erhält die Klage eine viel höhere Wirkung. Obgleich der Baum fühlt, wie er allmählich verdorrt und sein Leben hoffnungslos ihm geraubt wird, kann er von der ihm schmeichelnden Zerstörerin nicht lassen, er freut sich ihrer Umschlingung, die ihn fesselt, des Schmuckes, der ihn tödtet, der Umlaubung, die ihm fremd bleibt.*) Schließlich machen V. 43—46 in einer innigen Anrede an Nikias, in welcher zunächst der bildliche Ausdruck statt des eigentlichen auftritt, die Anwendung auf seinen Fall. Die Liebe zehrt ihn ganz auf, der willig gezwungen ist, da die Leidenschaft seine ganze Willenskraft beherrscht. Heller, der ganz Ungehöriges vergleicht, hätte hier auf Homers ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ (Il. IV, 43) verweisen sollen, das Voß übersetzt, „willig, obgleich unwilligen Herzens". Jede Verschwendung thut einem guten Herzen wohl; wie vielmehr die der grenzenlosen, sich selbst verleugnenden Hingabe! An sich selbst zu denken ist dem Liebenden unmöglich. Beim Schlusse schwebt das Wort des Heilands vor, daß wer sein Leben verliert, es findet (Matth. 10, 39).

6. Hermann und Dorothea.

Die nächste Veranlassung zu unserer Elegie gab das plumpe, in den gröbsten Anzüglichkeiten und den gemeinsten Persönlichkeiten sich ergehende Machwerk Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen, welches die Dyksche Buchhandlung in Leipzig gegen die

*) Das zu freue gehörende mich nur tritt etwas matt nach; freilich könnte man gerade darin die Erschöpfung der leidenschaftlichen Klage finden.

Xenien losgelassen hatte. An Schiller sandte Goethe am 5. Dezember 1796 (sein letzter Brief war vom 30. November) sein Exemplar der Schrift mit der Bemerkung: „Es ist lustig zu sehn, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist.“ Diese hohe Gesinnung und sein herzliches Glück treten gerade in unserer Elegie hervor, die er am 7. Schiller übersandte. Wahrscheinlich war sie bei dem herrlichen Winterwetter am Anfange des Dezembers entstanden, wo ihn eine sehr schöne Eisbahn anzog, vielleicht am Abend des 5., eines „sehr heitern Tages“, nach dem er den Brief an Schiller geschrieben hatte. „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünsche“, schreibt er an Schiller. „Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittesmal über die Alpen zu gehn, enthalten, und so werde ich weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise, fortfahren. Mit dieser, wünschte ich, eröffneten Sie das neue Jahr der Horen, damit die Menschen durchaus sehen, daß man auf alle Weise fest steht und auf alle Fälle gerüstet ist.“ Schon vorher hatte er gegen Schiller geäußert, nach dem tollen Wagstück der Xenien müßten sie sich jetzt bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und „ihre poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln“. Neben Hermann und Dorothea sollten auch die neuen Elegien in dieser Weise wirken, im Gegensatz zu den losen römischen Elegien. Auf Schiller machte die neue Elegie „einen eigenen

tiefen, rührenden Eindruck", der keines Lesers Herz, wenn er eines habe, verfehlen könne. Die nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz gebe ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe, schöne Ruhe mische sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es sei ihm eine neue trostreiche Erfahrung, wie der poetische Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringe und durch einen einzigen Schwung, den er sich selbst gebe, aus diesen Banden heraus sei, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehn könnten. Aber beim Publikum sei in den nächsten zwei, drei Monaten noch keine gerechte Stimmung zu erwarten; ihre Gegner würden sich in dieser Zeit durch die Heftigkeit und Plumpheit der Gegenwehr noch mehr in Nachtheil setzen und die Bessergesinnten gegen sich aufbringen; dann wäre es Zeit mit der Elegie hervorzutreten und den Triumph dadurch zu vollenden. Goethe war es zufrieden, daß die Elegie noch ruhe, da er nicht Schiller eine Vertheidigung aufnöthigen wollte, die trotz ihrer Herrlichkeit die Gegner wieder gegen die Horen aufreizen könnte; er werde sie indeß in der Handschrift, bemerkte er, Freunden und Wohlwollenden mittheilen; aus Erfahrung wisse er, daß man bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht bekehren könne, aber seine Freunde zu stärken Ursache habe. So theilte er sie auch der Herzogin mit, durch die sie Frau von Stein erhielt. Diese noch immer gegen ihn sehr verstimmte Freundin fand sie recht poetisch schön und wie Anakreon gesungen habe; nur die Erwähnung der „Gattin", bei der man an die Vulpius denken müsse, verderbe ihr immer die Illusion. Die Elegie erschien zuerst in den neuen Gedichten am Ende der Elegien; hier aber waren manche Stellen unter Schlegels Beihülfe geändert worden. Der Abdruck in der zweiten Ausgabe

zeigt mehrere Abweichungen.*) Die dritte Ausgabe stellte V. 3 sich und 34 nah her, brachte aber 35 irrig Deutsche statt Deutschen; die Ausgabe der letzten Hand gab unverändert die dritte wieder. Dem epischen Gedichte Hermann und Dorothea wurde unsere Elegie erst 1820, und zwar nach dem Abdrucke der zweiten Ausgabe der Werke, vorgesetzt.

Die Elegie beginnt mit dem selbstbewußten Gefühl, daß er sich keines der ihm gemachten Vorwürfe zu schämen habe, die nur von beschränkten, keiner edelmenschlichen Beurtheilung fähigen Seelen ihm gemacht werden könnten (V. 1—14). Properz und Martial deuten auf die Elegien, die Epigramme und Xenien hin, die man sittenlos und muthwillig schalt, während er sich rühmen darf hier im Sinne der Alten gedichtet zu haben, die er nicht vergessen, sondern nach Italien mitgenommen habe, wo sie ihm im Anschauen der südlichen Natur, der Trümmer, Bildwerke und Erinnerungen der alten Welt erst recht lebendig geworden.**) Er braucht sich nicht zu schämen, daß er treu bestrebt gewesen, Natur und Kunst zu erkennen und sich durch keinen Namen und kein Dogma die reine Anschauung trüben ließ. Sowohl Name wie Dogma geht auf die von ihm bekämpfte allgemein geglaubte newtonische Farbenlehre. Er hat sich durch die äußern Lebensverhältnisse nicht bestimmen lassen, seine reine Menschennatur zu verändern und zu heucheln, sondern

*) In dem Drucke von 1800 steht V. 7 „Daß des Lebens bedingender Drang nicht den", 23 Schüret (statt Schüre!), 34 nach, Druckfehler statt nah, 41 dann statt des wohl auf Druckfehler beruhenden denn und das Ende, 42 Des Jahrhundertes.

**) Die Schule hüten bildete Goethe wohl nach Ladenhüter, worunter man solche Waaren, besonders Bücher versteht, die man nicht los werden kann. Aehnlich sagt man auch das Haus, das Zimmer, das Bett hüten, im Sinne von nicht verlassen.

vielmehr sich so gezeigt, wie er ist, auch die sinnliche Liebe nicht verleugnet, die zum vollen Menschendasein nothwendig ist.*) Alle diese Vorwürfe können nur gemeine Naturen ihm machen; der Muse, dem Drange seiner Natur, ist er gefolgt, und ihr muß er allein folgen, mögen selbst wohlwollende und treffliche Männer sich in manches nicht finden können und ihn vielfach anders wünschen, wie Herder, Jacobi u. a.; fühlt er ja, daß er nur durch sie wahrhaft lebe, daß sie ihn innerlich frisch und gesund erhalte, und er darf hoffen, daß sie ihn auch bis ans Ende so begleiten werde.

Der zweite Theil des Gedichtes führt genau anknüpfend das aus, was sein Glück bilde, ein herrliches Bekenntniß, das uns beweist, wie hoch er über seinen armseligen Gegnern steht, die ihm eitle Ehrsucht und ein schlechtes Herz zuschrieben. V. 15--18. Zunächst bittet er die Göttin um ein gesundes Alter, da der Lebensfrühling, wie ihm sein nicht mehr reich von Locken umwalltes Haupt zeigt, für ihn vorüber sei, wobei er launig darauf hindeutet, daß er jetzt wohl der Kränze bedürfe, wie Julius Cäsar, um den Mangel des Haares zu ersetzen.**) Hieran knüpft sich der Gedanke, daß er keinen Ruhm verlange; gelinge ihm irgend etwas der Muse Würdiges, so möge diese doch den Lorbeerzweig so lange grünen lassen, bis sie ihn einem Würdigern reiche (V. 19 f.). Für sich verlangt er nur das Glück eines heitern Familien- und Freundeslebens (V. 21—25). Rosen-

*) Des Lebens Drang, die auf uns eindringenden Lebensverhältnisse, welche die meisten verändern (ihr Verhalten und Sein bedingen). — Die Maske der Heuchelei ist dürftig, armselig, weil sie äußerer Rücksichten wegen die Welt täuschen will.

**) Nach Suet. Caes. 45 war das vom Senat und Volke ihm zuerkannte Recht, immer einen Lorbeerkranz zu tragen, ihm sehr lieb, und er machte davon sehr gern Gebrauch, um seine Glatze zu verbergen.

kränze wünscht er zum heitern Mahle statt des Lorbeers. Das häusliche Leben bezeichnen anmuthig V. 22 f. Es ist wohl einer der großartigsten Züge von Goethes männlichem Muthe, daß er zu einer Zeit, wo die Gegner der Xenien auf seine Christiane und seine Kinder die frivolsten Angriffe machten, das Glück öffentlich aussprechen wollte, welches seine Gattin (denn als solche wollte er Christianen anerkannt sehen) und sein Knabe ihm bereiteten.*) Schiller selbst, der über Goethes Verhältniß zu Christianen übel zu sprechen war, scheint dies stark gefunden und derbe Erwiederungen darauf befürchtet und nur deshalb den Druck des Gedichtes gehindert zu haben. An Wein und gleichstimmigen Freunden, die sich mit ihm freuen und sich, wie er, beim Mahle kränzen, darf es gleichfalls nicht fehlen (V. 25 f.) Vielleicht schwebte dem Dichter hierbei Klopstocks Ode der Rheinwein vor, in welcher dieser freilich nur mit einem Freunde sich zum Genusse des Rheinweins und edler Freundschaft einschließt. Aber auch Abwesende werden ihrer Verdienste wegen im Kreise der Freunde gefeiert, und so erschallt der Trinkspruch auf den berühmten Philologen Fr. Aug. Wolf, der, wie Goethe damals noch fest glaubte, ein weitleuchtendes Licht dadurch der Welt aufgesteckt hatte, daß er die beiden großen homerischen Gedichte für spätere künstliche Zusammenfügungen verschiedener Lieder mehrerer homerischer Sänger (Homeriden)**) erklärte, wo-

*) Die frühere Lesart schüret verdient den Vorzug, da nur so die Stellung von schüret und werfe am Anfang des Verses sich erklärt. V. 22 sollte Vordersatz sein. Daß in der zweiten Ausgabe schüre absichtlich geändert war, zeigt die in derselben befolgte Interpunktion (Ausrufungszeichen nach Feuer und dazu).

) Wolf Prolegomena p. XCVIII: In Homeri (carminibus) plurimorum studia haesisse et quasi **familiam quandam exstitisse **Homeridarum**, quae primum apud Chios, deinde

durch er ihm (und deshalb gilt ihm gerade Goethes Trinkspruch) den Muth gegeben, sich selbst im Epos zu versuchen (V. 27—30).*) Dieses Lob Wolfs dient nur als Uebergang zur Ankündigung, daß er den versammelten Freunden sein neuestes homeridisches Gedicht vortragen wolle (V. 31—40), wobei er launig wünscht, daß Wein und Freundschaft sie zu einem geneigten Urtheil stimmen möchten. Den Stoff desselben bezeichnet er als einen deutschen, dem ländlichen Bürgerstande angehörigen**), als Geist und Ton den heiter gemüthlichen der vossischen Luise.***) Aber auch des traurigen geschichtlichen Hintergrundes gedenkt er, doch zugleich mit dem ungebrochenen Muthe, der bei aller Verwirrung der Zeit aus dem Helden und der Heldin spricht. Als Lohn für sein Lied, das sie zu Thränen rühren und ihre Seele bewegen soll, verlangt er keinen Ruhm, sondern nur den innigen Beifall des Herzens. Nach dem Vortrage des Gedichts aber wollen sie sich weise unterhalten (V.

---

alibi hanc (rhapsodorum) artem exerceret, multorum testimoniis confirmatur. XCIX: Nullum prope fuisse rhapsodum, quin idem probabilis esset poeta, manifesta historiae vestigia arguunt.

*) „Die vollere Bahn" ist die, in welcher viele um den Kranz wetteifern, unter denen man es leichter versuchen kann mitzukämpfen, als wenn man mit dem einen großen Homer ringen sollte.

**) „Die stillere Wohnung" im Gegensatze zu dem geräuschvollen Leben der Städte. Der mit der Natur in naher Verbindung stehende Landmann erzieht sich zur reinen Menschlichkeit, im Gegensatz zu dem überbildeten, der Natur fremden Städter. Vgl. Schillers Spaziergang 51 ff.

***) Das Gedicht wird nach dem Hauptinhalt bezeichnet, der unerwartet raschen Trauung Luisens am Polterabende mit dem jungen Pfarrer. Am 6. Dezember 1796, als unsere Elegie bereits vorlag, schrieb Goethe an Voß, er werde nicht verschweigen, wie viel er bei seinem neuen epischen Gedichte unserm Volke und Voß schuldig sei; dieser habe ihm den Weg gezeigt und Muth gemacht.

41 — 46), wie bei Klopstock in der genannten Ode die Freunde ihre Sorgen durchsprechen und dann der großen Männer gedenken. Die Zeit selbst, die sie alle schwer geprüft hat, mahne ja dazu und lehre sie freudig manchem entsagen. Die schrecklichen Schicksale, die sie erlebt haben (die Thaten und Leiden von einzelnen bedeutenden Menschen und Völkern, von denen sie Zeuge gewesen) führen sie in ihr eigenes Herz zurück, dessen Glück das höchste Gut ist. So tritt hier in einem herrlichen Bilde das, was Goethe als das Glück seines Lebens bezeichnet, im Gegensatz zu dem Fratzenbilde hervor, das man aus ihm gemacht, und selbst sein neues, deutsches Bürgerleben schilderndes Gedicht, das er ankündigt, soll nicht den Dichterlorbeer ihm bringen, sondern nur seine Freunde rühren und erfreuen, wie er es an Schiller und dessen Gattin und andern Freunden erfahren hatte.



Episteln.

Der dem Jahre 1814 angehörende Vorspruch deutet einfach auf die durch die Verhältnisse gehinderte Absicht, eine Reihe solcher Episteln zu dichten.

Ueber die Entstehung der Episteln im Herbste 1794 vgl. B. I, 226 ff. Sie erschienen in den beiden ersten Heften der Horen von 1795. Von den neuen Gedichten (1800) waren sie ausgeschlossen, weil der Dichter sie fortzusetzen gedachte. In der zweiten Ausgabe erhielten sie viele Veränderungen, von denen manche vielleicht schon im Jahre 1800 versucht waren.*)

*) In dem ersten Briefe stand ursprünglich V. 2 ungedultig, 6 andre, 12 Unserer und noch besondrer (statt ganz vorzüglich), 14 gesehn, 18 Glänzend und es (statt mir), 19 mir (statt süß), 24 „trotzen; denn freilich", 31 „es liest nur ein jeder", 38 „Soll ich sagen, wie ich es denke? so scheint mir", 40 gerne, 41 „macht nicht meinen, denn was", 45 „Schmeicheln, sprichst", 53 besser, wo (ohne da) 57 „Stadt die den geflügelten Löwen", 60 „ward ich verschlagen aus", 62 betreten, 67 „Und der Noth vollkommen vergessen", 70 „Weniger bat ich den Wirth mir zu reichen", 79 muß, 88 Müßt, 91 Spotte, 92 „Nur Hans ohne Sorge genannt und von", 94 Tische, 101 Bauche. Im zweiten Briefe fand sich in den Horen V. 1 Stirne, 5 „mir: es möchte", 14 „Manches hat die Jungfrau zu schaffen", 18 „sich trinkbar", 19 „Saft für künftige Jahre", 21 „Daß der Trank sehr geistig", 22 „Laß die andre die Küche besorgen", 27 „was die Jahreszeit ihr bringt", 29 „und kaum reift ihr der", 30 „Denkt sie schon den Vorrath des Winters", 31 „Gähret ihr schmackhaft der Kohl", 32 „lüftige Kammer bewahrt die", 34 „Und wenn etwas mißlingt", 35 „wenn dein Schuldner davon geht und dir den", 42 getheilet, 44 „So erzeuge dir selbst, patriarchalisch, ein kleines", 50 „Wie vermehrt sich das Nähen und Flicken und Waschen und Biegeln", 54 „ein Dutzend Mädchen", 55 f. „sich selber Arbeit genug". Ueber den Schreibfehler 1, 18 Glänzend statt Glänzet vgl. den Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 51. f.

Die dritte Ausgabe brachte nur ein paar unbedeutende Verbesserungen*); die Ausgabe letzter Hand hat zweimal (V. 80. 102) unserer statt unsrer gesetzt, und V. 40 wieder unsre statt unsere.

Lebendige Frische und schalkhafte Heiterkeit, sprechende Anschaulichkeit, reizende Anmuth, reiner Redefluß und weise Sinnigkeit, die jeden Gedanken in ein anziehendes Gewand zu kleiden weiß, zeichnen die beiden Episteln aus, die sich wohl den horazischen an die Seite stellen dürfen, wenn auch die angeredete Person nicht näher bestimmt wird, diese nur als ein wohlhabender für das Beste der Seinen besorgter Familienvater erscheint. Der Vers- und Periodenbau ist glücklich der gewöhnlichen Umgangssprache genähert, ohne dieser zu verfallen. Den Gegenstand der Briefe bildet die Schädlichkeit der Bücher. Der Dichter hält im ersten Briefe die Sache nicht für so gefährlich, indem er launig ausführt, daß Bücher selten großen Einfluß üben, ein Paradoxon, mit dem es ihm eben nicht zu ernst gemeint ist, das eigentlich nur die zu große Sorge von dieser Seite mäßigen soll. Im zweiten Briefe weist er eben so launig die Sorge zurück, daß Mädchen durch vieles Lesen von Liebesgeschichten verführt würden. Wie er im ersten durch eine lustige Geschichte den Satz belegt, daß jeder nur das gern liest, was seiner Neigung und Ansicht entspricht, erfreut er uns im zweiten durch die Schilderung der im Keller, in der Küche, im Garten und mit weiblichen Arbeiten beschäftigten Töchter des Hauses, wobei er auf die neue, viel Arbeit machende Kleidertracht der Frauen launig hinweist. Ursprünglich hatte die zweite Epistel noch einen zweiten

*) Im ersten Briefe V. 40 unsere statt unsre. Im zweiten war in der zweiten Ausgabe V. 9 es nach als ausgefallen; die dritte setzt dafür wohl ein.

Theil, in welchem der Dichter wohl auf das so sehr bedauerte Romanlesen einging, das man leicht hindern könne, wenn man es an sonstiger geistiger Unterhaltung und Kunstübung nicht fehlen lasse. Auch dieser Theil war wenigstens im Entwurfe fertig. Da Goethe ihn später zu einem eigenen Briefe machen wollte, von dessen Ausführung aber durch andere Beschäftigungen sich abhalten ließ, so ging derselbe verloren. Die Quartausgabe hat nur folgendes Stück eines dritten Briefes erhalten:

Auch die undankbare Natur der menschlichen Seele
Immer zu weiden, mit Gutem zu füllen und immer zu sätt'gen.
Was uns nur wiederkehrend die Kreise des wandelnden Jahres
Auch an Früchten uns*) bringen und mannigfaltiger Anmuth.
Denn der Körper verlangt und ist bequem zu ersätt'gen:
Fülle bringt ihm das Jahr an wiederkehrenden Früchten,
Und die Erde gewährt ihm tausendfältige Nahrung.
Auch es ist ihm vergönnt sich in dem Garten der Liebe
Reichlich zu weiden und Freude vertauschend sich schön zu erquicken.
Aber die Seele begehrt und sie wird nimmer befriedigt;
Denn sie bildet sich ein, sie sei von höherem Ursprung,
Durch ein unwürdiges Band an ihren Gatten gefesselt.
Da beträgt sie sich übel im Hause; die hohen Verwandten
Liegen ihr immer im Sinn, und Sehnen nach jenen Palästen
Läßet ihr keine Ruh und raubt ihr den zärtlichen Antheil
An dem stilleren Haushalt und an der engeren Wohnung.
Ja, sie verachtet sogar die eigenen Kinder des Gatten.

Offenbar haben wir hier, was man längst hätte sehn sollen, zwei verschiedene Fassungen desselben Gedankens; die in den vier ersten Versen gegebene Ausführung genügte dem Dichter nicht; deshalb versuchte er im folgenden eine neue. Auch diese Stelle bezog sich auf das Lesen der Bücher, dessen Nothwendig-

*) Das doppelte uns beruht nur auf einem Versehen der raschen Niederschrift, wie auch V. 8 es erst nach ihm folgen sollte; es ist an der ersten Stelle zu streichen.

keit dadurch begründet werden sollte, daß die Seele Nahrung verlange, wozu der Dichter sich eine humoristische Ausführung des Gedankens, daß die höhere Natur der Seele geistige Nahrung verlange, ersonnen hatte, in launiger Darstellung des platonischen Satzes (Phaed. 18), daß die Natur, da sie Seele und Leib verbunden, die eine, weil sie göttlich sei, zu herrschen, den andern, als sterblich, zu dienen angewiesen habe.

Erster Brief. Der Freund hat den Dichter aufgefordert, über die Schreib- und Lesesucht der Zeit sich in Briefen auszulassen, die zuerst in seine Hände kommen sollen, so daß durch seine Bemerkungen darüber ein fortlaufender Faden sich bilde. Hatte er ja mit Schiller sich ähnliche Briefe über die Kunst vorgesetzt, in welchen freilich beide Theile ihre Ansichten gegeneinander aussprechen sollten, während hier die Briefe des Dichters in sich ein Ganzes bilden sollten. Herder hatte im vorigen Jahre eine Sammlung von Briefen zur Förderung der Humanität herauszugeben begonnen. Unser Brief hebt mit der launigen Bemerkung an (V. 1—10), der Freund, der so gegen die Menge der Bücher eifere, verleite ihn selbst ja zur Vermehrung derselben, da er ihn antreibe, er solle, wie andere, durch ein Buch zu einem neuen eben über dieses sich verleiten lassen, über das Schreiben von Büchern überhaupt sprechen (wobei die Laune sich auch in dem alliterirenden häufig **m** in V. 5 verräth), wodurch er wieder andere zur Aeußerung ihrer Meinung veranlasse; doch beruhigt er sich damit, dieses sei ein allgemeines Recht, das sich niemand nehmen lasse, wobei das gewählte Gleichniß durch den vorhergehenden bildlichen Ausdruck von der schwankenden Woge veranlaßt ist.*) Sodann geht er zur

---

*) Der Wind und der Morgen, eine beliebte Hendiadys für Morgen-

Frage des Freundes über, was ein Verein edler Männer und die Fürsten gegen gefährliche Bücher thun könnten, lehnt aber die Erwägung einer so ernsten Frage mit Beziehung auf die vergnügliche Stimmung ab, in welcher er sich eben befinde (V. 11—21). Goethe selbst war einem strengen Einschreiten von Seiten der Regierung, wie es Herder später wünschte*), nicht geneigt, weshalb er auf leichte Weise darüber hinweggeht, nur auf den einen Punkt läßt er sich ein, daß Bücher im allgemeinen nicht die große Wirkung üben, wobei er aber nur an Schriften sich hält, die eine bestimmte Ansicht zu verbreiten sich vorsetzen. Das Gelesene vergißt man gleich, wie seine eigenen im Spiegel gesehenen Gesichtszüge (V. 22—27). Bücher können so wenig als Reden Gesinnungen der Menschen ändern, bloß darin bestärken oder demjenigen, der noch bestimmbar ist, andere Ansichten geläufig machen, ohne daß sie bei ihm haften (V. 28—37). Nur das Leben gibt dem Menschen seine Richtung; Meinungen anderer, die unserer Anschauung nicht gemäß sind, hören wir, wie geschickt sie auch dargestellt werden, ohne daran zu glauben; nur was uns schmeichelt, nehmen wir willig auf (V. 38—47).**) So gefällt auch Homer ja nur dadurch allgemein, daß er allen sich einschmeichelt, dem Helden und dem Bürger sich anziehend macht (V. 48—55).***) Vielleicht schwebt dem Dichter der sprichwörtliche Vers Theokrits (XVI, 20) vor:

---

wind, wenn nicht etwa der Morgen auf die sonstige Witterung des Morgens gehn soll.

*) Adrastea VI, in dem Auffatz Atlantis. Wie er hier eine Kritik des Staates als Heilmittel forderte, so früher in den Humanitätsbriefen (Brief 96) einen Bund der Guten.

**) V. 45 ist Sprich statt Spricht ein seit der Quartausgabe fortgepflanzter Druckfehler.

***) V. 50 muß nach sei Fragezeichen gesetzt werden.

„Wer noch hört einen andern? Genug ist allen Homeros".*) Das wußte auch jener Straßensänger zu Venedig, der durch seine utopische Geschichte alle erheiterte, weil ihnen ein solches Schlaraffenland erwünscht scheinen mußte (V. 56 bis zu Ende). Darauf führt zunächst die Erwähnung des Bettlers in seinen Lumpen (V. 55). Aus Venedig schreibt Goethe am 3. Oktober 1786: „Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im venetianischen Dialekt Geschichten erzählte; ich kann leider nichts davon verstehn; es lacht aber kein Mensch, nur selten lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Klasse besteht." Am nächsten Tage hat er noch zwei solcher Kerle „auf dem Platze und Ufersteindamme" Geschichten erzählen hören. Die geflügelten Löwen (vgl. Epigramm 20) deuten auf den Löwen des Marcus, des Schutzheiligen von Venedig, hin, den man dort überall sieht. Die Geschichte ist eben so geschickt nach ähnlichen, im Geschmack des müssig sich umhertreibenden Volkes erfunden, als mit bester Laune und spielender Leichtigkeit ausgeführt. Dort herrscht eben die umgekehrte Welt, was wir zunächst an der schrecklichen Beleidigung sehen, welche der Wirth darüber empfindet, daß der Gast eine Rechnung verlangt, da doch alles aus reiner Gastfreundschaft gegeben werde, dann aus der Rede des Richters vernehmen, die den entschiedensten Gegensatz zu dem Rathe des alten Hesiod an seinen Bruder Perses (Erg. 284—324) bildet. Auch Hesiod gedenkt des Ruders mehrfach.

Zweite Epistel. Der Dichter knüpft an die Erwiederung des Freundes an, der seinen Unmuth darüber verrathen, daß

*) Τίς δέ κεν ἄλλου ἀκοῦσαι; ἅλις πάντεσσιν Ὅμηρος.

dieser eine so ernste Frage zu leicht genommen und schalkhaft erwiedert, dabei besonders hervorgehoben hatte, wie verderblich die Liebesgeschichten, womit so viele Dichter die Welt überschwemmen, für die Mädchen seien. Heute verspricht er sich bedächtiger zu zeigen. (V. 1—8).*) Aber auch diesmal geht er auf die Verderblichkeit der neuern Dichter nicht ein, sondern gibt nur den Rath, den Mädchen nach ihren Neigungen häusliche Geschäfte als ihr Reich anzuweisen; dann werde keine von ihnen nach einem Buche greifen. Auch hier weiß er wohl, wie wenig damit allein ausgerichtet ist, aber er will eben nur auf einen großen Mißstand hindeuten, daß man den Mädchen nicht genug ihrer Thätigkeit entsprechende Beschäftigungen, in denen sie leben und weben, anweise.**) Daß damit ursprünglich der Brief nicht vollendet sein sollte, ist bereits oben bemerkt. Die Schilderung der Thätigkeit der Mädchen im Hause, die den größten Theil des Briefes einnimmt, zeichnet sich durch treffende Beobachtung, leichte Anschaulichkeit und feine Laune aus. Daß er einem der Mädchen den Keller anvertraut, mag er aus seinem väterlichen Hause genommen haben, wo die Mutter und in deren Vertretung auch wohl die Schwester, sich der Pflege der Weine eifrigst zu-

---

*) Statt verlangst (V. 3) erwartete man verlangtest. Der Dichter betrachtet aber das Verlangen als noch jetzt bestehend. Seine einzige Entschuldigung ist, daß er eben schalkhaft gestimmt gewesen, während er in der ersten Epistel sein Ablehnen der ernsten und wichtigen Frage seiner vergnüglichen Stimmung zugeschrieben hatte. Dieser Widerspruch ist hier ohne jeden Anstoß, da der Dichter sich seines frühern Briefes nicht so genau zu erinnern braucht.

**) „Die Mädchen sind gut", sie neigen an sich nicht zum Bösen hin (im Gegensatz zu der pessimistischen Ansicht von der Neigung zum Bösen, die auch Ovids Wort ausspricht: Nitimur in vetitum cupimus semperque negata), es kommt nur darauf an, ihnen die angemessene häusliche Thätigkeit als Bereich anzuweisen.

wandte.*) Auch seine Christiane sorgte wacker für Küche und Keller, und den Zug, daß der Garten besonders für die Küche in Anspruch genommen werde, nahm er wohl gleichfalls von ihr. Schließlich bemerkt er, der Haushalt in einem wohlhabenden Hause biete so viel Beschäftigungen, daß man einem ganzen Dutzend Mädchen Arbeit genug geben könne, besonders da diese ihrer Natur nach, wenn sie etwas übernommen haben, sich gern noch über das Bedürfniß hinaus damit zu thun machen.

---

*) V. 20 war zuerst irrig leeren statt schöpfen geschrieben. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 60 f. — V. 21 ist die jetzige Wortstellung aus prosodischem Grunde gewählt. — V. 40. Verdammt ist, wenn sie die Besorgung hat. — Jugendbeglückende Früchte, vom Obst, das die Kinder so sehr lieben, nach dem Sprichwort: „Willst du wissen, wie Kirschen schmecken, so mußt du Kinder und Spatzen fragen“.

Epigramme.

Venedig 1790.

Der Vorspruch aus dem Jahre 1814 sagt in anderer Weise dasselbe, was Epigramm 47. Daß alle diese Epigramme während des Aufenthaltes in Venedig entstanden und zum Bilde seines dortigen Lebens gehören, trifft freilich eben so wenig zu, als daß er dort sich ganz behaglich gefunden; ist das Büchlein ja vielmehr großentheils von Unmuth eingegeben. Dem Dichter selbst schwebte der Geist seiner Epigramme nicht mehr deutlich vor, als er den Vorspruch dazu dichtete.

Am 31. März 1790, den Mittwoch vor Ostern, kam Goethe nach einer zuletzt vergnüglichen Reise in Venedig an, wo er mit der Herzogin Mutter von Weimar zusammentreffen sollte; ihre Ankunft verzögerte sich aber bis zum 6. Mai. In der Zwischenzeit waren mehr als hundert der Epigramme entstanden. Vgl. B. I, 217 ff. Am 23. April hatte er an Knebel ein Blättchen Epigramme gesandt, auf welchem sich außer Nr. 37—40. 43—45 und 48 zwei später nicht aufgenommene befanden. Das erste zwischen Nro. 43 und 44 gehörende lautet:

Vier gefällige Kinder hast du zum Gaukeln erzogen,
Alter Gaukler, und schickst nun sie zum Sammeln umher.
„Meine Güter trag' ich bei mir", so sagte der Weise*);
„Meine Güter," sagst du, „hab' ich mir selber gemacht."

Auf eines dieser vier Kinder, die Nr. 39 ff. besungene Bettine, bezieht sich das andere, von dem der gar zu freien Aeußerung wegen nur der Anfang bekannt ist:

Zürnet nicht, ihr Frauen, daß wir dies Mädchen bewundern.

Auf dem Blättchen Epigramme, das Goethe den 28. an Frau von Kalb sandte, standen außer Nr. 14. 16. 20. 27. 42. 49 und 76 zwei unterdrückte. Das eine, gleichfalls auf Bettine bezügliche, begann:

„Ich empfehle mich Euch, seid wacker!"**) sagst du und reichest

*) Bias von Priene.

**) Dazu bemerkt Goethe: „Mi raccomando, Signori! da bravi, fatevi bravi! ist der Zuruf, den Gaukler und Taschenspieler brauchen, wenn Geld eingesammelt wird."

Mir dein Tellerchen dar, lächelst und dankest gar schön.
Ach, empfohlen bist du genug,

das andere, gleichfalls nicht ganz mitzutheilende:

H'raus mit dem Theile des Herrn! h'raus mit dem Theile des Gottes!

Nach seiner am 20. Juni erfolgten Rückkehr schrieb er an seinem „Büchlein Epigramme“ ab, von denen freilich viele lokal seien und nur in Venedig genossen werden könnten. Vielleicht war es damals, wenn nicht erst nach der Rückkehr von seiner schlesischen Reise, auf der er mehrere Epigramme schrieb*), daß er eine Sammlung derselben der Herzogin Mutter widmete. Nach Burkhardt, der dieselbe im Nachlasse der Herzogin auffand**), bildete die Widmung das bei der spätern Anordnung unterdrückte Distichon:

Sagt, wem geb' ich dies Büchlein? Der Fürstin, die mirs gegeben***),
Die uns Italien jetzt noch in Germanien schafft.

Außer diesem bestand die Sammlung aus 74 auf einzelne ungeordnete Blätter geschriebenen Epigrammen. Von den in der spätern Anordnung sich findenden enthält sie 1. 4. 6. 7. 9. 10. 12. 14. 16—19. 22—24. 26—29. 31—35. 37—49. 51—55. 57. 68—71. 73. 75—77. 81. 83—95. 97. 99. 100. 102—104. 22 und 23 bilden hier eine Nummer. Außerdem finden sich hier das B. I, 218 mitgetheilte Epigramm, dann „Vier gefällige Kinder“ (S. 153), die drei oben nach ihrem Anfange angeführten „Zürnet nicht“, „Ich empfehle“, „H'raus mit“, eines, von welchem gleichfalls nur der Anfang mitgetheilt werden konnte: „Nackend willst du nicht neben mir liegen, du süße Geliebte: Schamhaft hältst du dich noch“ und folgende zehn:

---

*) In diese Zeit fällt wohl das Epigramm, woraus ein Distichon in Grimms Wörterbuch unter Eilfte steht.

**) Vgl. Gosches Archiv für Literaturgeschichte II, 512 f. Grenzboten 1872 IV, 274 ff.

***) Da er auf ihre Kosten die Reise nach Venedig gemacht hatte.

Ob erfüllt sei, was Moses und was die Propheten gesprochen*),
An dem heiligen Christ, Freunde, das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich: erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft. --
Viele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es dir selber erging.
Folgen mag ich dir nicht; ich möchte dem Ende der Tage
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.
Heute gehorch' ich dir doch und wähle den Weg ins Gebirge**);
Diesmal schwärmst du wohl nicht. König der Juden, leb' wohl! —
Offen steht das Grab! Welch herrlich Wunder! der Herr ist
Auferstanden! Wer glaubts! Schelmen, ihr trugt ihn ja weg.***) —
Was auch Helden gethan, was Kluge gelehrt, es verachtets
Wähnender christlicher Stolz neben den Wunden des Herrn.
Und doch schmückt er sich selbst und seinen nackten Erlöser
Mit dem Besten heraus, was uns der Heide verließ.
So versammelt der Pfaffe die edlen leuchtenden Kerzen
Um das gestempelte Brod, das er zum Gott sich geweiht.†) —

---

*) Die messianischen Weissagungen. Den Juden war ein gekreuzigter Messias ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit nach 1. Kor. 1, 23. „Moses und die Propheten" nach Luc. 16, 29. 31. An Herder schreibt Goethe einmal, das Testament Johannis begreife Mosen und die Propheten, Evangelisten und Apostel.

**) In den Evangelien besteigt der Heiland mehrfach einen Berg, wo das Volk zu ihm kommt (Matth. 5, 1. 15, 26), einmal, um zu beten (14, 23), ein andermal, um sich in seiner Verklärung zu zeigen (17, 1); vor seinem Leiden geht er „nach seiner Gewohnheit" (Luc. 22, 39) an den Oelberg. Hier ist wohl ein Ausflug aufs Land gemeint, welchen Goethe gleich am Charfreitag machte. Auf letztern bezieht sich der Gruß an den König der Juden, der heute, wo er im Grabe liege, wohl nicht schwärme.

***) Der launige Doppelsinn liegt darin, daß die Geistlichen in der Osternacht das Bild des Gekreuzigten aus dem in der Kirche gemachten Grabe (vgl. Epigramm 9) tragen, und nach den von Lessing herausgegebenen Fragmenten die Jünger den Leichnam ihres Meisters entwendeten, um seine Auferstehung glauben zu machen.

†) Hier ist das Sanctissimum, das Venerabile, die Monstranz mit der geweihten Hostie gemeint. Vgl. Epigramm 19.

Einen zierlichen Käfig erblickt' ich; hinter dem Gitter
Regten sich emsig und rasch Mädchen des süßen Gesangs.*)
Mädchen wissen sonst uns nur zu ermüden; Venedig,
Heil dir, daß du sie auch uns zu erquicken ernährst! —
Amerikanerin nennst du das Töchterchen, alter Phantaste?**)
Glücklicher hast du sie nicht hier in Europa gemacht. —
Lange sucht' ich ein Weib mir; ich suchte, da fand ich nur Dirnen;
Endlich erhascht' ich dich mir, Dirnchen; da fand ich ein Weib.***) —
„Wagst du Deutsch zu schreiben unziemliche Sachen?" Mein Guter,
Deutsch dem kleinen Bezirk leider ist griechisch der Welt.†) —
Wenn du schelten willst, so wolle kein Heiliger scheinen!
Denn ein rechtlicher Mann schweigt und verzeihet uns gern.††) —
Wenn ein verständiger Koch ein artig Gastmal bereitet,
Mischt er unter die Kost vieles und vieles zugleich.
So genießet auch ihr dies Büchlein, und kaum unterscheidet
Alles ihr, was ihr genießt. Nun, es bekomm' euch nur wohl!

Unter den Epigrammen fanden sich wohl manche, besonders am Schlusse, die vor die venediger Reise fallen und in der glücklichen Stimmung entstanden sind, die Goethe seine Elegien eingab.

Am 1. Januar 1791 schrieb er an Knebel, die Büchlein Elegien und Epigramme seien „so ziemlich gefaltet und

*) Am 3. Oktober 1786 schreibt Goethe von Venedig aus: „Hier (in der Kirche der Mendicanti) ist das Conservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön und herrliche Stimmen u. s. w." Das Ospitàle della pietà ist ein Findelhaus für Mädchen, die hierzu erzogen werden.

**) An den Vater Bettinens gerichtet. Vgl. oben S. 153.

***) Dirnchen bezeichnet hier ein Mädchen aus dem Volke, wie seine Christiane war, im Gegensatz zu den „schönen Damen der feineren Welt" (Elegie 2, 2).

†) Bitterer Spott, daß er, um von der Welt gelesen zu werden, nicht habe Deutsch schreiben müssen. Vgl. Nr. 29. 77. Was man Deutsch, demnach für einen nur kleinen Kreis, schreibt, versteht die Welt leider nicht.

††) Der, welcher arg schilt, verräth, daß er ein Heuchler sei, da er sich als heilig darstellen will.

gelegt“; die Herausgabe der erstern sei ihm von Herder widerrathen worden. Im Junihefte der deutschen Monatsschrift gab Goethe unter dem Titel Sinngedichte ein Dutzend dieser Epigramme in folgender Ordnung 2. 21. 8. 5. 25. 20. 13. das Epigramm „Einen zierlichen Käfig“ (oben S. 156). 30. 15. 11. 101; es folgte im Oktoberhefte ein zweites Dutzend, 96. 86. 90. 84. 95. 85. 87. 57. 51. 58. 97. Nach 85 stand folgendes später unterdrückte, das auf sein die Blumen begießendes Mädchen sich bezieht:

Ach! sie neiget das Haupt, die holde Knospe. Wer gießet
Eilig erquickendes Naß neben die Wurzel ihr hin?
Daß sie froh sich entfalte, die schönen Stunden der Blüte
Nicht zu frühe vergehn, endlich auch reife die Frucht.
Aber auch mir — mir sinket das Haupt von Sorgen und Mühe.
Liebes Mädchen! ein Glas schäumenden Weines herbei.

Die erste Reihe dieser Epigramme bezieht sich ganz auf Venedig, die zweite in der ersten größern Hälfte auf seine Liebe, in der zweiten auf die Freiheitsmänner, nur das Schlußepigramm weist auf den Süden hin. Von diesen Epigrammen der deutschen Monatsschrift fehlen in der der Herzogin Amalia gewidmeten Sammlung alle im Juliheft gegebenen mit Ausnahme des später unterdrückten, von denen im Oktoberhefte nur 96 und das eben angeführte „Ach! sie neiget“.

Von da an blieben die Epigramme bis zu Goethes Verbindung mit Schiller liegen. Ueber die Verhandlungen mit diesem wegen der Aufnahme der Epigramme am Ende des Musenalmanachs vgl. B. I, 226—228. 234. Schiller hätte wohl am liebsten nur die wirklich auf Venedig bezüglichen Epigramme aufgenommen, mit Ausscheidung der auf sein Liebesverhältniß, die Politik und Naturwissenschaft bezüglichen. Sie erschienen im Musenalmanach unter dem Titel: Epigramme. Venedig

1790, mit dem Worte des Martial: Hominem pagina nostra sapit („Mein Buch schmeckt nach Leben"); auf der Rückseite stehen die lateinischen Verse des Horaz (sat. I. 4, 137—139):

> Ich denke bei mir dies,
> Lippe auf Lippe gedrückt, und habe ich Muße gewonnen,
> Werf' ich es auf das Papier. Dies ist von den kleineren Fehlern
> Einer, von denen ich sprach.

Es fehlt hier nur das herrliche Gedicht auf den Herzog (jetzt Nro. 35), das er in dieser Verbindung nicht aufzunehmen wagte. Weder in der Sammlung der Herzogin Mutter, noch in den Sendungen an Knebel und Frau von Kalb, noch in der Monatsschrift finden sich von den Epigrammen des Almanachs 3. 50. 56. 58—67. 72. 74. 78—80. 82. 98, die, besonders die gegen die Freiheitsmänner und die auf Newtons Farbenlehre gerichteten, jünger sein werden. Als Goethe im Sommer 1799 die Epigramme zur Aufnahme in seine neuen Gedichte durchging, fand er sie prosodisch liederlicher als die beiden Bücher der Elegien gearbeitet, doch ließen sie sich, meinte er, am leichtesten verbessern, wobei oft Ausdruck und Sinn mit gewinne. Als er am 20. März 1800 sie an A. W. Schlegel zur Durchsicht sandte, äußerte er, dieser werde vielleicht eines oder das andere, sollte es zu widerspenstig sein, aussondern, wie das mit dem doppelten überall (26), doch auch dieses wußte er zu bewältigen. Goethe selbst hatte schon manches verbessert. Epigramm 1 und 54 hatten die doppelte Zahl der Verse erhalten, in 28 und 90 war das ausgefallene erste Distichon wieder hergestellt. Diesmal erschien zuerst das dem Herzog gewidmete Epigramm als 34 b. In der zweiten Ausgabe der Werke wurde an mehreren Stellen die frühere Fassung hergestellt, auch anderes geändert, unter Beihülfe von H. Voß; die dritte brachte eine andere Fassung von Epi-

gramm 62 und eine metrische Verbesserung in 64. Die Ausgabe letzter Hand hat nur wenige Druckfehler verbessert, manche neue hinzugefügt. In der Quartausgabe sind drei Epigramme hinzugefügt, nach 49:

> Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beschäftigt,
> Morgen mein Liebchen zu sehn, das ich acht Tage nicht sah,

nach 60 „Wenn ein verständiger Koch“ (S. 156), nach 97 „Weit und schön ist die Welt“ (vgl. B. I, 318).

Spiegelt sich in den römischen Elegien die heitere Ruhe und süße Behaglichkeit des schönsten Liebeslebens eines begeisterten Künstlers und Dichters in der alten Weltstadt, so herrscht in den venediger Epigrammen der spottende Ton des Unmuths vor, gegen den alles, was den Anblick der mächtigen Lagunenstadt so bedeutend macht und was ihn selbst bei der ersten Anwesenheit so ergriffen hat, zurücktritt. Die Reise, schrieb er dem Herzog aus Venedig bei seinem zweiten Aufenthalte, habe seiner Liebe für Italien einen tödtlichen Stoß versetzt; die erste Blüte der Neigung und Neugierde sei abgefallen und er auf oder ab ein wenig smelfungischer (krittlicher) geworden. Gegen Herder äußerte er am 15. April 1790, er werde bis zur Zeit seiner Erlösung aus diesem Stein- und Wasserneste noch mancherlei Unterhaltung finden. So hören wir statt von den Glanzseiten der Stadt nur von Schmutz und Vernachlässigung, von der Beschränktheit des Volks, der Heuchelei und dem Betruge der Geistlichkeit; anziehend scheinen ihm fast nur die hübsche Bettine des alten Gauklers, die netten Mädchen der Spelunke (vgl. Epigramm 76) und das reizende Kind, dessen Liebe ihn beglückt, aber das letztere steht in gar keiner Verbindung mit der venediger Oertlichkeit, und in Widerspruch mit den Erinnerungen an seine nordische Geliebte (3. 26. 27. 28. 97), wie denn die betreffenden Epigramme auch

nicht in Venedig gedichtet sind, sondern wohl größtentheils dem Jahre 1789 angehören. Goethe fügte diese, da er sie von den römischen Elegien aussonderte, hier als einen gemüthlichen Abschluß hinzu, obgleich sie zu dem Büchlein des Unmuths und zu der Sehnsucht nach der heimischen Geliebten nicht passen. Zwischendurch schlingen sich Erinnerungen an die Heimat, nach welcher er zurückverlangt, und an frühere Zeiten, Betrachtungen über sich und scharfer, mit Venedig in keiner Verbindung stehender Spott auf politische und naturwissenschaftliche Verirrungen; auch fehlt es nicht an Rückblicken auf die schon vollendeten Epigramme und an Andeutungen über die Bestimmung des Büchleins. Zeigt dieses auch im Ganzen das Gegentheil des Ideals, eine nichtige, alberne und verzerrte Welt, so schweben doch über dem Ganzen frischer, freier Menschensinn und der verklärende Hauch dichterischen Geistes, der sich oft in lieblichen Anschauungen, glänzenden Bildern und gemüthlichem Sinnen verräth. Die Epigramme sind eben größtentheils ein dichterisches Tagebuch seines venediger Lebens, von dem nur die Betrachtung der Kunstwerke und seine Studien über Thierbildung ausgeschlossen sind, wogegen mannigfaltige in seiner Einsamkeit sich ihm aufdringende Gedanken eingeflochten werden. Der epigrammatische Ton ist überall glücklich den wechselnden Stimmungen entsprechend gehalten.

Erstes Epigramm. Seine Freude über das von Leben reichlich erfüllte Büchlein spricht sich höchst anmuthig in dem dichterisch gewendeten Wunsche aus, ihm dasselbe auf das Grab zu legen.*)

---

*) In der Sammlung der Herzogin Mutter und im *Almanach* fehlen die Worte „der ziegengefüßete — erklingen" (3—5), statt „und hören" steht 5 „lebendig", 7—10 fehlen, 11 beginnt „Und so ziere denn auch", 12 steht „Rolle, die er". Ursprünglich begann das Gedicht „Seinen Sarkophag verzierte". In den *neuen Gedichten* steht irrig nach V. 1 Punkt, 5 „Cymbeltrommeln".

Auf den Sarkophagen*) der Alten findet sich häufig das sogenannte Bacchanal mit dem trunkenen Silen, auf Handtrommeln (Tympanen) paukenden und Erzbecken (Cymbeln) zusammenschlagenden Bacchantinnen**), und mancherlei Bilder des Lebens, wie pickende Vögel und der Liebesgott mit der Fackel. Vgl. Goethes Brief aus Verona vom 16. September 1786. Fülle überwältigt den Tod, insofern dieses reiche Leben den Gedanken an den Tod nicht aufkommen läßt, was der folgende Satz näher bezeichnet, wo der stille Bezirk treffend den innern, für die Asche bestimmten Sarkophag bezeichnet.***) Wie er sein Grab nach alter Weise als einen Sarkophag bezeichnet, so sein Buch als eine Rolle. Umgeben soll wohl auf die aufgerollt über dem Sarkophag liegende Rolle deuten, wobei der Vergleich mit dem rings um den Sarkophag laufenden Reliefdarstellungen vorschwebt. Aber nur möglichst spät will er die Erde verlassen. Vgl. die Elegien I, 7 am Ende und das Epigramm „Viele folgten dir" (S. 155 V. 3 f.). Tritt auch im Anfange in der Hervorhebung des Heiden der Gegensatz der christlichen Zeit hervor, so verräth sich doch hier schon seine heidnische Neigung.

Zweites Epigramm. Glückliche Bezeichnung der folgenden Gedichte. Gleich beim Eintritt in Italien kommt ihm ein begeisternder Hauch von Virgils Geburtsort, Andes bei

*) Nebensächlich werden in Folge einer metrischen Verbesserung die Aschenkrüge (Urnen) genannt, welche mit ähnlichen bildlichen Darstellungen geschmückt waren.

**) Vgl. das erste der vermischten Gedichte V. 95 ff. und den Schluß des vierten Aktes des zweiten Theils des Faust. Bestimmte Dichterstellen schweben nicht vor, sondern Kunstdarstellungen. Selbst bei dem heisern Ton hat man nicht an den Gebrauch des lateinischen raucus zu denken. Silen ist hier wirklich heiser.

***) Mignon nennt ihn (Lied 4 4) „jenes feste Haus".

Mantua, entgegen, aber ihm als Reisendem können nur kleine Epigramme gelingen. *) Der dunkelblaue Himmel, die glänzende Sonne (vgl. Elegie 7), der mächtig vom Felsen herab sich ziehende Epheu**) und die an Pappeln aufgebundenen (gegatteten) Weinstöcke***) bezeichnen den Süden.

Drittes Epigramm. Eine ungemein reizende Klage über die Trennung von seinem geliebten Mädchen, seiner mit ihrem vier Monate alten Söhnchen in Weimar zurückgelassenen Christiane, an die er immer denkt. Der Gegensatz seiner anstrengenden, ihn bloß mit fremden, rohen und habgierigen Menschen in Verbindung bringenden Reise zu seinem häuslichen Glücke ist bezeichnend hervorgehoben. †) Am 13. März war Goethe mit seinem Diener Götz in einem Chaischen von Jena abgefahren, den 31. kam er in Venedig an; das schöne Wetter verwandelte sich bald in Schnee, heiterte sich aber später auf. Wenn der Dichter von zwanzig im Wagen verbrachten Tagen spricht, so trifft dies nicht zu, besonders da er in Nürnberg ausruhte. Wir haben uns diesen Stoßseufzer an einem der letzten

---

*) Ursprünglich stand V. 1: „Kaum erblickt' ich den blaueren Himmel, die glänzende Sonne", 1800: „die glänzende Sonn' an dem blaueren Himmel". Erst die zweite Ausgabe brachte die jetzige Lesart. V. 4 hatte schon die Monatsschrift laulicher, der Almanach und die neuen Gedichte laulichter, 5 die beiden erstern sich wieder die Musen.

**) „Zu Kränzen geschmückt", so prachtvoll am Felsen herabwachsend, daß er von selbst Kränze bildet.

***) Vgl. Hor. epod. 2, 10. Goethes Briefe vom 25. Februar und vom 16. März 1786.

†) In der ursprünglichen Fassung stand V. 2 schließt statt drängt, dann, wie auch noch im Almanach, 5: „Allen Freuden des Lebens hab' ich den Rücken gekehret", 8 „Wagen umher". In den neuen Gedichten fand sich 3 irrig schelte und 5 lautete: „Leider, ich wende den Rücken der einzigen Freude des Lebens", 12 waren die Worte „Postillone sind Herrn" passender in Klammern geschlossen.

Reisetage zu denken. Das Präsens wende steht lebhaft von der bis auf die Gegenwart dauernden Folge, wie diesen Gebrauch des Präsens sich Goethe auch sonst gestattet. Die widerspenstigen Lohnkutscher (Vetturine), Kellner (Kämmerer, camerière) und Lohndiener (der Bediente vom Platz, servidore di piazza) machen eine üble Gesellschaft. Auch die Posthalter (maestri di posta), bei denen die Postillone die den Reisenden gebietenden Herren machen, und das Zollhaus (dogana) bereiten ihm vielen Aerger. Der Dichter häuft hier absichtlich die unangenehmen Menschen, mit denen ein Reisender in Italien gequält ist (vgl. den Schluß seines Briefes vom 25. Oktober 1786), als Gegensatz zu seinem häuslichen Liebesglück, das er mit Rinaldos seliger Ruhe in Armidens Zaubergärten nach Tassos Dichtung (XVI, 18 ff.) vergleicht.

Viertes Epigramm. Eigenthümliche Wendung des Gedankens, daß der Duft, der ihm über Italien schwebte, geschwunden ist. Auch dieses Epigramm ist als auf der Reise nach Venedig gedichtet zu fassen, in Wirklichkeit ist es, wie die beiden frühern Epigramme, erst in Weimar hinzugekommen; nur das erste befand sich schon in der Sammlung der Herzogin Mutter.*) Er fühlt nur die Unannehmlichkeit der Reise, den Staub auf dem Wege und besonders die überall herrschende Unredlichkeit, Zucht- und Ordnungslosigkeit. Zwar ist das Land noch immer schön, aber er darf nicht hoffen, wieder eine Faustine zu finden, deren herzliche Neigung ihn erfreut hat. Unser Epigramm knüpft

---

*) V. 1 begann im Almanach: „Noch ist Italien, wie ichs“, 3 stand Rechtlichkeit, 5 „ist eitel, mißtrauet dem andern“. In den neuen Gedichten findet sich mißtraut, wofür erst die Ausgabe letzter Hand wieder das richtige mißtrauet einführte.

glücklich an die Elegien an. Der Gegensatz gegen früher erhält im ersten und letzten Verse seine scharfe Ausprägung.

Fünftes Epigramm. Hier befinden wir uns zuerst in Venedig, aber dieses erste an das venediger Lokal geknüpfte Epigramm enthält nur eine scherzhafte Anspielung auf die poetischen Sünden, deren sich der launige Dichter doch schuldig fühlt.*) Die auf dem großen Kanal (Canal grande), der belebtesten Wasserstraße, fahrende Gondel (weder Gondel noch Kanal werden näher beschrieben) deuten auf die Lagunenstadt. Der einzeln hervorstehende Lorbeerzweig trifft ihn nur leise. Die bei der Verfolgung des liebegierigen Apoll auf ihren Wunsch in einen Lorbeerbaum verwandelte Daphne denkt er sich als Bekränzerin der Dichter. Erst dem Jahre 1796 gehört Klopstocks Ode die Kränze an, wo es, vielleicht mit Anspielung auf die Klopstock widerwärtigen Epigramme heißt:

> Dann kränzte mich nicht der Lorbeer,
> Daphne zuvor, nicht die Eiche, die Hlyn einst war.

Sechstes und siebentes Epigramm. Die in Italien überall begegnenden Pilgrime (vgl. Epigr. 21) erinnern ihn daran, wie sehr ein falscher Begriff, wie hier der Wahn der übernatürlichen Wirkung Christi und seiner Heiligen, den Menschen beglücke. Vgl. Werthers Brief vom 30. November und über die Pilgrime Goethes Brief vom 28. September 1786 und Tasso

---

*) In der Handschrift der Herzogin Mutter und im Almanach lautete V. 1: „Ruhig saß ich in meiner Gondel, und fuhr durch die Schiffe", in den neuen Gedichten, „Ruhig gelehnt in der Gondel, durchfuhr ich die Reihen der Schiffe"; die jetzige Lesart führte erst die zweite Ausgabe ein. 3 stand noch im Almanach jede Waare und für jedes, 4 Scheitholz und, 6 „Schnell drang die Gondel vorbei, mich schlug", 6 „Derb auf die", 8 „fahr hin" (statt „Nur zu!").

V, 4.*) Der so süße Wahn erinnert ihn an seine „jugenderste Liebe“, die ihm lieber als alles gewesen, deren Verlust er aber gefaßt ertragen müsse. Auf die in Weimar zurückgelassene Christiane, deren Liebe er noch immer besitzt, zu der er bald zurückzukehren hoffen darf (vgl. Epigr. 97), kann es unmöglich gehn. Zweifeln mag man nur, ob an Friederiken oder an Lili zu denken. Heller kommt mit dem catullischen Gedicht (18): Miser Catulle, desinas ineptire, als Quelle herangezogen, aus dem er besonders das: Sed obstinata mente perfer, obdura, vergleicht.

Achtes Epigramm. Die Kanalfahrt auf der schwarzen traurigen Gondel läßt ihn auch das Leben als einen „großen Kanal“ betrachten, auf dem wir „von der Wiege bis zur Bahre“, wie es im Faust heißt, als hoffnungsvolle Thoren umherfahren, indem er das Kästchen der Gondel mit einer Wiege vergleicht.**)

Neuntes Epigramm. Bei diesem an das Versiegeln des heiligen Grabes am Charfreitag durch den Dogen anknüpfenden Epigramm (vgl. oben S. 155 das Epigramm „Offen steht das Grab“) beginnt der Spott über die den Aberglauben des Volks ausbeutenden Geistlichen, der durch mehrere andere Epigramme unterbrochen wird. Der Nuncius lächelt in sich darüber, daß die weltliche Macht zu einer solchen Posse sich hergibt.***)

---

*) V. 1 steht im Almanach, „ich kann mich der Thränen niemals“.

**) Noch im Almanach steht V. 1 „der Wiege, sie schaukelt gefällig“, 3 „Zwischen Sarg und Wiege“. Die Monatsschrift hatte 2 geräumlicher. 4 änderten die neuen Gedichte träumend ins Leben dahin, aber schon die zweite Ausgabe stellte die ursprüngliche Fassung wieder her. Druckfehler der Ausgabe letzter Hand ist V. 1 verglich.

***) V. 1 ward in den neuen Gedichten also verändert, „Siehst du neben dem Doge den Nuncius feierlich gehen?“ die ursprüngliche Fassung ward aber schon in der zweiten Ausgabe wieder hergestellt. 2 stand noch im Almanach

Zehntes Epigramm. Dieses geschäftige Treiben des mit Geschrei die Straßen erfüllenden Volkes kommt nur daher, daß es leben und die Seinen ernähren will. Darauf geht es bei allem heraus, was wir noch so geschäftig und mit solcher Wichtigkeit treiben, und so redet sich denn der Dichter zu, es auch in Zukunft zu Hause so zu treiben. Diese unmuthige Leugnung jedes höhern Lebenszieles, jedes edlen, in sich belohnten Strebens ist nur durch augenblickliche Verstimmung zu erklären. Er will sich in Zukunft ganz den Seinigen widmen.*)

Elftes Epigramm. Die Pfaffen kennen sehr wohl des Menschen Bedürfniß, immer im gewohnten Kreise sich herumzudrehn, dasselbe immer zu wiederholen. Deshalb suchen sie alle eifrig an sich zu ziehen, daß man immer in dem Schlendrian angelernter Worte bleibe. Absichtlich wird V. 4 dem heut nicht, wie V. 2, das gestern, sondern das morgen entgegengestellt. Er freut sich der Ueberzeugung, daß es so immer fortgehn wird.**)

Zwölftes Epigramm. Der Dichter beneidet den Schwärmer nicht, der die unvernünftige Menge anzieht; viel höher als diese steht ihm einer, der ihm aus verständiger Ueberzeugung folgt. Vgl. Epigramm 15. Der biblische Ausdruck „wie Sand am Meere" (1. Mos. 22, 17) wird vom Dichter geschickt zum Gegensatze verwandt.

---

dieser statt einer. 3 hatte die Handschrift, „Ob der Doge ein Schelm ist?" 4 lautete in der Handschrift viel schärfer: „Nuncius, Evangelist, Lügner, Betrüger sind eins."

*) Ursprünglich hieß es V. 1 „schreit das Volk und rennt so?" Der Almanach schrieb, „treibt sich das Volk und schreit so?"

**) V. 2 steht noch im Almanach daß man (statt nur ja), 4 „glücklich ist er", 3 in der Monatsschrift schelte.

Dreizehntes Epigramm. Am 4. Mai klagt Goethe gegen Herder, das Grün fehle in Venedig dem Frühling, obgleich es seit acht Tagen sehr schön Wetter sei; die wenigen Bäume in den Klostergärten waren noch sehr zurück. Was Venedigs Mai im Gegensatz zur deutschen Heimat ihn vermissen lasse, spricht das Epigramm bezeichnend aus. Das liebe- und erwartungsvolle Hinschauen auf das hervorbrechende Laub wird hübsch als ein Hervorlocken bezeichnet.*)

Vierzehntes Epigramm. Dieses könnte dadurch veranlaßt sein, daß er auf offener Straße einen Kesselschmied sein Handwerk treiben sah. Schon in einem dem Jahre 1789 angehörenden Liede bedient sich Goethe des Bildes vom Hammer und Ambos in ganz ähnlicher Weise. Vgl. B. II, 201.**)

Fünfzehntes Epigramm. Wie die Menge bloß durch den Wahn geleitet wird, während der Verständige nur wenige findet, die mit einsichtiger Liebe an ihm hängen, so weiß jene auch wahre Kunst nicht zu würdigen, und schlechte Gemälde genügen, sie zum Wunderglauben zu bestimmen. Der Gegensatz ist schief, was nicht der Fall sein würde, wenn das erste Distichon, dessen Gedanken schon Epigramm 12 ausspricht, wegfiele.***)

Sechzehntes und siebzehntes Epigramm. Die selbstsüchtige Verwaltung der Signoria regt den Gedanken an,

---

*) Noch der *Almanach* hatte V. 1 die Wortstellung „im Frühling mit weichlichen Füßen“, 4 „Sehnsucht im Blick“. In den *neuen Gedichten* war der Anfang von V. 6 also verändert: „Ach! den gewohnten Genuß“; die zweite Ausgabe stellte die ursprüngliche Lesart her.

**) Noch im *Almanach* lautete V. 1: „Diesen Ambos vergleich' ich dem Lande, den Hammer dem Fürsten“ und 3 stand *Bleche!*

***) Ursprünglich begann das Epigramm: „Warum macht der Schwärmer sich Schüler“; die jetzige Lesart trat erst 1800 ein. In der *Monatsschrift* stand der Druckfehler *rührt*.

daß der freilich herrschen könne, der seinen Vortheil verstehe, aber zum Herrschen nur der berufen sei, der zum Besten des Volks zu wirken wisse.*) — Das zweite Epigramm spottet auf das viele Beten in Italien, wozu es freilich Noth genug gebe.**)

Achtzehntes Epigramm. Das Gedränge an einem Schnupftabakladen läßt ihn spotten, das Volk brauche freilich Nieswurz, damit es zu Verstand komme. Schwarzer Nieswurz galt schon bei den Alten als Heilmittel gegen den Wahnsinn.***)

Neunzehntes Epigramm. Spott auf die feinen Oblaten in Italien, denen man gleich ihre hohe Bestimmung anmerke.†) Eines „lästerlichen Scherzes" darüber von Filangieris Schwester gedenkt Goethes Brief vom 12. März 1787.

Zwanzigstes und einundzwanzigstes Epigramm. In dem Gegensatze der kleinen, unansehnlichen geflügelten Löwen des Marcus, dem man mit diesem seinem Thiere in Venedig als Schutzpatron überall begegnet, zu den beiden gewaltigen vor dem Thore des Arsenals stehenden 1687 von Athen eingeführten griechischen Löwen aus weißen Marmor spricht sich der Verfall jener hohen Kunst der Alten bezeichnend aus. „Sie sind so groß", schreibt Goethe am 5. Oktober 1786, „daß sie umher alles klein machen,

---

*) Erst in der zweiten Ausgabe wurde der Anfang geändert, der früher lautete: „Herrscher möge der sein."

**) Noch in den neuen Gedichten schloß der erste Vers: „sagt man; wer beten will lernen, der gehe". Der Almanach hatte lernt statt lehrt.

***) In der Handschrift der Herzogin Mutter stand V. 1 ein emsig, der zweite Satz lautete anschaulicher „drei Männer wägen, dann nehmen sie Geld, reichen den Käufern geschwind", 3 „heiß' ich". Der Almanach hatte V. 2 „empfängt das Geld". Schnupftaback statt Schnupftoback führte erst die zweite Ausgabe ein.

†) Ursprünglich begann V. 2 „Gleich von Jugend an"; erst in der zweiten Ausgabe trat Knaben statt Knabe ein. Der Almanach hatte 3 sind Oblaten. 4 stand ursprünglich der Pfaffe.

und daß man selbst zu nichts würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erhüben.“ Die Göttermutter Kybele fährt auf einem Löwengespanne.*) Die Pointe liegt darin, daß ihre Löwen sich hier unheimlich finden. — Daran knüpft sich in folgendem Epigramm der Gedanke, daß wir in Italien nur noch Reste (Reliquien) der einstigen großen Zeit der Kunst finden, wie die Pilger nur einzelne Ueberbleibsel ihrer Heiligen. Wie immer, liegt die Pointe im Schlusse, der Anfang führt weiter die Veranlassung des Gedankens aus.**)

Zwei= bis fünfundzwanzigstes Epigramm. Diese sämmtlichen Epigramme, von denen in der Handschrift die beiden ersten mit Recht zu einem verbunden waren, sind durch den einfallenden Regen veranlaßt, der die sehr schmutzigen Straßen Venedigs in entsetzlichen Koth setzt (vgl. Goethes Briefe vom 1. und 9. Oktober 1786) und dem zu Hause zurückgehaltenen Dichter Muße gab, seine Epigramme zu bereichern. Am 4. Mai schreibt Goethe, seit acht Tagen sei sehr schön Wetter; vielleicht war diesmal der Marcustag, der 25. April, ein Regentag. Vgl. Epigramm 24. — Den Jupiter Pluvius ruft Goethe schon 1773 in Wanderes Sturmlied an.***) — Die oben rothbraunen vene=

---

*) Das Epigramm begann noch im Almanach Vor dem Arsenal; dann hatte die Monatsschrift noch zwei griechische. 2 ward wie erst in den neuen Gedichten eingefügt. Die Monatsschrift las 2 Thurn. 5 hatte noch der Almanach „denn der geflügelte Kater“, 6 „Ueberall schnurrt er“ und die Monatsschrift den Druckfehler nennt.

**) Noch im Almanach fehlt und V. 1. Erst die zweite Ausgabe führte am Anfange von 5 die jetzige Lesart ein; früher hieß es: „Wir sind alle Pilger“.

***) V. 1 hat noch der Almanach „heute bist du“, 3 „und grünes Wachsthum dem Lande“. V. 2 ist die in den neuen Gedichten eingeführte Fassung: „Vielfach ist das Geschenk dieses Momentes fürwahr“ mit Recht in der zweiten Ausgabe der ursprünglichen wieder gewichen.

diger Frösche nennt der Dichter launig roth bemäntelt, weil der Venetianer „sich das ganze Jahr mit seinem Mantel (Tabarro) schleppt“ (Brief vom 8. Oktober 1786). Aus dem Arrak seines Büchleins macht sich jeder, der es mit Geist aufnimmt, seinen Punsch.*) — Sankt Johannes im Koth. Welche der vielen Johanniskirchen in Venedig, wohl nur im Munde des Volkes, den Beinamen im Koth führte, ob etwa San Giovanni nuovo oder San Giovanni della Giudecca, weiß ich nicht, gewiß nicht die von Strehlke herangezogene prachtvolle San Giovanni e Paolo. Launig bezeichnet Goethe ganz Venedig mit Beziehung auf die Hauptkirche San Marco und seinen Schutzpatron als Sanct Marcus im Koth.**) — Goethe wandte bei seinem ersten Aufenthalte in Italien zu Neapel dem Fischfang große Aufmerksamkeit zu, und er kam damals auch natürlich nach Bajä, obgleich dies in seinen gedruckten Reisebriefen nicht erwähnt wird. Auch in Venedig hatte er die Meerthiere, besonders die Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse, studirt.

Sechs- und siebenundzwanzigstes Epigramm. Sie sprechen launig den Unmuth aus, daß er von der Geliebten getrennt ist und ihn doch in seiner Einsamkeit die Musen nicht besuchen wollen, sondern statt ihrer die Langeweile, die ihn nun zum Dichten treibt. Im erstern Epigramme läßt er sich von einem Freunde wecken; er antwortet noch halb im Schlafe. Vorschwebt das Wort Martials (IV, 60), komme der Tod, so werde „mitten in Tibur Sardinien sein“. Zum Wecken durch die Liebliche vgl. Elegie 9. Hier denkt er an seine Christiane.***) Im zweiten Epi-

*) V. 3 hieß es in den neuen Gedichten „dies Büchlein mir nicht“. Auch hier hat die zweite Ausgabe die ursprüngliche Fassung hergestellt.

**) Im Almanach stand V. 1 eine statt jene.

***) Das zweite Distichon lautete ursprünglich: „Ueberall ist Sardinien, wo

gramme will er sich aus Verdruß Leids anthun, aber von allen Göttern nimmt sich die Langeweile allein seiner an, indem sie ihn zum Dichten bringt. Vgl. B. I, 82.*)

Achtundzwanzigstes Epigramm. Ein glücklicher Fund läßt ihn seine Freude aussprechen, daß er in Christianen ein ihn herzlich liebendes Mädchen gefunden. Vgl. Epigramm 12 und die Worte Tassos II, 1: „So sucht man in dem weiten Sand des Meeres u. s. w.“ **)

Neunundzwanzigstes Epigramm. Klage über die deutsche Sprache als den schlechtesten Stoff für den Dichter. Vgl. Epigramm 77 und dagegen Epigrammatisch 85.***) Schon in dem Briefe an Frau von Stein vom 26. Januar 1786 bedauert Goethe den Tonsetzer, der seine Musik an eine solche barbarische Sprache verschwende. „Hätte ich nur vor zwanzig Jahren gewußt, was ich weiß!“ äußert er daselbst. „Ich hätte mir wenigstens das Italienische so zugeeignet, daß ich fürs lyrische Theater hätte arbeiten können, und ich hätte es gezwungen.“ Herzog Karl August schrieb einmal an Schiller, die deutsche Sprache sanft klingen zu lassen sei gewiß sehr schwer, sie töne gar zu häufig wie Hagel, der an die

man allein schläft; und Tibur Ueberall ist es u. s. w.“ In den neuen Gedichten wurde es also umgestaltet: „Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft, Tibur, Freund, überall u. s. w.“ Die jetzige Fassung von V. 3 trat in der zweiten Ausgabe ein.

*) Noch im Almanach begann V. 1 „Oft sind alle neune gekommen“, 2 stand „hörte sie nicht“, 4 seitwärts statt suchte, 5 „Aber der Himmel ist voll von Göttern, du kamst mir zu Hülfe“.

**) In den neuen Gedichten blieb hier, wie Epigramm 90, das erste Distichon weg, ward aber schon in der zweiten Ausgabe hergestellt.

***) V. 3 begann noch in den neuen Gedichten: „Aber unbeständig“, 4 hieß: „Nur der Meisterschaft nah bracht' ich ein einzig Talent“. Die Aenderung der neuen Gedichte von 5 f.: „verderb', unglücklicher Dichter, Ich im schlechtesten Stoff“ gab schon die zweite Auflage wieder auf.

Fenster schlägt. Man darf den Aerger über die Härte und Schwerfälligkeit der deutschen Sprache in diesem Epigramme, wo der Dichter seinem Unmuth vollen Lauf läßt, nicht zu ernstlich nehmen. Klopstock erwiederte auf diese Anklage in dem grammatischen Gespräch der zweite Wettstreit im berliner Archiv der Zeit und ihres Geschmackes:

> Ulfo, du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
> Wäre dir dieses nicht Gram. Ulfo, du dauerst mich auch.

Schiller machte am 22. November Goethe auf diesen Angriff des „alten Klopstock" aufmerksam, ohne irgend anzudeuten, daß Klopstock das Epigramm mißverstanden habe. Auf unsere Stelle bezieht sich auch Fr. Aug. Wolf in der Abhandlung „Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst" (1811). Es war Robert Heller vorbehalten, ganz widersinnig hier unter dem Stoff den Gegenstand, den Inhalt zu verstehn, und mit Halsstarrigkeit auf seinem Irrthum zu verharren. Die lustige Geschichte steht vollständig zu lesen in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" LXXXVIII, 300—312. Strehlke hat sich durch ihn bethören lassen. Daß das Epigramm Klopstocks eine Erwiederung auf das unsere sei, übersah er ganz. Die Behauptung, daß Goethe sonst unter Stoff immer den Gegenstand verstehe, widerlegt sich durch Stellen, wie im Vorspiel Was wir bringen Auftritt 20, im Glückwunsch an die Erbprinzessin von Weimar vom 16. Februar 1812 („Und was noch sonst [außer Marmor, Erz und Elfenbein] die edle Kunst beschickt"). So spricht Goethe auch in Prosa von dem Wortstoff, den der geistreiche Mensch knete (1816). Und ganz so braucht er das entsprechende Fremdwort Materie, wie in dem Aufsatze Material der bildenden Kunst (1788).

Dreißigstes bis zweiunddreißigstes Epigramm.

Die beiden ersten betreffen die Bettelei von Mädchen auf fremde Kinder, und zwar ist das erstere allgemein gehalten; im dritten fertigt er eine zudringliche Schöne, wie im zweiten die Bettlerin, witzig ab. Bei 31 ist an eine Beziehung auf seine eigene Geliebte nicht zu denken, da sein eigenes Söhnchen schon fünf Monate alt war. *)

Dreiunddreißigstes Epigramm. Gegen den bei den Deutschen sich breit machenden Naturalismus in der Dichtkunst, die man nicht ernstlich lernen wolle. **)

Vier- und fünfunddreißigstes Epigramm. Dank an die Götter, die ihm fast alles gewährt, was er zu seiner Zufriedenheit verlangen könne, und an den Herzog Karl August, dessen fürstliche Gnade und vorsorgende Huld den Dichter gehoben. ***) — 34. Strehlke hat sich von Heller einreden lassen, das Epigramm sei nach Mart. X, 47 gebildet. — V. 13 bezeichnet gut, daß er mit seinen Wünschen fertig sei. — 35, 3. Der Herzog hatte große Anstrengungen zur Gründung eines deutschen Bundes gemacht. — 4. Ein Fest, eine Lust. — 8. In der frühern

---

*) Am Schlusse von 32 heißt es in der Monatsschrift „man unter dem Schleier sichs denkt“.

**) Noch in den neuen Gedichten stand V. 1 alle Künste und treibt.

***) 34, 2 hieß es noch im Almanach „mäßig ist es“, 5 schwätzen, 11 „Wollt ihr mir Ansehn beim Volke, mir Einfluß bei Mächtigen geben“. 14 stand ursprünglich „Völlig fertig“ und „gabt mir das alles ja schon“, in dem Almanach „gabt mir das meiste ja schon“. V. 1 war „erklärt“ Druckfehler der Ausgabe letzter Hand. — 35 hatte die Handschrift 1 „Fürsten der Deutschen, mein Fürst, ich gesteh' es“, 7 „Aber mir“, 8 „Stand, Vertrauen, Gewalt, Garten und Wohnung und Geld“, 9 „Keinen braucht' ich zu bitten als ihn“, 12 noch oft (statt wie schwer!), 14: „Und wie gefällig empfing England den leidenden Gast“, 15 „Was hilft es mir“, 16 „mit geschäftiger“, 17 „Nie hat nach mir ein Kaiser gefragt, nie hat sich ein König“. V. 4 fehlte in der zweiten Ausgabe 3 nach wär'.

Fassung (vgl. die Anmerkung) deutete Stand auf die äußere Stellung, Garten und Wohnung auf die Gartenwohnung, Geld auf Geschenke hin; in der spätern fällt auf, daß Muße zwischen das zusammengehörende Neigung, Vertraun tritt; Felder bezieht sich auf den Garten, das Haus auf die für ihn angekaufte Stadtwohnung. — Zu 11 f. habe ich schon früher auf Martials Aeußerung XI, 3 hingewiesen, seine Gedichte würden bei den Geten und Britannen eifrig gelesen, aber sein Beutel wisse nichts davon; welche andere Gedichte würden ihm gelingen, hätte er einen Augustus und einen Märcenas! Heller vergleicht nun auch Martials Gedicht an den Leser, der seine Gedichte in ganz Rom preise (V, 16); er wisse nicht, wie theuer es ihn zu stehn komme, daß er ihm gefalle, da er nichts damit verdiene, wie er so leicht als Advokat könne. — 13 f. Werthers Leiden waren auch in Frankreich und England in Uebersetzungen gelesen worden; Werther ist „der zerrüttete Gast". — 15 f. Auf einem ostindischen Kauffahrer, der 1779 bei Glückstadt anlandete, befanden sich mehrere chinesische Glasbilder aus Werthers Leiden. — Der Schluß bildet den schärfsten Gegensatz zum ersten Verse.

Sechsunddreißigstes Epigramm. So wenig wie im Leben, darf man sich in der Dichtung durch Lob oder Tadel stören lassen, wobei freilich vorausgesetzt wird, daß der Angeredete der Stimme seines Geistes und Herzens folgt.*)

Siebenunddreißigstes bis sechsundvierzigstes Epigramm. Sämmtlich auf den Gaukler bezüglich, der mit seinen vier Kindern Vorstellungen gab, unter denen die reizende Bettine unsern Dichter ganz besonders fesselte. Vgl. oben

*) Der Almanach hat V. 1 „Leben ist wenig".

S. 153 f. 156. — 37. Am 4. Mai schreibt Goethe an Herders Gattin, er habe an den Gemälden in Venedig sich fast krank gesehen, und eine Woche pausiren müssen. Die Epigramme werden eben in diese Zeit fallen. In Bettinen erschienen ihm die reizenden Kindergestalten der Meister der venediger Schule. Giovanni Bellini, das Haupt der ältern Schule, zeigt uns allerliebste, kindlich unschuldige Engelgestalten; auf Paolo Veroneses jetzt im Louvre befindlichem großem Bilde der Hochzeit zu Kana bringen ähnliche dem Bräutigam den Trank.*) — 38—45. Das liebliche unschuldige Kind Bettine, das durch die wunderlichsten reizend ausgeführten Körperstellungen und Bewegungen allgemeines freudiges Staunen erregt, zieht den Dichter lebhaft an, in dessen Darstellung sich reiner Antheil an dem schönen Mädchen mit Bewunderung der ihm zur Natur gewordenen Kunstfertigkeit verschlingt, ohne daß er seine Schalkhaftigkeit zurückhalten kann. — 38. In dem Vergleiche mit einem künstlich geschnitzten Figürchen und einem glieder- und gelenklosen Weichthiere bedient sich der Dichter der lebhaften Abkürzung. Bettine erregt nach allem, was er von menschlicher und thierischer Gelenkigkeit gesehen, seine Bewunderung, aber dabei zieht ihn ihre reine Kindlichkeit an. Lag ihm hier wohl die Vorstellung im Sinne, daß der Mensch zwischen Thier und Engel in der Mitte steht? Die merkwürdigen Meergeschöpfe hatte er auch jetzt wohl wieder betrachtet. Vgl. oben S. 170. — Du bist alles zugleich, hast die Fertigkeit von ihnen allen.**) — 39. 40. Die schalkhafte Bemerkung, daß

*) Im Almanach findet sich V. 5 „das Urbild der Bübchen".

**) In den neuen Gedichten steht V. 1 künstlichen, wofür künstlichsten in der zweiten Ausgabe hergestellt wurde; die letzter Hand brachte wieder künstlichen, was auch die Quartausgabe beibehielt. 5 hatte noch der Almanach: „Vieles kannt' ich, Menschen und Thiere und Vögel und Fische",

der wollüstige Jupiter, sehe er sie die Beine zum Himmel strecken, sie, wie einst den Ganymed, rauben werde, erhält ihren glücklichen, auf ihre Unschuld deutenden Gegensatz. — Das Beten mit nach oben ausgespannten Händen gehört den Alten an. *) — 41. Auch daß ihr Hälschen etwas schief ist, fällt ihm an Bettinen nicht unangenehm auf; erinnert es ihn ja an ihre reizende Stellung, wenn sie auf dem Kopfe steht, wodurch es eben etwas schief geworden. — 42 gedenkt er ihrer sinnverwirrenden, jeden Augenblick sich verändernden Bewegungen und der Freude, wenn sie dann am Schlusse wieder fest auf dem Boden steht, wobei er sich dreier Vergleiche bedient. Peter Breughel führt von seinen schrecklichen Teufelsgestalten den Namen Höllenbreughel. Bei Dürer schwebt die Darstellung der Apokalypse in fünfzehn Bildern vor. Der Vergleichungspunkt liegt in der hinreißenden Gewalt. Eigenthümlich werden statt eines vergleichenden wie die Gegenstände des Vergleichs mit dem Verglichenen durch so als wirklich neben einander gestellt. **) — 43. Gern läßt er sich von ihr beim Anfange der Vorstellung zurückdrängen. Far bottèga (nicht bottegha), den Kram anfangen, sagt man von Gauklern, die vor dem Anfang der Vorstellung, um Raum zu gewinnen, die Anwesenden über den vorher derb gezogenen Kreidestrich

wofür 1800 eintrat: „Menschen und Thiere hab' ich gekannt, so Vögel als Fische". Die zweite Ausgabe brachte die jetzige Fassung. 6 gab noch der Almanach „Kannte manches Gewürm", 8 „Denn du bist alles zugleich und bist ein".

*) 39 beginnt im Almanach „Kehre nicht, o Kind".

**) Noch im Almanach findet sich V. 1 „mit seltnen willkürlich", 2 „und dunkel gesinnt", 6 „Tönend die Neugier mit Macht", 8 „Glaubt, und vorwärts", 9 „wenn sie die Glieder verwechselt." Nach dumpf sollte Komma stehn, zur Bezeichnung, daß es eben so, wie willkürlich, zu verwebten gehört, oder dumpf= (d. i. dumpfen) gelesen werden. 4 sind Grillen die phantastischen Gestalten, besonders Thiere. — Mit Macht deutet auf die hinreißende Gewalt hin.

zurückdrängen. — 44. Im Munde der um Bettinen besorgten, aber doch von ihren reizenden Bewegungen zurückgehaltenen Alten spricht sich die Anmuth jener, sodann des Dichters inniger Antheil in der Lust über deren Aeußerung aus. Im Briefe an Knebel bemerkt Goethe zur Erläuterung des Epigramms. „*Anime* hat bei katholischen Christen den Nebenbegriff *erlöste*, zur Seligkeit bestimmte *Seelen*, mit denen man also solche frevelhafte Possen nicht treiben sollte.“ Die vier Kinder nennt sie *Seelen*, ähnlich wie wir *Christenseele* brauchen. Der Vater wirft sie herum, wie man es mit Bündelchen Wäsche wohl thut, die keinen Schaden leiden können, wie sie auch fallen mögen. Von allen vieren erregt besonders Bettine, die das schwierigste Kunststück zu machen hat, die Sorge der Alten, die sich entfernen will, um nicht das Unglück ihres Sturzes anzusehen; da diese aber sich rasch und anmuthig, wohl auf dem Kopfe des Vaters, erhebt, kann sie ihr Auge nicht von ihr abwenden, und endlich sieht sie mit Lust, wie sicher und reizend sie oben steht. — 45. Wenn Bettine das Kunststück auf seinem Kopfe gemacht hat, nimmt er sie und wirft sie herab, wo sie denn in Folge des Schwunges sich künstlich überschlägt, auf die Beine wieder zu stehn kommt und lustig fortläuft, als wäre nichts mit ihr geschehen.*) — 46. So schalkhaft als malerisch bezeichnend schildert das Epigramm, wie, wenn am Schlusse Bettine mit dem Tellerchen umgeht, selbst die rauhen Herzen und kargen Hände der Schiffer sich aufthun, die Venetianer durch sie so bewegt werden, als wenn man sie bei den größten Wundern um eine Beisteuer anflehte, wie arme Kinder aller Art zu ihr sich drängen und sich freuen, daß sie, wie diese liebliche Künstlerin, Kinder sind, sie also ihren

*) Im *Almanach* fehlt V. 1 so, 4 steht „eben als wär' nichts geschehn“.

eigenen Triumph in ihr feiern. Anton. Der in Padua gestorbene heilige Antonius genießt in ganz Italien sehr bedeutende Verehrung. Fegt deutet auf das Fegefeuer hin.*)

Siebenundvierzigstes bis fünfzigstes Epigramm. Schalkhafter Uebergang zu den politischen Epigrammen. — 47. Je mehr das Büchlein wächst, desto mehr schwindet mir das Geld. Launig betrachtet er als Zweck seines Aufenthaltes das Dichten. Vgl. den Vorspruch der Epigramme.**) — 48. Launige Entschuldigung, daß er von Bettinen zu singen nicht aufhören könne; Dichter und Gaukler seien ja nahe verwandt, da beide zur Unterhaltung der Welt etwas vormachen.***) — 49. Wenn er auch als Dichter der Welt etwas vormacht und leichtfertig scheint, so ist er sich doch seines vernünftigen Strebens bewußt, das auch einst vom höchsten Richter anerkannt werden wird. Diese launige Vertheidigung kleidet sich in einen Scherz auf das Wort des Heilandes (Matth. 25, 32 ff), an jenem Tage werde des Menschen Sohn alle Völker vor dem Stuhl seiner Herrlichkeit versammeln und sie von einander scheiden, wie der Hirt die Schafe von den Böcken; die Schafe werde er zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken, jene in sein Reich

---

*) Noch der Almanach hat V. 1 „entrunzeln sich alle Gesichter", 2 „Sorg' und Armuth, sie", 3 „Wangen, die", 4 „Thun sich kärglich dir" und „sie thun", 6 f. „bei den fünf Wunden des Herrn, Bei dem Herzen der seligsten Jungfrau, beim heiligen Anton", 9 Höker. In den neuen Gedichten steht 2 „Armuth und Sorge, sie". Die jetzige Lesart führte die zweite Ausgabe an.

**) Erst in der zweiten Ausgabe schrieb Goethe „ein lustig Metier" statt „ein lustiges Handwerk".

***) V. 1 hat sich der Druckfehler die (statt dich) Müßigen von 1800 bis zur Ausgabe letzter Hand erhalten, ist erst in der Quartausgabe gewichen. Ursprünglich stand „dich im Müßiggang?", wie 3 „Wartet, bald will ich die Könige singen", 4 „Handwerk und sie besser", 5 „Unterdessen sing' ich Bettinen".

aufnehmen, diese in das ewige Feuer verstoßen. In der unvollendet gebliebenen Brockenszene des Faust, in welcher der Satan auf dem Gipfel des Brockens auf seinem Throne sitzt, parodirt dieser auf andere Weise das Wort des Heilands.*) — 50. Lustige Erklärung, daß die Entfernung von der Geliebten ihm Muße zum Dichten gebe. In ähnlicher Weise scherzte er sonst mehrfach, er werde eine ihm am Herzen liegende Dichtung, mit der es im Getriebe des geschäftigen Lebens nicht fort wollte, rasch zu Ende führen, wenn er eine Zeitlang auf ein Schloß eingesperrt würde, wie Luther auf der Wartburg.**)

Ein- bis neunundfünfzigstes Epigramm. Eine Salve politischer Ergießungen. — 51. Die, welche sich für Freiheitsmänner ausgeben, suchen nur Willkür für sich, statt daß derjenige, der allgemeine Freiheit will, der Menge zu dienen suchen muß, was sehr gefährlich ist, da diese nicht erkennt, was zu ihrer Befreiung dient und dem wahren Förderer der Freiheit schlecht vergilt. Dem Dichter schwebte der Gedanke vor, daß Freiheit nur in der gesetzlichen Schranke möglich sei.***) — 52. Der wahre Herrscher ist nicht der, welcher das Gute will, sondern wer es zu erwirken weiß, daß das allgemein gewollte Gute zu

*) Ursprünglich hieß V. 1: „Geht zu meiner Linken, ihr Böcke, so sagte der Richter", 2 stand „Schäfchen, seid mir ruhig zur Rechten gestellt", 3 „eines verschweigen die Evangelisten, dann sprach er", 4 Kommt (statt Seid) und gestellt (statt zu stehn). Im Almanach ward V. 1 f. geschrieben „wird künftig der Richter Sagen, und Schäfchen", 3 in der jetzigen Weise geändert. Die weitere Umgestaltung erfolgte erst in den neuen Gedichten.

**) V. 1 schloß noch in den neuen Gedichten „euch Epigramme zu Scharen". Im Almanach stand Komma nach Fertige.

***) In der Monatsschrift stand V. 2 „Denn es suchte doch nur ein jeder die Willkür für sich", 4 „Wie beschwerlich". Das unmetrische ein ließ der Almanach V. 2 weg, und schrieb 4 gefährlich. Die jetzige Fassung von 2 gaben die neuen Gedichte.

Stande kommt. Das Gute ist eben die Freiheit, daß keiner gehindert werde, das zu thun, was er will, insofern er das allgemeine Wohl nicht stört. *) — 53. Gegen die politischen Schwärmer, wobei freilich, was zum Ueberfluß die frühere Fassung zeigt, die Kreuzigung des Heilandes vorschwebt, deren politische Berechtigung der Dichter ebenso zugibt, wie die Verurtheilung des Sokrates. Wenn man Fichte in Jena das Wort sagen ließ, man solle alle mit dem dreißigsten Jahre todtschlagen, so war dies schon deshalb eine Uebertreibung, weil Fichte selbst, als er nach Jena kam, das dreißigste Jahr überschritten hatte; er wird also jedenfalls ein späteres Alter genannt oder sich unbestimmt ausgedrückt haben; das dreißigste Jahr nahm man wohl aus unserm Epigramm. Auf jenes Wort Fichtes deutet Goethe selbst, wenn er den Baccalaureus im zweiten Theil des Faust sagen läßt: „Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen", was dieser dann weiter ausführt. Beim zweiten Vers kann man an das Wort der Frau von Deshoulières denken: On commence par être dupe, on finit par être fripon. Daß die Betrogenen später Betrüger werden, sagt Goethe selbst anderswo. **) — 54. Die französische Umwälzung sollte die Menge belehren, daß

---

*) Das erste Distichon lautete ursprünglich:

Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen?
Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es wie sie.

Der gleich Joseph II. menschenfreundliche Kaiser Leopold II. gelangte kurz vor Goethes venediger Reise zur Regierung. Anfänglich zeigte er große Freisinnigkeit, aber die Schreckensszenen in Frankreich machten ihn stutzig und so wehrte er sich gegen das Eindringen der falschen Freiheitsideen. Im Jahre 1791 mußte die Beziehung auf den neuen Kaiser wegfallen.

**) Ursprünglich begann das Epigramm: „Kreuzigen sollte man jeden Propheten". Der Almanach milderte jeglichen Schwärmer. Die jetzige Fassung erhielt der Vers in den neuen Gedichten.

nichts schlimmer ist, als wenn sie selbst zur Gewalt gelangt. Ursprünglich bestand das Epigramm nur aus dem Distichon:

Frankreich hat uns ein Beispiel gegeben, nicht daß wir es wünschten
Nachzuahmen, allein merkt und beherzigt es wohl.

Die jetzige Fassung erhielt es erst in den neuen Gedichten.*) — 55. Schon viel Tolles habe ich erlebt und ich selbst habe auch mitgetollt. Er denkt hier ohne allen Zweifel an seine eigene Begeisterung für die Freiheit in seinem Götz und Werther. Schon in dem Gedicht Ilmenau (1783) sagt er, daß er „unklug Muth und Freiheit gesungen und Redlichkeit und Freiheit ohne Zwang, stolz auf sich selbst und herzliches Behagen". — 56. Die Fürsten sollen die Ungeschicklichkeit und Wildheit des entfesselten Volkes nicht benutzen, um es zu betrügen, sondern durch redliches Wirken für sein Bestes es zum Genusse der Freiheit heranbilden. Betrogen sind sie eben durch die Fürsten. Vgl. Epigrammatisch 59. 60.**) — 57. Wie die Fürsten das Volk durch den Silberschein der Münzen täuschen, so die politischen Schwärmer das Volk durch ihre falsche Freiheitslehre.***) — 58. Freilich sind jene Freiheitsprediger toll, aber sie sprechen in ihrer Tollheit die Wahrheit: worin diese besteht, wird nicht gesagt, kann aber nur darin liegen, daß die Fürsten bisher das Volk betrogen, es nur zu ihrem Zwecke ausgebeutet haben. Vgl. Epigramm 56. „Kinder

---

*) Nur schloß dort V. 1 „es mögens Große bedenken", wofür die jetzige Lesart, welche vielleicht die ursprüngliche war, in der zweiten Ausgabe eintrat, die auch 3 doch wer (für wer aber) schrieb.

**) Im Almanach steht V. 2 „Sieh, wie ungeschickt wild, sieh nur, wie dumm", 3 „Ungeschickt scheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget", 4 „redlich, und er, glaubt mir, ist menschlich und klug".

***) Noch im Almanach findet sich V. 3 „Geistes auf Unsinn und Lügen", 4 „Wer den Probierstein nicht hat". Die Monatsschrift hat 4 nimmt sie.

und Narren sagen die Wahrheit", lautet das Sprichwort.*) — 59. Mit sarkastischem Doppelsinne bemerkt der Dichter, die Fürsten, die immer die französische Sprache gesprochen, dürften nicht erzürnt sein, daß das Volk auch die Sprache der Franzosen führe und also das thue, wozu sie ihm Anleitung gegeben.

Sechzigstes bis dreiundsechzigstes Epigramm. Uebergangsepigramme. — 60. Die Epigramme vertheidigen sich gegen den wegen des letzten sarkastischen gemachten Vorwurf der Frechheit damit, daß sie nur die Wahrheit sagen, wobei sie auf die Wortbedeutung des griechischen Wortes (Ueberschrift, richtiger Aufschrift) anspielen.**) — 61. Sie sprechen alles so aus, wie es dem Dichter erscheint. Auf dem aus dem geöffneten Himmel zu Petrus herniederfahrenden Gefäße, „wie ein großes leinen Tuch, an vier Zipfeln gebunden", waren „allerlei vierfüßige Thiere der Erde und wilde Thiere und Gewürme und Vögel des Himmels" (Apostelgesch. 10, 11 f.). Schon 1775 bedient sich Goethe des Vergleichs mit diesem Tuche „voll reiner und unreiner Thiere". Vgl. 3. Mos. 11.***) — 62. 63. Die Menge hält die Epigramme für die besten, welche ganz platt sind und die Schadenfreude befriedigen, an der man, wie Schiller sagt, die Menschen am sichersten faßt. Unser Dichter freut sich einen feinen Gedanken im Epigramm auszusprechen, von dem er jeden persönlichen Spott ausschließt.†)

---

*) Noch der Almanach liest V. 2 so laut, 3 Auch mir; die Monatsschrift hatte 2 auf Plätzen.

**) Noch in den neuen Gedichten begann das Epigramm: „Epigramme, seid nicht so frech". Die zweite Ausgabe brachte: „Seid nicht so frech, Epigramme", erst die dritte schob doch ein.

***) V. 1 stand noch im Almanach so vor zeigt.

†) 62 begann im Almanach: „Ob ein Epigramm wohl gut sei? wer kann es entscheiden?" Der Schluß des Verses ward 1800 geändert: „Kannst

Vier- und fünfundsechzigstes Epigramm. Ablehnung der zudringlichen selbstsüchtigen Liebe. — 64. Chloe schwört, sie liebe den Dichter, was sie durch einen Dritten ihm versichern läßt; dieser aber ist nicht so thöricht, daran zu glauben. Vgl. Lied 48. Der gangbare Name Chloe ist ohne besondere Beziehung gewählt. — 65. Philarchos, der keinen Menschen liebt, stellt sich in den Dichter verliebt, um seinen Zweck zu erreichen. Der Name ist eine Bildung Goethes; nur Phylarchos (Stammherrscher) kommt vor.*) Man hat bei Philarchus (Herrschsüchtig) irrig an den Kapellmeister Reichard gedacht. Heller scheute sich nicht vor der Albernheit, hier einen Hieb auf Schiller zu sehn, auf den er auch den Pfuscher von Epigramm 78 widersinnig bezieht. Wie konnte Heller Goethe sich so niederträchtig denken, daß er Schiller in seinem eigenen Musenalmanach so beleidige? Daß hier die Geliebte rede, welche andeute, eher würde er durch Eifersucht ihre Liebe gewinnen, scheint mir ganz unhaltbar.

Sechsundsechzigstes Epigramm. Das Verhältniß des Menschen und der Welt zu Gott ist ein offenbares Geheimniß, das niemand aussprechen darf, wie schon Goethes Faust klagt: „Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen? u. s. w.“**)

Siebenundsechzigstes Epigramm. Des Dichters vier unüberwindliche Antipathien, die ihn ganz außer sich setzen.

du's entscheiden?“ Die zweite Ausgabe hatte den Fünffüßler: „Ein Epigramm, ob es gut sei? Kannst du's entscheiden?“ die dritte schob ein wohl nach ob ein, die Quartausgabe schrieb, wir wissen nicht, ob mit Goethes Zustimmung, „ob es wohl auch gut sei?“ 63 hatten noch die neuen Gedichte V. 1 „Je gemeiner“, 2 „Desto eher“.

*) Im Almanach steht Philarchos am Ende des ersten Verses.

**) Seit der zweiten Ausgabe ist 's nach Ist V. 1 ausgefallen, erst in der Quartausgabe mit Recht wieder zurückgerufen worden. 2 stand im Almanach „niemand mag's gern hören“.

Das Kreuz am Schlusse hat, wie ich schon in der ersten Auflage nach Nicolovius bemerkte, nichts mit dem Christenthum zu thun, wenn dem Dichter auch das christliche Kreuz keineswegs eine angenehme Erscheinung war, sondern es geht auf einen übeln Geruch, den er Politika 4 zu Ende, wo der Reim das Wort ergibt, durch Punkte andeutet. Alle vier Dinge beziehen sich auf den Geruch. Mit ruhigem Muth, er weiß sie zu ertragen; wie es der Gott mir gebeut, der ihn sich bezwingen heißt. — Zu Gift und Schlange vgl. oben S. 93.*)

Achtundsechzigstes bis dreiundsiebzigstes Epigramm. Sämmtlich auf die den Fremden gefälligen Mädchen, für die er, um den eigentlichen Namen zu vermeiden, den gefälligen der Lacerten wählt. Strehlkes Behauptung, dies und die folgenden Epigramme seien an vielen Stellen Ovid und Martial nachgebildet, beruht auf nichts. — 68 führt diese Bezeichnung anmuthig ein. Die Eidechsen begleiten als lustige Hausthierchen den Reisenden durch ganz Italien; rasch laufen sie überall hin und bewegen auf den von der Sonne erwärmten Steinen traulich und neugierig ihr Köpfchen hin und her. Juvenal sagt einmal (III, 231): Herr einer Eidechse sein im Sinne „das kleinste Haus als Eigenthum besitzen".**) — 69 entspricht dem vorigen Epigramm Vers für Vers, nur wird am Schlusse auf den Ort hingedeutet, wo man diese menschlichen Lacerten findet. Der Enge der verworren durcheinander laufenden Straßen Venedigs gedenkt Goethe genauer im Briefe vom 29. September

---

*) Noch 1800 stand hier Tobacks. Vgl. zu Epigramm 18, 3.

**) Noch im Almanach begann das Epigramm: „Lange hätt' ich euch gern" (ursprünglich stand nach Burkhardt gerne), 5 „und hier! sie sind". Erst die zweite Ausgabe gab 4 „die (statt das) Schwänzchen".

1786.*) — 70. Erklärung des Wortes Spelunke (spelonca) am Ende des vorigen Epigramms (ähnlich wie er Osterien in Elegie 15 gelegentlich erklärt), worin die Freundlichkeit der lockenden Wirthin anschaulich hervortritt.**) — 71. Eine eigenthümliche Erscheinung zweier immer zusammen erscheinender Lacerten, zwischen deren Lieblichkeit die Wahl schwer fällt. — 72. Daß er sich nicht scheue, gleich Christus, solchen Sünderinnen wohlzuwollen, nicht voll Verachtung sich von ihnen abwende, spricht das Epigramm schalkhaft aus. Auch sagt man (von dem, was allgemein bekannt ist) entspricht dem heitern Tone.***) — 73. Im engen Anschluß an das vorige Epigramm spricht der Dichter sehr bezeichnend aus, daß in manchen zu solchem Gewerbe heruntergekommenen Mädchen echter Familiensinn, die reinste Frömmigkeit des Herzens lebe. Das Dirnchen bezeichnet hier eine noch tiefere Stufe; es ist ein Mädchen, das auf der Straße singt, und zwar meist gemeine Lieder. †)

Vier- bis sechsundsiebzigstes Epigramm. Sie schließen sich enge an 73 an und bilden den Uebergang zur folgenden Epigrammenreihe. — 74. Scharfe Zurückweisung derer, die sich im Gegensatz zu jenen Verkommenen auf ihre Tugend etwas einbilden. Die meisten Menschen sind doch Schufte. Er geht hier von der Liebe der Menschen zu Hunden aus, die ihm selbst zuwider waren (vgl. Elegie 17), und bezieht sich auf den verächtlichen Gebrauch des Wortes Hund zur Bezeichnung schlechter Menschen. Die rücksichtslose Bitterkeit des Spruches

---

*) Der Almanach gibt V. 1 „gesehn hat", 3 schwätzen, 4 „der Eilenden". Noch 1800 steht 7 „die Winkel, die Gäßchen und Treppchen nicht scheuest".

**) Im Almanach steht V. 3 „Dunkle Häuser sind es".

***) Statt Weise V. 1 schrieb der Dichter schon 1800 Heilige.

†) Der Almanach las V. 2 „Treu und froh wollt' ich sein".

verletzte niemand tiefer als Frau von Stein. Und doch liegt es auf der Hand, wie wenig der Dichter diesen Ausruf des Unmuths für allgemein gültig halten konnte, obgleich er bei aller seiner Menschenfreundlichkeit oft genug die Wahrheit des Spruches erfahren haben mochte. — 75. Das Epigramm räumt die Frechheit des vorigen Spruches ein (vgl. Epigramm 60), findet sie aber bei seinem Unmuthe erklärlich, und er selbst darf sich darauf berufen, daß sein Herz fromm und treu, und er also von dem Vorwurfe frei ist, den er in seiner Verbitterung allen Menschen gemacht. Das wissen nicht allein die Götter, auf welche er sich in gangbarer Weise beruft, sondern auch andere, die sein Herz kennen. Wen sollte diese menschlich schöne Berufung auf sein Herz nicht mit der Bitterkeit des vorigen Epigramms versöhnen! — 76. Freilich habe ich auch gute Gesellschaft gesehen, nicht bloß Gaukler und Volk und die gemeinen Mädchen, die einen großen Theil der Epigramme füllen, aber zu einem Epigramm bieten sie eben keinen Stoff.*)

Siebenundsiebzigstes bis achtzigstes Epigramm. Der Dichter kommt auf sich selbst, auf seine dichterischen und naturwissenschaftlichen Bestrebungen. — 77. Die Absicht, einen Dichter aus ihm zu bilden, wäre der Natur mit ihm gelungen, hätte ihm die Härte der Sprache nicht unwiderstehliche Hindernisse entgegengestellt. Auch hier spricht in dem ersten allgemeinen Satze wie in der Klage über die deutsche Sprache bitterer Unmuth. Vgl. zu Epigramm 29.**) — 78. Eben so bitter erklärt er sich gegen diejenigen, welche ihn auf die Dichtung als die lohnendste Thätigkeit seines Geistes beschränken wollen, da

*) V. 2 stand im Almanach und statt ja.

**) Noch im Almanach begann V. 1: „Einen Dichter meint' es zu bilden; es wär'“.

doch Erkenntniß der Natur sein höchstes Glück bildet. Bei den Pfuschern denkt er an die vielen Dichter, die ohne Kenntniß der Kunst (vgl. Epigramm 33) sich der größten Erfolge bei der Menge rühmen dürfen. — 79. 80. Gegen Newtons Zusammensetzung des Weißen aus verschiedenen Farben. Vgl. Gott und Welt 17—22. Das erstere Epigramm spielt mit weiß und weis machen, das zweite deutet darauf, daß, wenn man sich einmal in bestimmte Theorien hereingedacht habe, man nicht merke, wie man die Naturerscheinungen verzerre (martere), um sie zu erklären (darnach zu gestalten). In den beiden Beiträgen zur Optik (1790. 1791.) hatte er sich gegen Newton erklärt; den Gegnern wollte er hier zu ihrem Aerger gelegentlich beweisen, daß er auf seinem Widerspruch verharre. Im ersten jener Beiträge hatte er erklärt, eine Theorie sei nur dann schätzenswerth, wenn sie alle Erfahrungen unter sich begreife und der praktischen Anwendung derselben zu Hülfe komme.*) In den Tabulae votivae des Musenalmanachs auf 1797 finden sich noch folgende auf Newton bezügliche Sprüche (31. 38):

Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trutz eins und ein einziges bleibt.

Die Systeme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus!

Aus Goethes Nachlaß ist das Distichon bekannt geworden:

Neu ist der Einfall doch nicht, man hat ja selber den höchsten,
Einzigsten, reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.

Ein- bis fünfundachtzigstes Epigramm.

---

*) V. 2 hatte der Almanach mich statt uns. Noch in den neuen Gedichten fand sich V. 1 erkläret.

Uebergang zu seinem beglückenden Liebesverhältnisse. — 81. Mit dem hübsch gewendeten Wunsche, daß der Jüngling und das Mädchen des Büchleins sich erfreuen mögen, leitet er die Liebesepigramme ein. Sich winden deutet auf die verschlungenen Pfade hin, die er durchwandern muß. Tröstlich ist es, indem es das Glück des Genusses ihm zeigt. Dereinst, in Zukunft. Aehnlich Klopstock Wingolf 3, 9 ff. der Abschied Str. 18 f. Man kann es Heller zugeben, daß das zweite Distichon an Prop. III, 2, 19. 20 anklinge; jedenfalls aber hat das erste mit dem Anfange von Mart. I, 3 nichts zu thun. — 82. Das Epigramm spricht den Wunsch an die Musen aus, daß sie dem Wanderer noch größere Gunst gewähren möchten, wobei die hübsche Vergleichung auf ein vertrauliches Liebesverhältniß hindeutet.*) — 83. Die Liebe wird allen Unmuth aus seiner Seele verscheuchen. Der Vergleich ist vortrefflich ausgeführt. Bei trüben Tagen sind wir selbst trübe gestimmt, suchen dem Regen und Sturm zu entgehn, aber wenn die Sonne wieder glänzt, dann vergessen wir den Trübsinn und sind heiter wie die sich immer wieder herstellende Natur.**) — 84. Der wahre Liebesgenuß ist gleich entfernt von Frechheit wie von Ernst. Frechheit läßt keine reine Befriedigung aufkommen, Ernst erdrückt die Lust.***) — 85. Die Sehnsucht nach beglückender Liebe läßt ihn nicht schlafen. Morpheus er-

---

*) Noch in den neuen Gedichten lautet der erste Vers: „Wie die Winke des Mädchens, das keine Zeit hat, und eilig“.

**) V. 1 stand noch 1800 „in Dunst und Wolken“, 3 „der Regen“.

***) In der Monatsschrift lautete V. 1: „Willst du die Freuden der Liebe rein, ohne Reue genießen“; im Almanach hieß es „mit reinem Gefühle genießen“. 1800 trat die jetzige Fassung ein. 2 begann noch im Almanach „O! so“ und in der Monatsschrift stand „fern vom Busen“. 3 hatte noch der Almanach „Jene will“ und „dieser denkt“, 4 „Siehe, da lächelt (Monatsschrift lispelt) der Gott beiden das Gegentheil zu“.

scheint als ein geflügelter Greis, der aus einem Horne den Mohnsaft gießt. Goethe gibt ihm Mohnbüschel. *)

Sechsundachtzigstes bis hundertunddrittes Epigramm. Das ihn beglückende Liebesverhältniß. Die Beziehung auf die nordische Geliebte (97) paßt eben so wenig als die Vorstellung, er habe bisher der Liebe Glück noch nicht genossen (92). Das ganze Verhältniß zu der venediger Geliebten ist rein erdichtet, schon nach der Kürze der Zeit, die er in Venedig lebte; es schildert uns sein Liebesglück mit seiner Christiane und die meisten dieser Epigramme gehören wohl dem Jahre 1789 an.

86—91. Einleitung des Verhältnisses. — 86. Er traut der Geliebten noch nicht, daß sie ihm herzlich zugeneigt sei. Das Epigramm ist nicht persönlich an die Geliebte gerichtet. — 87. Auch dieses Epigramm bezieht sich auf den Zweifel, ob er sich der Geliebten anvertrauen dürfe. Die Fackel des Amor, die ihn das Mädchen finden ließ, ist nun erloschen, wo er ihrer herzlichen Liebe sich versichern möchte. **) — 88. Nur, wenn er eine Nacht an ihrem Herzen geruht, werden sie sich ganz vertrauen, während jetzt noch etwas Fremdes zwischen ihnen liegt, und er lebt der frohen Ueberzeugung, daß er bald bis zum Morgen, ja bis zum Sonnenaufgang bei ihr ruhen wird. Vgl. Epigramm 90. Elegie 13, 33 ff. Die Freunde von dem Liebespaare, das sich nun ganz vertraut. — 89. Bitte, endlich seine

*) V. 2 lautete in der Monatsschrift: „Dieses Auge bleibt wach, schließt es mir Amor nicht zu"; der Almanach schrieb „drückt es mir Amor". Die jetzige Fassung erhielt der Vers 1800.

**) V. 1 hatte die Monatsschrift Ja (statt Ha), 3 „Aber bald führest du uns". 4 schloß „und verschwunden ist sie;" der Almanach schrieb dafür „und die Falsche verlischt". Erst 1800 trat 2 Dunkel statt Dunkeln, 4 falsche statt Falsche ein.

sehnsüchtige Bitte um ihre höchste Liebesgunst zu erhören. Habe sie ihn nur zum Besten gehalten, so möge sie ihn lassen. *) — 90. Auf ihre Klage über sein Schweigen erwiedert er, sie achte nicht auf seine Seufzer, auf seine schmachtenden Blicke; nur wenn einst an ihrem Busen Aurora ihn finde, werde sein Herz in einem Jubelhymnus sein Glück preisen, wie die Memnonssäule vor den Strahlen der aufgehenden Sonne töne. Vgl. Elegie 13, 29 ff. **) Den frühen Göttern, mit freiem Gebrauche des Beiwortes (den Göttern in der Frühe), wie Epigramm 96 „das nächtliche Schiff". — 91. Sein Herz fühlt sich freilich von mancher Schönen angezogen, aber immer kehrt es doch wieder zur Geliebten zurück. Es schwebt ein wohl in Venedig gesehenes Knabenspiel vor, wo man ein Rad bald weiter im Seile laufen läßt, bald wieder einzieht. Das hübsche Epigramm dürfte hier, wo der Liebende sich nach höchstem Genusse sehnt, etwas auffallend stehn, will man nicht annehmen, nur aus Verzweiflung, zu seinem Zwecke zu gelangen, sehe er sich nach andern um. ***)

92—103. Schilderung des endlich erlangten unendlichen Liebesglückes. — 92. Früher achtete er auf alle Jahreszeiten, deren eigenthümliche Reize ihn anzogen, jetzt, wo ihn die Liebe voll beglückt, blüht ihm ewiger Frühling. †) — 93. Er fühlt sich in seiner Liebe so glücklich, daß er, würde er tausend Jahre alt, nur immer so zu leben wünschte. Vorschwebt

---

*) V. 1 hat der Almanach: „Ist es Ernst, so zaudre nicht länger und mache". 1800 „zaudre nun länger nicht; mache". Erst die zweite Ausgabe fügte dir ein.

**) In der Monatsschrift steht V. 1 Punkt nach dich, 4 lautet: „Nur Aurora, die uns traulich umschlungene weckt". Eine V. 3 ist im Almanach gesperrt gedruckt.

***) Im Almanach war das erste Distichon durch Versehen weggefallen.

†) Der Almanach hatte V. 3 „kein Sommer, kein Winter, seitdem".

das Wort Rousseaus vom Liebhaber (im fünften Briefe der Heloise): „Er wird wünschen Hanf zu brechen (zu den Füßen seiner Geliebten sitzend), heute, morgen und übermorgen und sein ganzes Leben". Er selbst hatte darnach in Wetzlar gewünscht „Johannistrauben zu pflücken und Quetschen zu schütteln, heute, morgen und übermorgen und sein ganzes Leben". Im zwölften Buche von Wahrheit und Dichtung gedenkt er gleichfalls der Stelle Rousseaus. — „Hundert und hundert", wie „tausend und tausend" im Amyntas 29. — 94. Sein Dank an die Götter (vgl. Epigramm 75) läuft in den Gedanken aus, daß das wahre Lebensglück so wenig fordere. Vgl. Epigramm 34. — 95. Jetzt begrüßt er frühmorgens in den Augen der Geliebten den Morgenstern, und die Sonne, die ihn aus ihrem Bette treibt, erscheint ihm immer zu früh. Vgl. 88. Der Gegensatz zu der Lust des Jünglings, den Sonnenaufgang von Bergeshöhen zu genießen, prägt sich anmuthig aus.*) — 96. Das nächtliche Meerleuchten, auf welches ihn die Geliebte hinweist, erinnert ihn an seine eigene Liebesglut; ist ja auch Amor Sohn der Meergöttin Aphrodite.**) — 97. Das die Sehnsucht nach der Heimat aussprechende Epigramm kommt gar ungelegen. Veranlaßt wird es durch die bei günstigem Winde nach Süden segelnden Schiffe, aber trotz aller Schätze des Südens zieht ihn bei deren Abfahrt sein Herz nicht dorthin, sondern nordwärts, zu seiner Christiane.***) —

*) In der Monatsschrift steht am Ende von V. 4 hervor. Noch der Almanach hat V. 5 „Boten des Morgens".

**) In der Monatsschrift stand V. 1 „Ihr erstaunt und zeigt", 2 leuchtend (statt flammend), 3 „dies Meer", 4 Flamme? Seit der Quartausgabe drang der Druckfehler verwundet 4 ein.

***) V. 1 hatte die Monatsschrift gegen, 6 „ein starker". Noch im Almanach steht 3 „es wendet mein Auge", 4 „Gebirgs, rückwärts, den schmachtenden Blick", 5 „Welche Schätze liegen mir südwärts."

98. Sehr hübsch wird an die Sorge für die zu Wasser verreisende Geliebte die Qual der Eifersucht angeknüpft, sie möchte auf der Fahrt einem andern ihre Liebe zuwenden. Der von ihm angeflehte Windgott ist es selbst, der ihn auf die größere Gefahr hinweist, daß Amor zu ihr fliege und neue Liebe in ihr errege. Den wüthenden Stürmen treten die leicht bewegten Flügel Amors entgegen. Die bei Properz und Ovid, auch bei Horaz (carm. III, 27), mehrfach erwähnte Seereise der Geliebten schwebt ganz allgemein vor, beim König Aeolus wohl dessen Darstellung im ersten Buche des Aeneis. Heller wirft dem Dichter Mangel an Logik vor; er versteht aber eben das Epigramm ganz falsch, wenn er meint, Aeolus sage, er habe für sich, nicht für sein Mädchen „die Stürme der Liebe zu fürchten". Daß die Furcht für sein Mädchen auch die Furcht seines eigenen unersetzbaren Verlustes einschließt, merkt Heller nicht.*) — 99. Seine Liebe zum Mädchen ist seit der ersten Bekanntschaft unverändert geblieben. Vgl. Elegien 6, 5. 13.**) — 100. Hat er anfangs an der Herzlichkeit der Geliebten gezweifelt, so hat er nun seinen Irrthum eingesehen; sollte er aber jetzt in seinem Vertrauen auf sie sich täuschen, so wünscht er, diesen Irrthum in seinem Leben nicht zu erkennen. Viel schärfer spricht den Wunsch, von der Treulosigkeit der Geliebten nichts zu wissen, Shakespeares Othello (III, 3) aus. Klüger sind die Götter, weil sie einsehen, was ihm frommt. Vgl. Iphigeniens Gebet III, 1 nach Orests Entfernung. Kalt heißt hier das „Gestad" der Unterwelt im Gegensatz zum glühen Leben; das Beiwort ist gewählter als schwarzem,

*) V. 3 las der Almanach „Gott zu", 4 „Fürchte das Lüftchen".

**) Im Almanach steht V. 1 „war sie, als ich das Mädchen geworben", in den neuen Gedichten „war das Mädchen, als ichs geworben". Die jetzige Fassung gab zuerst die zweite Ausgabe.

dunkelm sein würde.*) — 101. Alle seine Gedanken werden dem verliebten Dichter gleich zu einem Gedichte, was ihm die launige Besorgniß erregt, seine Geliebte selbst könnte ihm zuletzt in ein Gedicht aufgehn, wie die Götter dem Midas auf seinen Wunsch alles, was er angriff, zu Gold werden ließen. Die Befreiung des Königs Midas von seinem Unglück im Flusse Paktolus läßt Goethe zur Seite. Die andere Geschichte vom Barbier des Midas hatte er am Ende der Elegien geschickt benutzt. Willkürlich macht er den phrygischen König zu einem Greise.**) — 102. Das Schwellen des Halses deutet der Dichter als erste Berührung der Liebesgöttin und verkündet der Geliebten in anmuthiger Weise die bald eintretende, von ihm so sehr ersehnte Veränderung, die freilich ihren Körper auf einige Zeit entstellen, aber auch die gewünschte Frucht bringen werde; darum solle sie diese eben so freudig über sich ergehn lassen, wie den Gärtner freudige Hoffnung erfüllt, sieht er die reifen Blüthen fallen.***) — 103. Unendlich schöner Ausdruck des Glückes der Erwartung des geliebten, schon die deutlichsten Spuren erwachenden Lebens verrathenden Sprößlings ihrer Liebe, dem, was ihm auch nach dem unabänderlichen Willen des Schicksals begegnen werde, Liebe zu Theil werden möge. Es erleidet kaum einen Zweifel, daß diese Verse an seine

---

*) Erst die zweite Ausgabe setzte V. 3 dieses statt das.

**) Noch im Almanach steht V. 3 „Lustiger geht mirs auf ähnliche Weise“ (1800 in ähnlichem Fall), 5 „Gern ertrag ich das (in der Monatsschrift dies) Schicksal, ihr Musen“, 6 „ich sie“ und „mir nicht“.

***) V. 1 hatte noch der Almanach „sagte mein Liebchen“, 5 das unrichtige „vernehme“ und „das Wort“ (in der Monatsschrift mein Wort), wofür 1800 wider den Vers „vernimm mein Wort“ eintrat, aber schon die zweite Ausgabe stellte „vernehme das Wort“ wieder her. 6 schrieb erst dieselbe Ausgabe nirgends statt nirgend.

Christiane gerichtet waren, welche ihn Weihnachten 1789 mit einem Sohne beschenkte.*)

Hundertundviertes Epigramm. Anmuthig gefühlvoller Abschluß der in Venedig, fern von den Freunden**), gedichteten Epigramme, welcher nicht undeutlich das glückliche eben geschilderte Liebesverhältniß daselbst als bloße Erdichtung bezeichnet. Die Erinnerung an die süßen mit der Geliebten verlebten Stunden, die ihm seinen lieblichen August gebracht, und die Hoffnung, derselben sich bald wieder zu erfreuen, sind die Würzen derselben, wie es keine schönern giebt. Neptunische Stadt heißt das dem Meere abgerungene Venedig, wie in der ersten Epistel 59.

---

*) Nur eine Veränderung trat in dem kunstvollendeten Gedichte 1800 ein, V. 9 will statt wolle..

**) Den Druckfehler Freuden statt Freunden V. 1 schaffte erst die zweite Ausgabe weg. Schon 1800 ward 3 „würzt' ich" in „ich würzt' es", 4 „würzt' ich" in „würzt' es" verbessert.

Weissagungen des Bakis.

Der Vorspruch vom Jahre 1814 entschuldigt die Seltsamkeit dieser Prophetensprüche mit der noch größern dessen, was wirklich geschieht (er dachte an die damaligen großen Begebenheiten, die ihm selbst unerwartet kamen) auf mehr launige als zutreffende Weise. Bakis hieß ein schon von Herodot (VIII, 20) erwähnter böotischer Wahrsager, von dem manche in Hexameter gefaßte Weissagungen bekannt waren; auch wurde der Name zur Bezeichnung von Wahrsagern allgemein gebraucht. Die zweite Abtheilung der zahmen Xenien ist „mit Bakis' Weissagungen vermischt“.

Schon I, 252 f. ist bemerkt, daß Goethe unsere Gedichte im Sinne hat, wenn er am 26. Januar 1798 an Schiller schreibt, er habe für den Almanach einen Einfall, der noch toller sei als der der Xenien. Zu Jena begann er am 23. März, dem fünften Tage seines dortigen Aufenthaltes, die Weissagungen; sie blieben aber bald darauf liegen. Wie er später Riemer sagte, hatte er auf jeden Tag des Jahres einen derartigen Spruch machen wollen, damit die Sammlung eine Art Stechbüchlein, in der Weise der Spruchkästlein, werde, wie fromme Seelen, auch Goethes Mutter, der Bibel oder des Gesangbuches als eines solchen Orakels sich bedienen, indem sie dem zufällig aufgestochenen Spruche eine Beziehung auf ihre augenblickliche Lage beilegen. Der Dichter theilte die 32 vollendeten Sprüche*) Schiller mit, unter dessen Papieren sie sich zufällig fanden**), als Goethe eben seine neuen Gedichte zu sammeln begonnen hatte, und so entschloß er sich, sie hinter den Epigrammen mitzutheilen, da er an ihre Vollendung nicht dachte. Als er sie am 20. März 1800 an A. W. Schlegel zur prosodischen Durchsicht sandte, bemerkte er: „Sie sollten eigentlich zahlreicher sein, damit die Masse selbst verwirrt machte, aber der Humor, der zu solchen Thorheiten gehört, ist

*) Sie würden gerade für den ersten Monat ausreichen, wenn man annehmen wollte, daß der erste der Sprüche, was wohl möglich, später hinzugefügt sei.

**) Nach Goethes Aeußerung im Briefe an Schiller vom 16. April 1800.

leider nicht immer bei der Hand." Sie erhielten damals wohl von Goethe selbst und seinem prosodischen Rathgeber einige Veränderungen, die aber nur metrisch-prosodisch waren. In der zweiten Ausgabe erfuhren bloß sechs Stellen ähnliche Verbesserungen, aus dreien wurden Druckfehler weggeschafft. Die spätern Ausgaben zeigen keine Veränderungen; erst nach Goethes Tode schlich sich in der Quartausgabe ein später fortgepflanzter Druckfehler ein. Zur Erklärung geschah von Goethes Seite nichts, ja als ihm im Jahre 1827 eine handschriftliche Deutung dieser Sprüche von Wien aus zuging, äußerte er unmuthig, die deutsche Nation stolpere über Strohhalmen: so quälten sie ihn und sich mit den Weissagungen, wie früher mit dem Hexeneinmaleins, und so manchem andern Unsinn, den man dem schlichten Menschenverstand anzueignen gedenke. Eine solche Ablehnung der Deutung einer ihm selbst fremd gewordenen Dichtung ist leicht erklärlich; Goethe war es meist sehr unbequem, sich über den Sinn einer seiner Dichtungen mit Bezug auf eine ihm vorgetragene Deutung auszusprechen; nur in den seltenen Fällen, daß es ein ihm selbst am Herzen liegendes Gedicht galt, besonders ein solches, dem er größere Beachtung wünschte, ließ er sich dazu bestimmen. Wir wissen, wie sehr man ihn mit der Deutung seines Märchens quälte (Erläuterungen XV, 54 f.), und wie es ihn anwiderte, als man in dem Unsinn des Hexeneinmaleins im Faust einen tiefen Sinn witterte. Bei den Weissagungen dürfen wir uns durch Goethe's Unmuth um so weniger von dem Versuche einer Deutung abhalten lassen, als er selbst (Spruch 15) von Schlüsseln zur Lösung der Räthsel des Lebens spricht, und wir unmöglich annehmen können, daß er, um die Leser zum Besten zu halten, 365 sinnleere Sprüche habe schreiben wollen. Wenn er die Weissagungen einen noch tollern Einfall nannte als die Xenien, so dachte er

daran, daß man sich über den Sinn derselben noch toller zerrathen werde, als bei den Xenien, die aber auch durch die ganz deutlichen Angriffe auf bestimmte Personen einen wahren Sturm erregten. Bei der Deutung müssen wir uns freilich um so mehr bescheiden, als das Räthselhafte beabsichtigt war, und wir nicht den zehnten Theil der im Plane liegenden Sprüche besitzen, von denen einer Licht auf den andern werfen würde. Den ersten Versuch zur Deutung hatte nicht ganz ohne Glück Viehoff gemacht; wir folgten ihm auf dieser Bahn, ohne bisher einen Nachfolger gefunden zu haben, wie manches wir auch noch im Dunkel lassen mußten. Wir glauben diesmal bei einigen weiter gekommen zu sein. Ein großer Theil dieser Sprüche ist politischer Art, durch die traurigen Weltzustände veranlaßt, da der Uebermuth der Franzosen, die sich nun auch mit Gewalt der Schweiz bemächtigten und zu einem Kampf auf Tod und Leben mit England entschlossen schienen, keine Schranken kannte. Mehrere andere beziehen sich auf naturwissenschaftliche Forschungen. Eine größere Zahl gibt Lebensregeln und Beobachtungen. Wenn auch zuweilen ein paar Sprüche in näherer Beziehung zu einander stehen, so wählte Goethe doch mit Absicht im allgemeinen eine bunte Folge, um die „verwirrende" Räthselhaftigkeit dadurch zu vermehren. Viele sind rein allegorisch gehalten und nicht immer tritt die Beziehung klar hervor; dagegen findet sich eine große Anzahl glücklich eingekleideter und bezeichnend dargestellter Gedanken.

Erster Spruch. Der einleitende Spruch deutet auf die Abneigung, mahnenden Weissagungen zu folgen, da man nur in der Gegenwart lebe, nicht einmal auf die Lehren der nächsten Vergangenheit höre. Kalchas weissagte den Griechen auf der Fahrt nach Ilion (spä.ere Form für Ilios), daß sie erst im zehn-

ten Jahre die Stadt einnehmen würden (Il. II, 301ff.). Ebenso verkündete Kassandra dem Agamemnon, dem sie als Beute zu Theil geworden, auf der Rückreise das seiner wartende Unglück. Bekannter ist, daß Kassandra nicht gehört wurde, als sie ihren eigenen Landsleuten die Zerstörung Trojas vorhersagte. Das Morgen und Uebermorgen, die geweissagte nächste Zukunft. Offenbar muß Gestern und Ehegestern geschrieben werden, wie Morgen und Uebermorgen. Anstößig ist, daß Ehegestern in den zweiten Theil des Pentameters übergeht.*) — Den zweiten Spruch bezieht Viehoff auf den Lebensweg, aber unmöglich kann von einem Wege die Rede sein, den eben jeder gehn muß und auf dem nicht alle eine und dieselbe Art des Gehens beobachten, die hier geschildert wird. Der eine Weg deutet wenigstens auf noch einen andern, und unzweifelhaft schwebt die Einkleidung der Paramythie des Prodikus von den Wegen der Tugend und des Lasters vor. Und wie können die Schlangengewinde, die man, eben weil man diesen Weg geht, nothwendig sich nachzieht, die „Leidenschaften und verwickelten Lebensverhältnisse" bezeichnen, wie können diese zur Blume werden die man dem Ganzen dahin gibt? Und ist denn ein jeder Lebensweg so von Leidenschaften und Verwicklungen gehindert? Der lange und schmale Weg ist der der Erfahrung in der Naturwissenschaft im Gegensatz zu dem bequemen der Schule; je weiter man in der Erfahrung kommt, desto breiter wird er, insofern man an Einsicht gewinnt; die Schlangenwindungen, die man sich nachzieht, sind die Angriffe von Seiten der unfehlbaren Schule; kommt man ans Ende der Bahn, so werden diese zu einer Blume,

---

*) Der erste Druck hat Cassandern, was auf den Mannsnamen Cassander führen könnte.

weil man alle Verfolgungen im Bewußtsein der Wahrheit überstanden, und man gibt sie dem Ganzen dahin zur Mahnung, daß die Ueberzeugung der Wahrheit alle Verfolgungen siegreich bestehn lasse. — Dritter Spruch. Zur Auffassung der Sprüche bedarf es eines empfänglichen Sinnes. Bakis verkündet nicht bloß die Zukunft, sondern deutet auch auf das Verborgene, wie es Wünschelruthen thuen; aber nur wer von der Natur dazu bestimmt ist, zeigt sich als wahrer Rhabdomant; nicht wenn der Stab noch an der Haselstaude sich befindet, zeigt er auf die Stelle, wo Verborgenes in der Erde ruht, sondern wenn eine von der Natur mit dieser Fähigkeit begabte (fühlende) Hand ihn hält. Das Stillverborgene bezeichnet hier nicht die unter der Erde ruhenden Metalle oder Wasser, sondern die den gewöhnlichen leichtsinnig hinlebenden Menschen verborgenen Lebenserfahrungen.*) — Vierter Spruch. Der wahren Einsicht, die Bakis lehrt, folgt Glück. Der mit Menschenantlitz begabte weissagende Schwan ist die Einsicht, die im Nachen fahrende sich entschleiernde Schöne die Zukunft, die sich in Folge der Weissagung entschleiert, wodurch sie reiches Glück gründet. V. 1 bezeichnet die Verwandlung des Halses und Kopfes des Schwanes in die eines Menschen. Die umgekehrte Verwandlung Hor. carm. II, 20, 9—12. Nach der Sage singt der Schwan vor seinem Ende (vgl. Divan IX, 19), hier nimmt er ein Menschenantlitz an, wenn er die Wahrheit verkündet. Der schwimmende ist der Schwan (richtiger stände Schwimmenden), dem der Nachen mit der Schönen folgt. Der silberne Schleier, den die Schöne getragen, wird auf

*) „Nun, in der fühlenden Hand", (d. h. wo er abgebrochen in der Hand sich befindet) hat der erste Druck. Die in der zweiten Ausgabe zuerst erscheinende jetzige Lesart muß auf absichtlicher Aenderung beruhen.

dem Wasser in fließendes Gold verwandelt.*) — Fünfter Spruch. Viehoff hat ihn richtig auf den Kampf zwischen der herrschenden Continentalmacht Frankreich und der Seemacht England bezogen. Freilich ist das erstere durch „Felsen und Land" dem andern als „Felsen und Wellen" etwas sonderbar gegenübergestellt, aber es wäre doch seltsam, wenn Felsen, wie Viehoff will, hier felsenfesten Sinn bedeuten und England allein durch Wellen bezeichnet werden sollte. Man dachte damals an eine Landung der Franzosen in England, aber die neu ausgerüstete Flotte war für Aegypten bestimmt. Goethe wagt nicht zu sagen, wer von beiden den Sieg davon tragen werde; das könne nur der Erfolg (die entscheidende Parze) zeigen. Der scheinbare Widerspruch zwischen V. 1 und 4 erklärt sich daher, daß dem Anschein nach Frankreich damals am mächtigsten war. — Sechster Spruch. Das Glück des Volkes beruht auf dem Zusammenwirken von Fürst und Volk. Hat das Volk seinen Fürsten vertrieben, der nun, da er, wie der junge König in Goethes Märchen, heimatlos umherirrt, auf kalter Schwelle sein Haupt niederlegen muß, so möge die Göttin staatlicher Bildung sich seiner annehmen, den Kranz still um sein Haupt flechten, damit er sanft ruhe**), und seinen Schlaf beschützen. Dann werden die Hunde verstummen (seine politischen Gegner zum Schweigen gebracht), ein Geier (die Reue des Volkes, das ihn vertrieben) ihn wecken und mit seiner Rückkehr das zur alten Thätigkeit zurückgeführte Land sich des Wohlstands erfreuen. Freilich liegt hier der Gedanke an Frankreich sehr nahe, aber der Spruch ist ganz allgemein gehalten. — Siebenter Spruch. Er geht auf die falschen Berather der Fürsten und des Volkes,

---

*) Statt „dem Nachen" hatte der erste Druck „dem Kahn dann".

**) Vgl. Tib. II, 1, 4: Spicis tempora (tua) cinge, Ceres.

die den Umsturz herbeiführen, indem sie jeden Gedanken an drohende Gefahr fern halten. Nicht die Verhüllten, sondern die mit offenem Gesichte sollten von Volk und Fürst gefürchtet werden, da sie die eigentlichen Verräther sind. Die Verhüllten können nur die ernsten, sorgenvollen Rathgeber sein, denen das Wohl derjenigen, die sie berathen, am Herzen liegt, die mit offenem Gesichte die, welche mit leichtfertiger Heiterkeit die Ihrigen in sorglose Ruhe wiegen, sich beliebt zu machen suchen, aber dadurch eben Verderben heranziehen. Die bestimmte Zahl sieben scheint ohne besondere Bedeutung; es ist eine beliebte Zahl, wie bei den sieben fetten und sieben magern Kühen, den sieben vollen und dünnen Aehren, die auf so viele Jahre hindeuten (1. Mos. 41). Vielleicht wirkte mitbestimmend, daß dieser Spruch gerade der siebente ist. Eine Deutung auf die sieben Nächte und Tage der Woche läßt sich nicht durchführen. — Achter Spruch. Die von den Franzosen versprochene Freiheit ist weder da, noch wird sie in nächster Zeit erscheinen; wir werden ohne sie ins neue Jahrhundert hinübergehn. Bei den Feinden schweben hier die Schweizer vor, deren die französische Republik sich gerade damals mit Gewalt bemächtigte. — Neunter Spruch. Wenn das Unmögliche geschieht, dann wird dem Müssigen, der alles gehn läßt, wie es geht, das Glück von selbst aus der Erde wachsen. Er bedient sich in volksthümlicher Weise dreier Unmöglichkeiten, wie solche auch bei den alten Dichtern von Archilochus an gebraucht werden. Mäuse werden nie auf offnem Markte zusammen laufen, Wanderer sich nie vierfacher Krücken bedienen, Tauben nie rasch hintereinander an der Saat vorüberfliegen. Die beiden ersten Fälle werden frei hingestellt, der dritte als Vordersatz mit dem Schlusse verbunden. Den Namen Tola nahm Goethe wohl vom Richter Thola (Richter 10, 1. 2), von dem (seiner Abkunft wird

auch sonst gedacht) nichts weiter erzählt wird, als daß er zu Samir gewohnt, dreiundzwanzig Jahre Israel gerichtet habe, dann gestorben und zu Samir begraben sei, während wir von seinem Nachfolger wenigstens hören, daß er dreißig Söhne und dreißig Städte gehabt. — Zehnter Spruch. Er geht nicht auf die Freiheit, wie Viehoff deutet, sondern auf die Wahrheit, die bei allem reichen Glanze anspruchslos in die Welt tritt, wo sie vom Weisen sogleich erkannt wird. Vgl. die B. I, 194 mitgetheilten an Herders Gattin gerichteten Verse auf die Wahrheit. — Elfter Spruch. Alle Klagelieder über die verheerende Zerstörung helfen nichts. Das Bild einer von Zeus gesendeten Ueberschwemmung findet sich schon bei Homer (Il. XVI, 384 ff.). Beim harfeniren schweben wohl die Klaggesänge von Jeremias vor. Viehoff freilich sieht in dem einen, „der in die Verwüstung hinein singt", den Dichter im allgemeinen, und bemerkt wunderlich, der reißende Strom jener Zeit habe Goethes Lieder nicht hinweggenommen, und so sei seine Prophezeihung in Beziehung auf ihn selbst nicht eingetroffen. — Zwölfter Spruch. Uebermächtige Gewalt kennt kein Recht.*) Der Spruch geht auf das „übermächtige und übermüthige" französische Volk, über dessen „Succeß" sich Posselt in seiner Weltkunde „tief bis in die Eingeweide freute", dessen „Politik so gewaltsam wie ihre Literatoren zahm" war, dessen „beweglicher, glücklich organisirter und mit Verstand und Ernst geführter Masse niemand werde widerstehn können".**) — Dreizehnter Spruch. Die französische Umwälzung hat Kerker (die Bastille) zerstört, aber neue Kerker errichtet, als ob auch die Freiheit nur ein Wahnsinn sei, in

*) Im ersten Druck stand V. 4 „War die Gerechtigkeit denn auch".

**) Aeußerungen Goethes in den Briefen an Schiller vom 17. Januar, 14. und 17. März 1798.

welchem man mit Ketten wie mit Blumenkränzen spiele. — Vierzehnter Spruch. Nur das Gefühl geliebt zu werden, nicht erworbene Schätze, befriedigen die Seele, nur inneres, nicht äußeres Glück beseligt. Der eine erklärt die Liebe für einen Traum, der andere äußere Schätze für nichts. Der Angeredete will in seiner Ruhe nicht gestört werden, und er bemerkt, der andere täusche sich, wenn er zu wachen glaube, da das, was er zu besitzen meine, kein wirklicher Schatz sei. — Fünfzehnter Spruch. Die Sprüche belehren den Verständigen; am glücklichsten freilich ist der, welchem der leichte Blick ins Leben verliehen ist, durch den er sich von selbst überall zurecht findet. — Sechzehnter Spruch. Aus der so oft mangelnden Einsicht in den Verlauf der Vergangenheit ergibt sich die Gestaltung der Zukunft; beide schließen sich an die ins Leben getretene Gegenwart unvermittelt an.*) — Siebzehnter Spruch. Nur das Lebendige vermag Leben in sich aufzunehmen; vom Stein (Felsen und Mauern) verdampft der Regen, dringt nicht ein; das Lebendige (Gras und Stein) nimmt ihn in sich auf. Man kann den Spruch darauf deuten, daß nur der Empfängliche Mahnungen und Weissagungen nutzt. — Achtzehnter Spruch. Man darf nicht ängstlich alles einzelne berechnen, sondern muß mit entschiedener Kraft handeln, die Zehn als eine Einheit fassen, deren man sich zum Rechnen bedient, nicht immer wieder von eins zu zählen anfangen, und so endlich nach langem Zusammenzählen von den Zehnern zu Hundert und Tausend kommen. Nicht gerechtfertigt dürfte es sein, den Spruch zu deuten: „Gewisse allgemeine Begriffe darf man nicht erst zu begreifen suchen, sondern man muß sich ihrer

*) Seit der zweiten Ausgabe liest man V. 4 an (statt als) ein Vollendetes.

als gegeben bedienen, will man im Reiche der Erkenntniß vorwärts kommen“; noch weniger möchten wir ihn mit Viehoff gegen gewisse überängstliche Mikrologen gerichtet glauben.*) — Neunzehnter Spruch. Der aufgeregte Sturm beruhigt sich nicht so leicht; lange Zeit dauert es, bis alles zur ruhigen Ordnung zurückkehrt. Die politische Beziehung ist hier eben so unverkennbar, wie bei Spruch 11. Gegen Viehoffs Deutung, es sei vergebliches Bemühen, die ganze Reihe der Erscheinungen zusammen zu fassen und überschauen zu wollen, um daraus erst ein Resultat zu gewinnen, spricht die ganze Fassung des Spruches. — Zwanzigster Spruch. Das Schwanken der Neigung behagt den Mädchen am besten. Ein Jüngling reizt das Mädchen, daß es ihm gefallen möchte; einen andern erkennt sie als gut und edel an, aber ohne etwas für ihn zu fühlen; der dritte gefällt ihr am besten, aber sie zweifelt an seiner Beständigkeit. Die Rede des Mädchens schließt mit V. 3. Der Ausruf des Dichters dürfte nicht ganz treffend sich anschließen. — Einundzwanzigster Spruch. Im Gegensatz zur schwankenden sinnlichen Liebe schildert der Dichter die religiöse Erhebung, welche den Körper des frischen Lebens beraubt, aber die Seele beschwingt. Eben der Mangel ist es, der den Menschen über seine sinnliche Natur erhebt. Viehoff denkt an die Bildhauerkunst. — Zweiundzwanzigster Spruch. Er bezieht sich auf naturwissenschaftliche Erkenntnisse. Da nothwendig eines aus dem andern folgt (aus der ersten Veränderung des Haares die zweite), so wird, wenn du einen Theil eines Problems erkannt hast, die Lösung des andern sich von selbst ergeben. Vor daß ist ein dadurch zu denken. Viehoff

*) Der erste Druck hat V. 4 „Sage nur Zehne“, wofür die zweite Ausgabe „Sage zur Zehne“ schrieb. Erst die dritte setzte Doppelpunkt nach Zehne.

faßt seltsam die Bedeutung der beiden Veränderungen des Haares als die beiden Hälften des Räthsels. Nein, das Räthsel liegt in dem Grunde beider Veränderungen; wer den der einen erkannt hat, dem ergiebt sich daraus auch der der andern. — Dreiundzwanzigster Spruch. Gegen die Feinde naturwissenschaftlicher Forschung, die es dem Dichter nicht vergeben konnten, daß er sich mit derartigen Dingen abgebe. Vgl. venediger Epigramme 78.*) Goethe erzählt selbst, Freundinnen hätten ihm seine „ernsthafte Gärtnerei", seine Beschäftigung mit der Metamorphose der Pflanze, sehr übel genommen, da Pflanzen und Blumen, statt noch durch Gestalt, Farbe und Geruch anzuziehen, dadurch zu einem „gespensterhaften Schemen" geworden seien. Wer jene höhern Naturansichten für todt und wesenlos im Gegensatz zur Anschauung der wirklichen Erscheinungen hält, beweist nur, daß ihm jede Einsicht in das Wesen der überall nach unverbrüchlichen Gesetzen handelnden großen Mutter Natur abgehe. Vgl. die chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten 10. 11. Wer dies nicht erkennt, ist ein „betrogenes Gespenst", da ihm das Bewußtsein der in ihm wirkenden Natur abgeht, er sich nicht im großen Zusammenhang der Naturerscheinungen fühlt. — Vierundzwanzigster Spruch. Helden wissen nur zu zerstören, die in der Natur wirkende Gottheit vermag allein zugleich zu leiden und zu wirken, indem sie auf die Erhaltung frischen Lebens selbst im Untergange bedacht ist. Daß die Zahl der

*) Noch in der Quartausgabe hat sich die falsche Interpunction erhalten. Das Anführungszeichen muß, mit dem Gedankenstrich, erst nach V. 3 stehn. Derselbe, der „Hinweg — Menschengesichter" gesprochen, schließt nach einer Pause, während welcher der Angeredete seinen Wunsch erfüllt hat, mit V. 4. Viehoff wollte irrig den ganzen Vers in Anführungszeichen setzen. Das Richtige hat Strehlke gegeben. Der Gedankenstrich tritt vor der Erwiederung ein, wie Spruch 14. 18. 25.

fallenden Kegel auf vier beschränkt wird, fällt auf; es sind wohl die vier Eckkegel gemeint, welche die rund herumgehende Kugel niederwirft. — Fünfundzwanzigster Spruch. Nur eine unendlich kleine Zahl der Blüten reift zur Frucht heran, so daß du dich nicht für unglücklich zu halten brauchst, wenn die meisten zu Grunde gehen, du nicht zwanzig Aepfel, sondern bloß einen von tausend Blüten erhältst. Der Spruch deutet darauf, wie wenig, wie Goethe einmal anderwärts sagt, die Kinder in der Art fortwachsen, wie sie sich andeuten; sonst würden wir lauter Genies haben, deren Zahl in Wirklichkeit außerordentlich beschränkt ist. — Sechsundzwanzigster Spruch. Die dem frischen Aufblühen schädlichen Thiere vernichten sich gegenseitig. Man denkt hier zunächst an die böswilligen, im Mißreden sich gefallenden Gegner. Vgl. den Spruch der zahmen Xenien V, 40: „Jeder solcher Lumpenhunde wird vom zweiten abgethan.“ Teufelsgezüchte. Der Teufel gilt als Schöpfer des Ungeziefers und aller schädlichen Thiere.*) — Siebenundzwanzigster Spruch. Grämliche Einbildung schreibt ihre eigene Tollheit selbstgefällig andern zu.**) — Achtundzwanzigster Spruch. Manche, die nur flüchtig mit der Natur sich beschäftigt haben, bilden sich ein, in ihre Tiefen gedrungen zu sein. — Neunundzwanzigster und dreißigster Spruch. Beide gehen wohl auf dasselbe (30, 1 entspricht 29, 1 f., 30, 2 29, 3 f.). Freiheit wird so leicht zur Frechheit und Willkür, Liebe zur Eifersucht; man muß sich vor leidenschaftlicher Ueberspannung auch bei diesen höchsten Gütern hüten. Freilich steht diese Deu-

---

*) Im ersten Druck stand V. 3 Teufelsgezücht statt mit der vom Verse geforderten Form auf e.

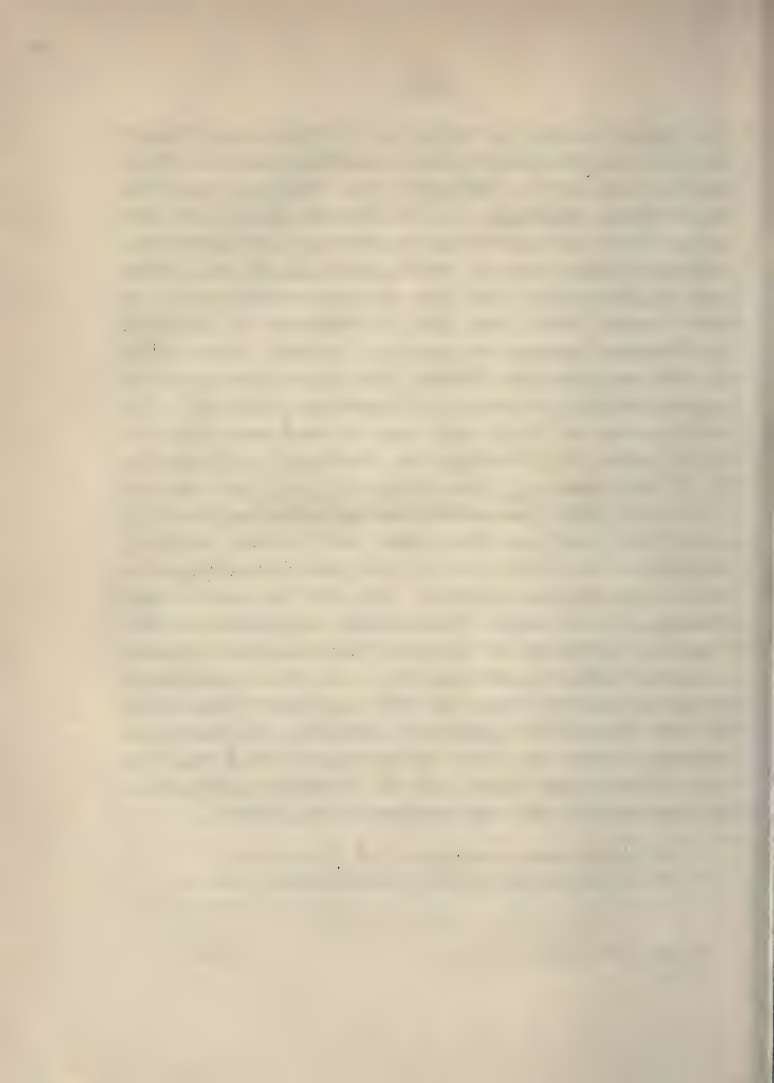
**) V. 3 hat der erste Druck irrig eigne statt eigene.

tung nichts weniger als sicher.*) — Einunddreißigster Spruch. Die Beweglichkeit muß beim Menschen die der Magnetnadel, nicht die der Windfahne sein. Die eine wird stetig vom Nordpole angezogen, aber sie schwankt immer mehr oder weniger östlich oder westlich und mit der nach dem nächsten Pol gerichteten Spitze neigt sie etwas zum Horizont, zum Boden (nach der Tiefe hinab), hält sich nie ganz wagerecht: sie folgt ihrem innern Triebe, ohne ihre Selbständigkeit zu verlieren. Die Windfahne dagegen hat gar keine Richtung, sondern dreht sich nach dem Willen des Windes. Die erstere deutet auf ernste Charakterfestigkeit, die andere auf leichtfertigen Unbestand. Die Wendung nach der Tiefe, nach unten hin wird als ernst dem ewigen Drehen, den Bücklingen der Windfahne entgegengesetzt. Die Windfahne nach der einen und nach der andern Seite hatte Goethe im vorigen Jahre im Walpurgisnachtstraum des Faust zur Bezeichnung der Stolberge verwandt, deren frühere freie Richtung bald in ihr Gegentheil umgeschlagen. — Zweiunddreißigster Spruch. Wie sich die Gottheit nach Schelling „in der ewigen Metamorphose der Außenwelt verkörpert“, so müssen in der Kunst die Individualitäten einzelner zu idealen Gestalten verklärt werden. Das ist der Hauptpunkt, der Beginn und das Ende, das Erste und Letzte**) der Kunst. Seit dem Anfange des Jahres 1798 beschäftigte sich Goethe mit Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur, in denen es ihm freilich mißfiel, daß der Idealist die andern Vorstellungen, deren er sich nicht erwehren könne, bestreite.

---

*) 29, 2 hat sich nach Goethes Tod er statt es eingeschlichen.

**) Wie Goethe sonst auch das A und O braucht. Vgl. B. II, 206.



Vier Jahreszeiten.

Der Vorspruch von 1814 geht nicht auf die folgenden Sprüche, die den Leser necken, ehe er in ihren Sinn eingedrungen, sondern die vier Jahreszeiten sind es selbst, die, wie artige Mädchen, mit ihren Launen necken, da sie nicht immer freundlich sich beweisen, sondern uns oft den Genuß ihrer Gaben vermissen lassen.

Der Musenalmanach auf das Jahr 1797 brachte auf dem sechsten und siebenten Bogen 16 Distichen Goethes unter dem Namen Die Eisbahn. Am 13. August 1796 bat Goethe Schiller, diese umdrucken zu lassen, da sie, wie sie jetzt stehe, ein Ganzes zu sein verspreche, was sie nicht leiste, und die beiden einzelnen Distichen am Ende (die übrigen waren also zu einem Ganzen verbunden) den Begriff davon noch schwankender machten. Die einzelnen Distichen sollten durch einen Strich getrennt werden, und da er noch einige hinzugethan habe, so gäben sie eine Art von Folge und leiteten die folgenden ein. Derselbe Musenalmanach gab auf dem achten und neunten Bogen zwei andere, Vielen und Einer überschriebene Reihen von Distichen, welche die Unterschrift **G.** und **S.** trugen; diese waren während Goethes Aufenthalt zu Jena in der zweiten Hälfte des August gedichtet oder abgeschlossen worden. Ueber die Zusammenstellung unseres Frühlings, Sommers und Winters im Anfange des Jahres 1800 aus den genannten Distichen und die Bildung des Herbstes aus den in demselben Musenalmanach stehenden Tabulae votivae und andern dort gegebenen Distichen, sowie die metrische Durcharbeitung vgl. B. I, 267 ff. In der zweiten Ausgabe finden sich ein paar Verbesserungen, auch ist in einer Stelle die ursprüngliche Lesart wieder hergestellt. In den folgenden Ausgaben blieben sie unverändert, nur die letzter Hand brachte eine unbedeutende Abweichung. Erst nach dem Tode

des Dichters wurden 46—51 und 69. 70 aus dem Nachlasse hinzugefügt, obgleich sie keine ausgesprochene Beziehung zum Herbste haben.

Schon aus der Entstehung dieser Gedichte ergibt sich, daß an eine innere sachliche Verbindung der einzelnen Distichen nicht zu denken und man, um eine solche herzustellen, zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, ja manches zu mißdeuten genöthigt sei. Dies Loos ist unseren Gedichten in dem durch Goldschnitt prangenden Büchlein: „Vier Jahreszeiten von Goethe. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin" (Berlin 1860) gefallen. Der Herausgeber wollte „den Beweis führen, welche reiche Deutung goethesche Dichterzeugnisse zulassen und daß noch manches zu thun übrig bleibe, um diese immer mehr zum Gemeingute des deutschen Volkes zu machen", und er hoffte den tiefen Gehalt und innern Zusammenhang der vier Jahreszeiten in höherm Sinne aufgefaßt zu haben.

Gott behüte in Gnaden die übrigen Gedichte des Meisters vor einem solchen schlecht jeanpaulisirenden Gefasel, das an alles andere denkt, als an eine klare, bei der Sache bleibende Darstellung und Entwicklung des dichterischen Gedankens. Gerade die vier Jahreszeiten waren am wenigsten geeignet, für sich herausgegriffen und besonders gedeutet zu werden; denn sie leisten so wenig, was der Name besagt, daß diese Zusammenstellung durchaus verfehlt ist und den schönen Distichen zum größten Schaden gereicht. Diese stellen weder die wirklichen Jahrszeiten dar (selbst der Winter schildert nur die Eisbahn), noch die vier Jahrszeiten des Lebens; denn die Blumengalerie, welche die Bilder verschiedener Frauencharaktere aufstellt, kann am wenigsten für sich allein den Frühling vertreten (manche der Blumen gehören ja erst dem Sommer an), die Darstellung

von Liebesglück und Liebesbedrängniß hat mit dem Sommer nichts zu thun, ja wir denken uns lieber einen Liebesfrühling (auch war hier wirklich einmal ausdrücklich der Frühling genannt), und eine Sammlung von noch so glücklichen Sprüchen darf sich nicht für den Herbst ausgeben, wenn auch später ein paar Beziehungen auf die Jahrszeit hinzugedichtet wurden. Schade, daß Goethe nicht die drei Abtheilungen Die Eisbahn, Vielen und Einer in ihrer ursprünglichen Gestalt den Gedichten „Antiker Form sich nähernd" einverleibte und seine Sprüche des Musenalmanachs, die in den Tabulae votivae, den Xenien und sonst sich dazu eigneten, als Sprüche oder Tabulae votivae besonders gab. Verleitet wurde der Dichter zu seiner unglücklichen Zusammenstellung dadurch, daß die Distichen Vielen in gewisser Beziehung einen Gegensatz zur Eisbahn bildeten, so daß sie fast wie Winter und Frühling sich entgegenstehen; mit kühnem, aber unglücklichem Griffe wurden die Einer überschriebenen Distichen für den Sommer erklärt. Leider äußerte Schiller, als der Freund ihm diese drei Jahrszeiten vorlegte, dagegen keinerlei Bedenken, sondern forderte ihn auf, noch einen Herbst aus demselben Musenalmanach „zusammenzustoppeln". Wir können diese unechten Jahreszeiten, die natürlich mit Thomsons Seasons gar keinen Vergleich bestehen, unmöglich anerkennen, sondern müssen den Mißgriff des Dichters bei dieser Zusammenstellung tief bedauern.

Frühling.

Es sind die 18 Vielen überschriebenen Distichen Goethes und Schillers. Das erste war ohne Ueberschrift, das zweite hieß Mannigfaltigkeit, die übrigen wurden durch übergesetzte Buchstaben auf eine einzelne oder je drei verschiedene Damen

bezogen, die sie mit bestimmten Blumen vergleichen, oder tragen Blumennamen.*) Boas hat sich sehr bemüht, die gemeinten Damen nach der Ueberlieferung heraus zu finden, aber gehen auch ein paar Namen wirklich auf bestimmte Personen, in den meisten Fällen wollten die Dichter nur zum Rathen verlocken. Bei den meisten mit Blumennamen bezeichneten mußte, da die Ueberschriften wegfielen, der Name der Blume in dem Distichon selbst genannt werden, wodurch Aenderungen nöthig wurden.**) Schillers Gattin schrieb 6 der Distichen (1, 2, 7—9, 14) ihrem Gatten zu, doch ist hier ihre Scheidung der Goethe und Schiller angehörenden Gedichte eben so wenig zuverlässig wie bei den Xenien.***)

Die jetzige Ueberschrift Frühling ist wenig gerechtfertigt, da der Dichter nur verschiedene Blumen als Bilder von Mädchen- und Frauengestalten bezeichnet. Zunächst fordert er seine persönlich in der Weise von Genien gedachten Distichen auf, als muntere lebendige Knaben ihm Blumen aus Garten und Feld herbeizuholen, aus denen er einen dichterischen Kranz flechten wolle; ein solcher sind eben unsere Sprüche. Dabei fällt ihm

---

*) 3. L. B. 4. C. G. 5. L. D. 6. H. W. 7. N. Ź. S. O. A. D. 8. A. L. 9. Tuberose. 10. Klatschrose. 11. A. F. K. N. H. D. 12. W. R. L. K. N. J. 13. Geranium. 14. Ranunkeln. 15. M. R. 16. Kornblume. 17. C. F. 18. L. W.

**) Tuberose (9) begann früher: „Unter der Menge strahlest du vor, du ergötzest", Klatschrose (10): „Weit von fern erblick ich dich schon", Ranunkeln (14): „Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden". Einfach weg blieben die Blumennamen Geranium (13) und Kornblume (16), wodurch die Sprüche im Gegensatze zu den übrigen räthselhaft geworden.

***) Außer den bezeichneten haben diese Distichen wenige Veränderungen im Jahre 1800 erfahren. 4, 1 begann früher: „Viele Veilchen binde zusammen!" 6, 2 schloß: „Wir wissen es nicht," 15 3 „stilles und zierliches Kraut". Erst die zweite Ausgabe schrieb 13, 1 Astern statt Asters.

auf, daß einige Blumen durch Glanz und äußere Schönheit, andere bloß durch Anmuth gefallen; dem Leser stellt er anheim, selbst unter den folgenden Blumen sich auszuwählen. Also eine Blumenausstellung soll gegeben werden. Schon hier liegt bei den Blumen die Vergleichung mit Mädchen und Frauen im Sinne. Zur folgenden Bezeichnung der einzelnen Blumen vgl. Ballade 8.

Die Rose ist das Sinnbild des blühenden Mädchens, das neben prangender Schönheit durch Bescheidenheit glänzt. Die Beziehung auf Lina von Beust, die gerade nicht durch Bescheidenheit hervorragte, ist haltlos. — Das Veilchen thut sich nicht einzeln hervor, es zeigt sich nur im Sträußchen, und deutet so auf das häusliche Mädchen, dessen Werth in der Vereinigung vieler, im anspruchsvollen Leben übersehener Eigenschaften besteht. Man dachte bei der Ueberschrift C. G. an Goethes Christiane. Auffällt es freilich, daß nur hier und bei 17, die man mit Recht auf Christianen bezieht, ein Vorname mit C. sich findet. Möglich ist es, daß er durch die doppelte Bezeichnung seine Christiane necken wollte. — Bei der Lilie geht der Dichter von der Erinnerung an ein durch schlanke Gestalt und kindliche Unschuld hervorragendes weibliches Wesen aus, unter dem wohl, da er von der Vergangenheit spricht, seine Jugendgeliebte Friederike vorschwebt. Es liegt das Wort des Heilandes im Sinne (Matth. 6, 28. 29.): „Schauet die Lilien auf den Felde, wie sie wachsen. — Ich sage euch, daß auch Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselbigen eins.“ — Der Aglei, der das Köpfchen senkt, ist so schön, daß man nicht weiß, ob es ihm damit Ernst oder Spaß ist. Gemeint ist hier der rosenförmige Gartenaglei mit stark gefüllten, schönschattirten Blumen. Von der Last der Blumen sind die Stengel gesenkt. Höchst

wahrscheinlich schwebt hier die reizende junge Hofdame Henriette von Wolfskeel vor, die durch ihre Anmuth und ihr heiteres, zum Scherze geneigtes Wesen unsern Dichter in jenen Jahren anzog, der sie sein Kehlchen, auch Kamerädle nannte.*) — Die Hyazinthe tritt anspruchsvoll hervor, entbehrt, aber wahren Reizes; weder die vielen Glocken noch ihr Duft zieht an. Die drei ursprünglich angedeuteten Frauennamen sollten bezeichnen, daß es solcher Mädchen, die zu gewinnen suchen, viele gebe. — Die Nachtviole weiß nur der zu würdigen, der in der Nacht ihren köstlichen Duft empfindet. Sie ist das Bild des Mädchens, dessen Herzlichkeit nur bei näherer Bekanntschaft sich erschließt. — Den Gegensatz zu ihr bietet die Tuberose, die so stark riecht, daß wir nur im Freien und von ferne ihren Duft ertragen, sie vom Haupt und Herzen fern halten. Man hat dabei irrig an Caroline Böhmer, die spätere Gattin von A. W. Schlegel gedacht. — Der Mohn glänzt von ferne**), aber kommt man näher, so tritt man enttäuscht zurück, wie von schönen Mädchen, denen es an Herz und Geist fehlt. Irrig ist die Beziehung auf die etwas verwachsene, durch Geist und scharfen Witz ausgezeichnete Hofdame Luise von Göchhausen. — Die Tulpen deuten auf heitere Lebenslust. Auch bei ihnen, wie oben bei den Nelken, wurden drei Namen angedeutet. — Die Nelken sind sehr schön, aber zu einförmig, so daß der Dichter sich für keine entscheiden kann. Es muß hier an die Blüten desselben Stockes gedacht werden; denn die Nelken zeichnen sich gerade durch eine unendliche Anzahl von Spielarten aus. Vgl. Ballade 8 Str. 7. 8. Der Spruch behält immer etwas Schiefes. — Kann das Geranium

---

*) Vgl. zum 30. der vermischten Gedichte.

**) Es ist hier der orientalische Mohn gemeint. Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 19. August 1799. Farbenlehre § 54. Divan I, 10.

sich an Farbenglanz mit manchen andern nicht messen, so duftet es um so lieblicher, erfreut inniger als jener Farbenpracht. Vgl. den ähnlichen Spruch der Nachtviole. — Die charakterlosen Ranunkeln, welche nur bei ihrer Vereinigung im Beete durch reichen Farbenwechsel anziehen, deuten auf gewöhnliche Gesellschaftsdamen ohne besondern Reiz. — Reseda erfreut nur durch den vollen lieblichen Duft, der sie zu einer angenehmen Zimmerpflanze macht. Der Dichter deutet mit ihr auf eine zum herzlichen Familienleben geschaffene Seele, auf ein stillliebendes Gemüth, nicht, wie Martin meint, der bei Zimmer in seiner nach Beziehungen haschenden geschmacklosen Weise an Frauenzimmer denkt, auf eine fromme, deutsche christliche Hausfrau. — Kornblume, die blaue Cyane, ist so schön, daß sie dem Garten zur Zierde gereichen würde, aber ihr besonderer Werth liegt darin, daß sie die freiwillige Begleiterin der das Leben erhaltenden Saatfrucht ist. Sie deutet auf die rüstig schaffende, nur für andere thätige Hausfrau von gefälligem Wesen. Eine bezeichnende Probe von Martins Mißdeutung bietet seine Erklärung: „Sehr schön könnte eine solche Hausfrau am Ende auch sein: der Adel der Gesinnung verleiht oft äußeren Reiz. Und sorgfältig könnte man sie pflegen und mit Pracht umgeben.“ Golden steht, wie in der zwölften römischen Elegie 6. — Das Vergißmeinnicht bezeichnet ein nicht durch den Glanz ihrer Erscheinung oder hohen Geist ausgezeichnetes, sondern durch holde Anmuth und innige Liebe sich unvergeßlich der Seele einprägendes, sie festhaltendes Wesen. Ohne Zweifel schwebte dem Dichter hierbei seine Christiane vor, wenn auch in dem ursprünglich über dem Distichon stehenden C. F. nur das C. stimmt; vielleicht sollte das F. schalkhaft auf den Scherznamen Füchsin gehn, den Mißwollende ihr gaben. Andere bezogen das Distichon

dagegen auf die Gräfin Constanze von Fritzsch, die schon damals mit den weimarer Kreisen in Verbindung stand. — Nur in dem letzten Distichon tritt die Gemeinte mit ihrem Vornamen auf, der nicht zu dem übergesetzten Zunamen stimmt. Man hat hierin mit Recht den Namen der regierenden Herzogin Luise von Weimar gefunden, und die Anrede Eleonore darauf bezogen, daß der Dichter sie als Prinzessin Leonore von Este im Tasso idealisirt hat. Vgl. B. I, 313. Die Herzogin bedarf keines Blumenbildes, das Herz denkt sie sich als Inbegriff jeder Hoheit und Tugend, da ihr Eindruck ein unauslöschlicher ist. Martin, der zu behaupten wagt, es sei noch nicht enträthselt, wer diese Eleonore sei, bemerkt zur Deutung: „Wo sich Herz zum Herzen gefunden, gilt es keine Trennung mehr; es gibt ein Band bis über das Grab.“ Hier ist von keiner Liebe, sondern von Verehrung die Rede. Wie schön schließt der Dichter die Reihe mit seiner Herzgeliebten und der höchsten der Frauen! Jede Beziehung auf Charlotte Stein mußte er hier meiden.

Sommer.

Diese neunzehn Distichen waren im Almanach, wo sie die Ueberschrift Einer führten, unmittelbar hintereinander gedruckt. Der Liebe Leid und Lust, welche die Einzige in der Seele des Dichters weckt, findet hier ihren herzlichen, bald klagenden, bald neckischen, bald innig bewegten Ausdruck. Selbst Frau von Stein, die damals noch so sehr gegen Goethe verstimmt war, fand in diesen Distichen schönes Gefühl. Daß der Liebende ein Dichter sei, tritt mehrfach hervor.

19. Anruf der Musen, ähnlich, wie er oben 1 die Distichen aufrief. Die Qual, die Amor spielend in seiner Seele erregt, läßt ihn die Musen anrufen, diese dichterisch auszusprechen, was

als ein Spiel mit ihnen, im Gegensatz zu Amors Spiel mit ihm, glücklich bezeichnet wird.*) Es ist eben nur an einzelne Distichen zu denken; zu großen Gedichten hat er jetzt keine Zeit mehr. — 20. Solche hat er ihr früher gedichtet, wo die Geliebte sie abschrieb. Diese Abschriften, in denen gleichsam die innerste Herzlichkeit sich verkörpert, da Liebender und Geliebte daran gleichen Theil haben, sind so einzig, daß weder die Bibliothek eines Königs noch die eines Gelehrten sich solcher rühmen kann. — 21. Die zuerst langsam keimende Neigung hat ihn rasch ergriffen.**) — 22. Alle Plätze, auf denen er mit der Geliebten zusammen sich findet, erhalten für ihn Leben. — 23. Kant hat Recht, daß Raum und Zeit nicht Eigenschaften der Dinge, sondern Anschauungen a priori, Formen der Anschauung sind, da das Eckchen der Welt, an welchem er sich des Glückes seiner Liebe freut, ihm unendlich, nicht individuell beschränkt scheint. Das Eckchen, ähnlich wie Horaz carm. II, 6, 13. 14 terrarum angulus braucht, von jedem Flecke, nichts als Gegensatz von Raum, wie Martin will. Vgl. Lieder 66.***) — 24. Liebe läßt uns noch weniger los als Sorge. Vorschwebt hier, wie auch im zweiten Theil des Faust Akt V und am Schlusse von Schillers Siegesfest, die Stelle des Horaz carm. II, 16, 21. 22 (vgl. III, 1, 38—40). Vgl. Lieder 56 zu Ende. Antiker Form sich nähernd 7.†) — 25. Noch unüberwindlicher wird die Liebe durch die Macht der Gewohnheit.††) — 26. 27. Das erstere ist

*) Das Distichon begann ursprünglich: „Grausam handelt Amor mit mir!"

**) V. 1 stand hier zuerst V. 1 das passendere Frühling statt Sommer, 2 schoßt statt reift.

***) Ursprünglich schloß V. 2 Formen des Denkens.

†) Im Almanach stand V. 1 zu Pferde, 2 mir auf.

††) V. 1 lautete ursprünglich: „Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber", 2 begann „Gar die Gewohnheit".

Ausdruck der unendlichen Freude, ein herzliches Blatt von der Geliebten zu erhalten.*) Das andere bezeichnet das Entzücken über ihr seelenhaftes Wort. Sollte dies Täuschung sein, so wünschte ich allen Dichtern, Sängern und Schauspielern diese Kunst der Täuschung. Vgl. venediger Epigramme 100.**) — 28. 29. Der Dichter kehrt zu seinen Gedichten an die Geliebte zurück. Mit seinem Gedichte wünschte er ihr zugleich den Genuß mittheilen zu können, den ein gutes Gedicht dem Dichter selbst beim Dichten macht. Seine auf das vorige Epigramm bezügliche Klage, daß man in einem Distichon nicht viel herzliches sagen könne, weist diese mit der Berufung auf die noch größere Kürze eines Kusses zurück; nur auf die Empfindung selbst komme alles an. Martin mißdeutet auch hier, wenn er bemerkt: „Ein kurzes Gedicht ist schon herrlich, herrlicher ist der herzliche Kuß.“***) — 30. 31. Die verzehrende Lust unbefriedigter und die Seligkeit befriedigter Liebe.†) — 32. Keineswegs Antwort, weder des Liebenden selbst noch der Geliebten. Die im Herzen lebende Liebe bleibt sich immer gleich, da sie von der herzlichen Neigung des andern Theiles überzeugt ist.††) — 33. 34. Diese beiden Distichen beziehen sich nicht auf des Dichters eigene Neigung. Das erstere spricht der Liebende, der alles besitzen möchte, um

---

*) Der Almanach hatte V. 1 „zweimal, ja“.

**) Das Distichon begann ursprünglich: „Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen.“

***) Im Almanach schließt das Distichon: „ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß?“ Vgl. oben S. 115.

†) Erst in der zweiten Ausgabe folgte der Dichter dem jetzt allgemein gangbaren Gebrauch, Gift sächlich, nicht männlich zu setzen.

††) 1800 hatte Goethe am Anfange „Wahre Liebe ist die“ geschrieben, die zweite Ausgabe stellte das ursprüngliche wieder her. V. 2 hat die Ausgabe letzter Hand den Druckfehler der dritten versenkt nicht verbessert.

die Liebe der Einzigen zu erwerben;*) das andere äußert die Geliebte, welche fühlt, wie sehr sie das Herz des unglücklich Liebenden verwundet, und ihm doch nicht sagen darf, wie sehr sie ihn bedauert. Geschärfter kaum zu billigen für schärfer. Rhadamant, der Richter der Unterwelt. Vgl. die vierte römische Elegie 13 ff. — 35. 36. Schöne Paramythie von der Vergänglichkeit der Schönheit und Liebe. Vgl. Herders Paramythie die Rose. Sie bildet die Einleitung zum Schlußdistichon, welches den herzlichen Wunsch ausspricht, nicht das Ende seiner Liebe zu erleben. Vgl. Klopstocks Ode Selmar und Selma.**) Ganz willkürlich theilt Martin diesen Spruch den Liebenden zu. Auch ist es verkehrt, wenn er zu den auf die Vergänglichkeit bezüglichen Distichen bemerkt, der Dichter führe uns sehr sinnig vom Sommer fort, wie schon daraus sich ergibt, daß bei der Dichtung der Distichen Einer noch gar nicht an den Sommer gedacht war.

Herbst.

Von diesen 54 Distichen sind drei oder vier (38, 54 und 91, wahrscheinlich auch 72) im Jahre 1800 hinzugedichtet; 46—51 und 69. 70 wurden erst nach Goethes Tod eingeschoben. 39 ist aus den Xenien des Almanachs (127), 40—45. 52. 53. 55—62. 64 aus dem Tabulae votivae, die übrigen aus den Xenien oder andern Stellen desselben Almanachs.

38 leitet die Sprüche als „Früchte des Lebens" ein, aus dem sie freilich selten uns so entgegen lachen, wie der frische, lebensvolle Apfel vom Baume. — 49 nimmt den Moralisten gegenüber das Recht der Muse in Anspruch, frei mit Amor zu spielen

*) In den neuen Gedichten stand durch Druckfehler um nach mit ihr.

**) Schillers Gattin schrieb beide, Hoffmeister mindestens das erste Schiller zu. Der Druckfehler beide ward schon in den neuen Gedichten verbessert.

(vgl. oben 19), was 49 dadurch begründet, daß die Muse dem sittlichen Maßstab nicht unterworfen ist.*) Vgl. zu den vermischten Ged. 1. — 41. Nur wer von wahrem Menschengefühl durchdrungen ist, kann dichten, nur wer von der Macht der Liebe ergriffen ist, diese besingen.**) — 42. 43. Das erstere bezieht sich auf das Genie, das andere auf die Kunst; beide sind zur Dichtung erforderlich. Vgl. Hor. A. P. 408—411. Der allmächtige Strahl ist das Licht, dem der Dichter hier nährende und erschütternde Kraft beilegt, insofern das Genie bildend, aber auch erschütternd wirkt. Sehr schön werden die zum Erlernen der Kunst nöthigen Eigenschaften als Vorzüge des Deutschen bezeichnet. Vgl. venediger Epigramme 33.***) — 44. Lob der fördernden Wechselwirkung gleichstrebender Freunde.†) Martin nimmt, wie er pflegt, Ungehöriges aus dem bildlichen Ausdruck als sachlichen Inhalt herüber. Auch durfte er den Spruch nicht auf den Austausch der Gedanken beschränken. — 45. Kann man sich selbst nicht zu

---

*) Beide Distichen waren an die Moralisten überschrieben. Im letztern stand V. 1 „Das ziemet", 2 „sich nicht", und es folgte darauf noch:

Nicht von dem Architekt erwart ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum herrlichsten aus!

**) Das Distichon folgte in den Tabulae votivae unmittelbar nach dem vorigen Spruch; es war überschrieben „An die Muse". V. 1 stand „o Muse, belebe".

***) Der erste in den Tabulae votivae (81) Genialische Kraft überschriebene Spruch hat dort noch das zweite Distichon:

Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

Der zweite Spruch schließt die Tabulae votivae und führt die Ueberschrift Guter Rath.

†) Tabulae votivae 14, Wechselwirkung überschrieben.

einem vollendeten Ganzen entwickeln, so mache man sich in einer Richtung tüchtig, um so dem Ganzen zu dienen.*)

46—51. wurden nach Goethes Tode eingeschoben. Sie erschienen zuerst am 13. Juli 1830 im Chaos. — 46. Ein wahrhaft edler Sinn freut sich auch des von andern glücklich Entdeckten. — 47. Das höchste Gut des Lebens ist Herzenswärme, die alle Lebensalter durchglüht; sie wünscht der Dichter auch der Geliebten. Daß es ohne Herz auch keinen wahrhaft großen Mann geben könne, hat der Dichter schon früher einmal ausgesprochen. Martin bezieht den Spruch auf die Liebe, was nur in weiterm Sinne richtig ist. — 48. Dichterischer Ausdruck, daß Gleich und Gleich sich gern gesellt (vgl. Lieder 13), wobei der Dichter von der Erfahrung ausgeht, daß auch zuweilen die entgegengesetzten Pole, Jugend und Alter, sich anziehen. — 49. Edle Männer sind wie Sterne, welche das Leben erleuchten. Ueber die frühere Gestalt dieses Distichons vgl. B. I, 292. — 50. Steigerung des in 46 Gesagten. Goethe schrieb das Distichon im August 1805 in das Stammbuch seines Sohnes. Vgl. B. I, 293. — 51. Möge dir nie die erhebende Neigung der Bessern entgehn. Gleichfalls Stammbuchvers derselben Zeit. Vgl. B. I, 292.

52. 53. Aus den Tabulae votivae, wo der erstere Spruch (22) Natur und Vernunft**), der andere (25) Glaubwürdigkeit***) überschrieben ist. Die Schwärmer sind nicht im

---

*) Schiller nahm unser Distichon aus den Tabulae votivae (17) mit der ursprünglichen Ueberschrift Pflicht für jeden in seine Votivtafeln auf. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Gedichten III, 262 f.

**) Es folgt dort als Gegensatz das Distichon:

Wärt ihr, Philister, im Stand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

***) Die Rede ist dort an mehrere gerichtet, und so steht redliche Freunde, euch und glaubt.

Stande, wahre Ideale zu fassen, sonst müßte gerade die Natur sie anziehen, die das höchste Ideal, Gott selbst ist. Nichts ist zuverlässiger als eigene Lebenserfahrung. — 54. Im Jahre 1800 als eine Hindeutung auf die Jahreszeit hinzugedichtet. Wenn in der Natur die Blüten vergehn müssen, damit die Früchte sich entwickeln, so gibt die Dichtung zugleich Blüte und Frucht, da ihre Blüten, das aus der bewegten Seele hervorgequollene Gedicht, zugleich eine Frucht unserer in ihm zu lebendiger Klarheit sich entwickelnden Empfindung ist. Man könnte aber Frucht auch darauf beziehen, daß die holden Geistesblüten von andern genossen werden. Martin hat seine Deutung: „Die Kunst läßt die Blüten uns noch erblicken, wenn die Früchte da sind", bei seiner sonstigen Redseligkeit zu erklären unterlassen.

55—62 sind aus den Tabulae votivae, wo die vier ersten fast unmittelbar hintereinander (26—30) stehen unter den Ueberschriften Was nutzt, Was schadet, Das Schooßkind, Trost stehen.*) — 55. Die Wahrheit ist, auch wenn sie schadet, dem Irrthum, auch wenn er Nutzen bringt, vorzuziehen, da der Schmerz, den sie verursacht, durch die Einsicht geheilt wird, der Irrthum aber nothwendig verderblich wirkt, wenn er auch augenblicklich äußern Vortheil bringt. Sonst bemerkte Goethe, Wahrheit könne am Anfang schaden, auf die Dauer nutze sie immer, umgekehrt der Irrthum.**) — 56. Nicht der Irrthum, aber das Irren ist immer schädlich, da es unsere Ansicht nachhaltig trübt, so daß wir nur mit großer Mühe zur reinen Anschauung uns

*) Nach dem dritten findet sich das Distichon:

Zucht.

Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd.

**) Ursprünglich stand V. 1 „wie zieh ich sie vor".

zurückfinden. Die von dem Irrthum ausgegangene Trübung erkennen wir erst in ihren Folgen, wenn wir endlich glücklich am Ende der Bahn zur vollendeten Erkenntniß gelangt sind.*) Seltsam erklärt Martin: „Das Irren, das Prinzip, ist gottlos, ist, gleich der Lüge, vom Teufel." — 57. Unser Irrthum ist uns werth, weil er aus unserer Seele sich gebildet hat, unser eigenes Kind ist.**) — 58. Wie zugänglich wir auch dem Irrthum sind, führt uns doch ein geheimer innerer Drang der Wahrheit unmerklich zu.***) — 59. In den Tabulae votivae (51) Aufgabe überschrieben und unter diesem Namen von Schiller unverändert in seine Votivtafeln aufgenommen.†) Nicht alle können gleich bedeutend sein; strebe nur jeder nach der höchst möglichen Entwicklung der ihm verliehenen Kräfte. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Gedichten III, 263. — 60. Aus den Tabulae votivae (68), wo es die schwere Verbindung überschrieben ist, auch von Schiller aufgenommen. Selten vereinigen sich geniale Kraft und Regel, weil jene sich nicht gern beschränken, diese nicht im Dienste eines Genies wirken will; nur wo das Genie sich der Leitung der Kunst fügt, entsteht Vollendetes. Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyr. Gedichten III, 278 f. — 61. Aus den Tabulae votivae (75), wo oben 42 darauf folgt. Es ist dort vergebliches Geschwätz überschrieben. Der Verstand kann nichts schaffen, und so auch

*) Das Distichon begann ursprünglich: „Ist ein Irrthum wohl schädlich?" 2 „Immer ists schädlich."

**) Im Almanach stand „Kinder lieben wir nie so sehr."

***) Ursprünglich begann der Spruch: „Nie verläßt uns der Irrthum". Erst die Ausgabe letzter Hand hat ziehet statt zieht.

†) Goethe veränderte die ursprüngliche Lesart, die: „Keiner sei gleich dem andern" lautete.

kein Kunstwerk hervorbringen. Vgl. 41. 42.*) — 62. In den Tabulae votivae (84) der berufene Leser überschrieben.**) Nur, wer sich ganz einer Dichtung hingibt, vermag sie völlig in sich aufzunehmen und richtig zu würdigen. — 63 steht mit Goethes Namen auf dem dritten Bogen des Almanachs***) hinter Schillers Spruch der Aufpasser:

Strenge wie mein Gewissen bemerkst du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

Nur den schätze ich als Freund, der mich durch lebendige Theilnahme an meinen Bestrebungen fördert, nicht durch äußere Freundlichkeit mich gewinnen will. Vgl. 44. — 64. Wieder eine der Tabulae votivae (13), dort das blinde Werkzeug überschrieben.†) Nur demselben edlen Ziele mit Begabten zuzustreben, ist des Menschen würdig, nicht sich zum blinden Werkzeug fremder Zwecke herzugeben. Zum Zwecke, dem Zwecke, den er selbst hat, während jener einen andern selbstsüchtigen verfolgt.

65—68. Aus den Xenien, wo sie Moderecension (277), das Verbindungsmittel (12, auf Lavater), H. S. (19, auf Jung Stilling), Revolutionen (93) überschrieben sind. — 65. Man darf in seinen Urtheilen nur seiner Ueberzeugung folgen, nicht den Neigungen der Menge zu Gunsten reden.††) In Goethes Nachlaß fand sich das Distichon:

---

*) Seit der zweiten Ausgabe steht vernünftge statt vernünftgen.

**) Vorangeht:

Der berufene Richter.

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

***) Der Schluß lautet dort „sag' ich ihm diesmal: Leb wohl!"

†) Hier stand V. 1 „eine herrliche Seele".

††) V. 2 begann ursprünglich: „Hinwirfst, so bist du fürwahr".

Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert,
Zudeckt? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.*) —

66. Die Eitelkeit macht es allein möglich, daß ein hoher, reiner Geist sich zu gemeinem, unreinem Handeln hinreißen läßt. Körner hat das Distichon in Schillers Gedichte aufgenommen. Vgl. die Erläuterungen zu diesen III, 303. — 67. Die weichen, gefühlvollen Naturen sind zu allem Truge fähig, da ihnen meist der natürliche Halt einer männlichen Seele mangelt. — 68. Das leidenschaftliche Verkünden der Freiheit, womit die Franzosen die Welt aufregen, verhindert jede natürliche Ausbildung, wie es auch die Reformation früher gethan, da sie die Gewissen gewaltsam befreite durch Zerstörung der alten Kirche; der durch beide hervorgerufene Kampf störte die ruhige Entwicklung. Andere haben hier an das erstarrte Lutherthum des achtzehnten Jahrhunderts gedacht.**) Diese Xenie leitet die politischen Sprüche ein. — Die beiden zunächst folgenden, hier unglücklich nach Goethes Tod eingeschobenen Distichen 69. 70 gehen auf die neuen, dem gealterten Dichter höchst widerwärtigen deutschen Liberalen, die, wie er meinte, von der Eitelkeit, sich einen Namen zu machen, getrieben, sich nicht scheuen, dem Pöbel zu schmeicheln. Der Gegenredner ereifert sich über den Namen Pöbel, worauf der Dichter scharf erwiedert, gerade sie möchten das ganze Volk zum Pöbel erniedrigen, indem sie, statt es zu bilden, es durch leidenschaftliche Aufregung zum willenlosen Werkzeug ihrer Hand

---

*) In den Tabulae votivae (82) findet es sich unter der Ueberschrift Delicatesse im Tadel. Dort steht zärtlicher Tadel und deine Schwäche. Der zweite Vers lautet: „Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt."

**) Die Xenie lautete früher:

Was das Lutherthum war, ist jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

machten. — 71 folgte in den Xenien, wo es Parteigeist überschrieben ist, auf 68 und stand unmittelbar darauf bis zur Ausgabe letzter Hand. Lange dauert es, ehe die durch die Parteibildung entstandene Aufregung sich legt, und die so nothwendige Einigung der Ansichten sich herstellt. Der Kampf der Parteien war unserm Dichter höchst widerwärtig. — 72. Der Spruch erschien zuerst an unserer Stelle des Herbstes, für den er im Jahre 1800 gedichtet scheint. Der spottende Dichter läßt jede Partei der andern ihre Berechtigung bestreiten, indem sie für sich allein die Wahrheit in Anspruch nimmt.

73—90 stehen auf dem zweiten Bogen des Almanachs unmittelbar hintereinander, nur 76. 77 finden sich auf dem dritten Bogen unter einer Ueberschrift als Lückenbüßer zwischen zwei größern Gedichten. Der Almanach läßt auf die Sprüche Goethes sieben von Schiller folgen. Hier führen die goetheschen die Ueberschriften: 73. Väterlichster Rath.*) 74. Der Biedermann.**) 75. Würde des Kleinen. 76. 77. Das Heilige und Heiligste. 78. Der Würdigste.***) 79. Das Erste. 80. Ultima ratio.†) 81. Wer will die Stelle.††) 82. Zum ewigen Frieden.†††) 83. Zum ewigen Krieg. 84. Unterschied. 85. Ursache. 86. An den Selbstherrscher. 87. Der Minister.*†) 88. Der Hofmann. 89. Der Raths-

*) V. 1 findet sich: „Willst du frei sein, mein Sohn“, 2 „und sieh niemals“.

**) Die Antwort lautete hier: „Der immer, welchen Vortheil er hat, stets sich zum Gleichgewicht neigt“.

***) V. 1 steht der Regierung statt des Staats, der Pentameter lautet: „Und im despotischen Land ist er der Pfeiler des Staats“.

†) Das Distichon begann ursprünglich: „Fehlt die Einsicht von oben“.

††) V. 1 stand gesehen.

†††) V. 1 begann: „Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet“.

*†) V. 2 stand „er sei“.

herr. 90. Der Nachtwächter.*) Auf diese Reihe von Sprüchen bezieht sich Schillers Aeußerung im Briefe an Goethe vom 1. August 1796: „Da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche bloße Lehren enthalten und gar niemand treffen, von den satirischen ganz getrennt sind, so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört davor (?), weil sich diese Confessionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und selbst an den Meister anschließen und in Form und Inhalt unverkennbar Ihren Stempel tragen." Goethe hatte hier Kants im vorigen Jahre erschienene Schrift Zum ewigen Frieden. Ein Entwurf im Sinne. Der königsberger Weise hatte ausgeführt, in jedem Staate solle die bürgerliche Verfassung republikanisch d. h. die ausübende Gewalt von der gesetzgebenden getrennt und in der letztern das Volk vertreten sein; jede Form des Staates sei republikanisch oder despotisch, die Demokratie nothwendig despotisch. Goethe setzt das Glück des Staates nicht in die äußere Form, sondern in Tüchtigkeit, Rechtlichkeit, Thätigkeit und ernstliches Zusammenwirken aller Bürger, in Einsicht, Kraft und guten Willen der Fürsten und Entfernung aller Parteileidenschaft. Herder empfahl im folgenden Jahre in der zehnten Sammlung seiner Briefe zur Beförderung der Humanität, da von Entwürfen zum ewigen Frieden viel gesprochen werde, nach launiger Erwähnung dessen, was die Irokesen dazu vergeblich versucht, als „große Friedensfrau" allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit, thätige Vernunft, deren sieben Gesinnungen seien Abscheu gegen den Krieg, verminderte Achtung gegen den Heldenruhm, Abscheu der falschen Staatskunst, ge-

*) Der Pentameter lautete früher: „Singe, wie mehrere thun, schlafend, wo möglich, dein Lied".

aber wo es einen Vertrag gilt, muß er alles genau erwägen und den erfahrenen Kanzler befragen, daß er sich und dem Rechte des Landes nichts vergebe. — 87. Vortreffliche Bezeichnung der Eigenschaften eines tüchtigen Ministers, wobei noch der Wunsch hervorgehoben wird, daß ein solcher Minister lange dem Fürsten bleibe, da der häufige Wechsel nicht gedeihlich sei. — 88. Vom Hofmanne verlangt der Dichter nur Klarheit und Feinheit, da er der Würde des Hofes nach außen hin in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen entsprechen soll; sonstige Eigenschaften können ihn als Menschen zieren, der Hofmann bedarf ihrer nicht. — 89. Beim städtischen Rathsmanne, Rathsherrn, kommt es nur auf Redlichkeit und Treue an, weniger auf ausgezeichnete Klugheit; er bedarf nur gesunden Menschenverstandes. Ganz widersinnig bezieht Martin auch diesen Spruch auf den Minister, der klug, aber nicht der klügste zu sein brauche. Auch der Erklärer sollte wenigstens klug sein. — 90. Scherzend deutet der Dichter an, daß man von den niedrigsten Beamten nichts weiter verlangen könne, als daß sie ihre Pflicht thun, ohne weitere Ansprüche an sie zu erheben, wie denn im Staate so manche eben nur ihre, wie unbedeutend sie auch sei, doch nothwendige Stelle vertreten. Der Nachtwächter steht hier als niedrigster aller Angestellten der Stadt, wie wenn es in der Bühnenbearbeitung des Götz heißt: „Vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter grüßt euch die Stadt.“ Ob der Nachtwächter wachend oder schlafend sein Lied singt, darauf kommt es nicht an, wenn er es nur jede Stunde singt. Martins Gedanke, daß der Dichter sich dem Nachtwächter vergleiche, der sein Lied schlafend singt, ist dieses Erklärers würdig.

91. Mit dem zum Abschlusse des Herbstes gedichteten, an die Jahreszeit erinnernden Spruche entschuldigt der Dichter be-

scheiden die diesmal gebotenen Sprüche als leichte, welkende Blätter; ein anderer Herbst werde ihm statt dieser wohl schwellende Früchte dafür bringen. Er denkt also noch nicht an sein Ende, wie Martin voraussetzt. Es ist eine höfliche Verbeugung gegen den Leser, dem aus diesen Sprüchen gereifte Lebensweisheit in meist höchst glücklicher Fassung entgegenleuchtet. „Schwellende Früchte" sind es freilich nicht, nur leichte, aber keine welkenden Blätter, doch beruht auch dieses welkend großentheils eben auf der Vergleichung mit dem blätterstreuenden Herbste.

Winter.

Der Dichter nahm hier die Eisbahn mit wenigen metrisch-prosodischen Veränderungen aus dem Almanach herüber. Unsere sechzehn Distichen können freilich nicht als eine genügende Darstellung der betreffenden Jahreszeit gelten, aber sie stellen doch recht glücklich das buntbewegte Treiben der Eisbahn als Sinnbild des Lebens dar und schließen sich in einer reinern Einheit als die übrigen Jahreszeiten zusammen.

92. Höchst anmuthige Andeutung der eben gebildeten Eisbahn an heiterm Tage mit ihrem bewegten Leben. Von einer Vergleichung mit dem Winter des Lebens ist noch keine Rede.*) — 93. Das Hinschweben über die Eisfläche statt der gewöhnlichen Bewegung der Wanderer scheint wie ein Traum und diese Erscheinungen weisen auf das Leben bedeutungsvoll hin. Der Spruch dürfte später, gerade nicht glücklich, an dieser Stelle eingeschoben sein, um schon hier auf die sinnbildliche Verwendung vorzubereiten. Martin faßt irrig lieblich und ernst, was nur

*) Ursprünglich stand „die Welle" statt „der Fluß". Daß an einen Fluß zu denken, zeigen auch 106. 107.

die verschiedene Art der Bilder bezeichnet, als Gegensatz zu bedeutend.

94. Vortrefflich vergleicht der Dichter die Eisbahn mit dunkeln, geistig erstarrten Jahrhunderten, wo das Menschengefühl und die Vernunft zwar nicht ganz erstarrt waren, aber doch nur noch im Verborgenen fortwirkten.*) — 95. Nach der Art der Bahn richtet sich der Gang; auf der glatten Fläche bewegt man sich keck, weil gerade der Aengstliche hier dem Falle am ersten ausgesetzt ist. Das Leben faßt der Dichter als eine Kreisbahn, wie die beschränkte Eisbahn selbst. Martin meint, das Leben sei ein Kreislauf, wie die vier Jahreszeiten, aber diese kehren ja immer von neuem wieder, und hier ist doch nur vom Winter die Rede. — 96. Alle bewegen sich geschäftig, laufen aufeinander zu oder fliehen einander, aber keiner kann über die glatte**) Bahn im Laufe hinaus. So laufen auch im Leben die verschiedensten Richtungen und Bestrebungen neben einander oder durchschlingen sich. — 97. Hier laufen Meister, Geübte und Lehrlinge neben einander, wie auch im Leben derselbe Unterschied herrscht.***) — 98. Jeder will hier seine Geschicklichkeit bewähren; keiner läßt sich durch Tadel davon zurückhalten, keiner wird durch Lob gefördert. So muß im Leben jeder seine Kraft üben, wie es hier bei dem bloß der Unterhaltung dienenden Eislauf geschieht. — 99. Am Ufer stehen viele, die, zu plump, um sich auf der Eisfläche zu versuchen, stumm vor neidischem Eifer zusehen. Der Dichter wünscht, daß auch die gewöhnlichen Kritiker, die das Mittelmäßige verherrlichen, das Hohe herunterreißen, so von dem

---

*) V. 2 schloß ursprünglich „schlich nur tief unten im Grund“.

**) Der Komparativ nach Klopstockischer Weise.

***) Ursprünglich begann der Spruch: „Alles gleitet unter einander“.

Gefühle ihres Unvermögens gequält werden mögen. Der Vergleichungssatz wird hier mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit zum Hauptsatze. Vgl. 104. Präconen, öffentliche Ausrufer. Das letztere Wort hatte Klopstock zur Bezeichnung der Beurtheiler eingeführt. Martin dreht und wendet sich, bis er zur Deutung kommt: „Solche Urtheile sind nicht der Mühe werth, daß man sich auf der Bahn anhalten oder verdrängen ließe." *) — 100. Anrede an den ersten Anfänger. Ueberwinde nur dein Schwanken, ob du es wagen sollst, dein Zaudern und deine Angst, wage es nur ruhig, und du wirst durch Uebung zum Meister werden. — 101. Anrede an denjenigen, der sich schon in zierlichem Laufe versuchen will, ehe er noch Sicherheit erlangt hat. Nur aus wahrer Kraft geht die Anmuth hervor. Gegen diejenigen Dichter, welche ohne Talent sich mühsam versuchen. Der Sicherheit im Laufe entspricht das Genie, die Natur (vgl. oben 42), die vollendete Kraft. — 102. Keiner ist vor dem Falle sicher, aber am gefährlichsten fällt der Meister, eben weil er sich am sichersten fühlt und mit aller Anstrengung in seinem Laufe sich so lange wie möglich hält, weshalb er mit voller Kraft stürzt, während der Schüler leicht seiner Kraft mißtraut und sich eher fallen läßt. Martin wagt gegen die deutlichen Worte des Dichters zu behaupten, es lasse sich eigentlich nicht sagen, für wen der Sturz mehr Gefahr bringe. „Im wesentlichen weniger dem Schüler, weil von ihm noch wenig abhängt (?); wo der Meister fällt, da bedarf es schon großer Meisterschaft, sich selbst zu halten und alle, welche mit ihm das Gleichgewicht verloren haben, zu stützen." — 103. Ueber den Fall des Meisters jubelt die rohe

*) Ursprünglich stand „Verkleinerer (sic) des Meisters, euch wünscht' ich, Blaß und im Ohnmachtsgefühl".

Menge, wie Philister bei Bier und Wein gegen besiegte Feldherrn losziehen.*) — Der wahre Läufer eilt fröhlich über die Fläche dahin, ertheilt gern dem Schüler Rath, freut sich des Meisters und genießt so in jeder Weise des Glückes der Eisbahn durch eigenen Genuß, Förderung anderer und Freude an der Meisterschaft. Ein herrliches Beispiel für den Lebenslauf. Martin geht hier wieder völlig in die Irre, wenn er an den Greis denkt, der allein dem Schüler Rath ertheilen könne.

105—107 gehen auf das Verschwinden der Eisbahn und haben demnach keine sinnbildliche Bedeutung. — 105. Treffende Schilderung des schwächer werdenden Eises. Das Wasser unter dem Eise hat schon wieder mehr Umfang und Kraft erhalten und die Sonne schmelzt oben das Eis. Ihre Gewalt ist sanfter als die des mächtiger gewordenen Wassers.**) Ergötzlich ist auch hier wieder Martin im Mißverstehen. „Das Eis löst sich. Das Leben schmilzt hin. Aber vor dem sanfteren Blick der Sonne von oben! Da denken wir nur Ihn, der da hat das Wasser des ewigen Lebens.“ „Das strömende Wasser“ hat er darüber eben ganz vergessen. — 106. Nun sind die Eisläufer weg, und die von neuem wallende Flut (vgl. oben 92) gehört wieder Schiffern und Fischern an. Martin denkt hierbei natürlich an unsere Nachkommen; auch diese werden „schon wieder dem Eise anheim fallen und gleich uns vergehen und fortbestehen“. — 107. Eine

---

*) Der Spruch begann ursprünglich: „Fällt auf dem Eise der rüstigste Läufer“, 2 schloß „sich über Feldherrn erhebt.“ Vgl. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 251.

**) Die Kommata vor und nach oben hat die Ausgabe letzter Hand weggelassen. Oben tritt kühn zwischen Blick und den dazu gehörenden Genitiv. Mehrfach hat sich Goethe derselben Freiheit in Hermann und Dorothea bedient. Vgl. unsere Erläuterungen I, 139.

einzelne große Eisscholle veranlaßt den Dichter zur Mahnung, auch sie möge nun zum Meere herabschwimmen, wo sie freilich nur als Tropfen ankommen werde. So löst also auch der letzte Rest des Eises sich beim Herabschwimmen auf. Martin sieht darin die Hoffnung, daß, „wenn wir nur ein Tröpflein Wahrheit mehr zu spenden gerne uns beflissen haben, das unerschöpfliche Meer Seiner Gnaden uns aufnehmen werde". Was sollen solche pietistischen Parodien, die vom Dichter ab, nicht in sein Verständniß einführen!



